PROF. DR. ALFONS NOWACK

LEBENSBILDER SCHLESISCHER PRIESTER

Akc. K. Kr 53/74/S

Prof. Dr. Alfons Nowack:

Lebensbilder schlesischer Priester

Lebensbilder schlesischer Priester

2. Teil

von

Prof. Dr. Alfons Nowack

Direktor des Erzbischöflichen Diözesanarchivs und Museums

Breslau 1939

Ostdeutsche Buchhandlung

Schelper
28/9 39

8088 ś

753 f/II 5

262.1 (438) : 92

Mit kirchlicher Druckerlaubnis vom 5. Oktober 1938

Erzbischöfliches General-Vikariat Breslau, Nr. 26578

Copyright 1939 by Ostdeutsche Buchhandlung, Inh. Viktor Kubczak, Breslau

Printed in Germany

ZBIORY ŚLĄSKIE

Vorwort

Durch vorliegende Veröffentlichung erfülle ich den mehrfach geäußerten Wunſch nach der Fortſetzung der „Lebensbilder ſchleſiſcher Prieſter". In dieſem Teil werden fünfzehn Prieſter der Breslauer Erzdiözeſe in ihrem Leben und Wirken geſchildert. Zunächſt der aus Gröbnig in Schleſien ſtammende Kanonikus Proske, der nicht nur durch ſeine innigen Beziehungen zu Kardinal Diepenbrock und Sailer, ſondern auch als genialer Reſtaurator der klaſſiſchen Kirchenmuſik bekannt iſt. Von Breslauer Domherren ſind die Prälaten Neukirch und Probſt ſowie Lorinſer und Seltmann behandelt: Neukirch, Generalvikar und Dompropſt, wohl der hervorragendſte Gelegenheitsprediger der Diözeſe, Lorinſer eine Art Univerſalgenie, ſchriftſtelleriſch bedeutend u. a. als Überſetzer Calderons, als Verfaſſer des ſiebenbändigen Werkes „Buch der Natur" und hochbegabter Journaliſt, Probſt, der bahnbrechende Liturgiker, und Seltmann, der die Vereinigung der getrennten Chriſten anſtrebende Ireniker. Auch durfte der ſchöngeiſtige Prieſterdichter Iſidor Barndt nicht fehlen, ebenſowenig der temperamentvolle oberſchleſiſche Hiſtoriker Chrząſzcz. Linus Mache, Pfarrer von Glogau, ehemaliger Generalvikariatsrat, der vor zwölf Jahren das Zeitliche ſegnete, iſt durch die Erinnerungen als Geheimſekretär des Fürſtbiſchofs Dr. Heinrich Förſter intereſſant. Zu den verdienteſten Prieſtern Oberſchleſiens gehören die drei Kirchenerbauer Ehrendomherr Leopold Nerlich, der Nachfolger Fietzeks, von dem die herrliche Kalvarie in Piekar herſtammt, Nikolaus Morawe und Amand Dronia. Morawe erbaute nach dem Plane des bekannten Kölner Dombaumeiſters Statz die Kirche in Oſtrog bei Ratibor, Dronia nach der Zeichnung des Dombaumeiſters Schmidt von Wien die vielbewunderte Kirche in Ehrenforſt (Slawentzitz). Vorbildlich wirkten als Religionslehrer und Kloſtergeiſtliche in den Klöſtern der Urſulinen und der Armen Schulſchweſtern Georg Müller und der „Bekenner" aus dem Kulturkampf, Clemens Veith. Nicht durch Taten, welche die Welt groß nennt, aber durch gewiſſenhafteſte Treue im Kleinen zeichneten ſich aus der ſchlichte Pfarrer von Dembio, Karl Wontropka, und der im vorigen Jahre als Senior der Prieſter der Diözeſen Breslau und Berlin im Alter von 95 Jahren verſtorbene Geiſtliche Rat Wernicke.

Die Unterlagen für die Lebensbilder boten archivaliſche Quellen: die Perſonalakten der Kleriker im Generalvikariat und die des Metropolitankapitels, Beſetzungs- und Bauakten des Generalvikariats, Berichterſtattungen einzelner

Pfarrer und Angehöriger, persönliche Erinnerungen des Herausgebers und vorliegendes gedrucktes Material. Von Lorinser hat bereits Meer einen Lebensabriß veröffentlicht. Doch sind darin wichtige Episoden, z. B. die Stellung Lorinsers zum Fürstbischof in betreff des Vatikanums, seine naturwissenschaftliche Bedeutung, seine journalistische Tätigkeit und seine Wanderlust, wenig oder gar nicht berührt. Das Leben des Prälaten Neukirch in den Charakterbildern aus dem Klerus Schlesiens ist nicht viel mehr als ein Abdruck der Ansprache Neukirchs bei der Weihe der Kapelle in Matzdorf. In diesen vorliegenden Lebensbildern wird eine verhältnismäßig ausgiebige Biographie Neukirchs geboten.

Ehrfurchtsvollen Dank gestattet sich Verfasser Seiner Eminenz dem Hochwürdigsten Herrn Kardinal Bertram für die hochherzige finanzielle Unterstützung auszusprechen, die das Erscheinen dieses Bandes ermöglicht hat.

Breslau, im Juni 1939.

Der Verfasser.

Inhalt

		Seite
Vorwort		5
Karl Proske	1794–1861	9
Joſeph Neukirch	1800–1879	18
Amand Dronia	1806–1886	33
Nikolaus Morawe	1813–1872	45
Ferdinand Probſt	1816–1899	52
Iſidor Barndt	1816–1891	62
Franz Lorinſer	1821–1893	75
Leopold Nerlich	1829–1895	95
Karl Wontropka	1834–1888	107
Linus Mache	1836–1927	114
Karl Seltmann	1842–1911	126
Otto Wernicke	1842–1937	132
Clemens Veith	1847–1921	138
Johannes Chrząſzcz	1857–1928	145
Georg Müller	1865–1922	154

KARL PROSKE

(1794—1861)

König Ludwig I. von Bayern traf am 29. Mai 1829 mit ſeinem Architekten v. Klenze in Stauf bei Regensburg ein, um die Stelle zu beſichtigen, wo die Walhalla erbaut werden ſollte. Die folgende Nacht wollte er in ſeinem Schloſſe Barbing, das er ſeinem hochverehrten Lehrer und Freund, dem Biſchof Sailer, zur Verfügung geſtellt hatte, zubringen. Als der biſchöfliche Gaſtgeber nun den König zum Mittagsmahl einlud, ſtellte er ihm zwei anweſende Geiſtliche vor mit den Worten: „Ew. Majeſtät, hier einer, der für mich denkt und ſchreibt (Diepenbrock), und einer, der mich geſund macht und mich geſund erhält (Dr. med. Proske). Der König wiederholte die beiden Namen, um ſie ſeinem Gedächtnis einzuprägen, und band den beiden die emſigſte Sorge für Sailers Erhaltung auf die Seele. Es iſt intereſſant, daß die beiden vertrauten Freunde Sailers zu Schleſien in enger Beziehung ſtehen, indem der eine aus Preußiſch Schleſien ſtammte, der andere von der Vorſehung berufen war, als Fürſtbiſchof daſelbſt in ſchwerſter Zeit ſeines Amtes zu walten.

Karl Proske wurde am 11. Februar 1794 in Gröbnig bei Leobſchütz als Sohn des Erbrichters Joſeph Karl Proske und deſſen Frau Johanna geboren. Der Vater erzog den Sohn ſtreng und geriet mit ihm bei der Berufswahl in Unſtimmigkeiten. Der Sohn ſollte einſtens die väterliche Landwirtſchaft übernehmen. Deshalb widerſetzte ſich der Vater dem Sohne, dem als Ideal das Prieſtertum vorſchwebte. Karl erwählte, da er durchaus ſtudieren wollte, nach rühmlicher Abſolvierung des Gymnaſiums in Leobſchütz als ſein Fach die Medizin und bezog die Hochſchule in Wien. Hier konnte er außer ſeinem Fachſtudium auch dem Intereſſe für die Muſik, für die er beſondere Begabung beſaß, Nahrung in Hülle und Fülle bieten. Dort wirkte ja um die Jahrhundertwende ein Gluck, Haydn, Mozart und vor allem Beethoven. Hat er auch dieſen Titanen der Muſik nie geſprochen, ſo beſuchte er doch fleißig ſeine Konzerte. Um das Eintrittsgeld zuſammenzubekommen, genoß er oft wochenlang zum Frühſtück und Abendbrot nur Schlickermilch und ſchwarzes, hartes Brot. Im Jahre 1813 ſchloß ſich Proske in der allgemeinen patriotiſchen Begeiſterung den Freiwilligen an. Er wurde als Eskadronschirurg in das Chevauxlegers-Regiment des General von Frauenberg aufgenommen und leiſtete als ſolcher wertvolle Dienſte. Am Ende des Jahres kam er um

ſeinen Abſchied ein, machte aber auf Wunſch des Generals von dem erlangten Abſchiede keinen Gebrauch, ſondern zog nach Frankreich und nahm an dem Kriegsfeldzug von 1814/15 unter unſäglichen Mühen und Entbehrungen teil. Er ſelbſt erzählte, daß er nahe daran war, an Typhus zu ſterben, und zwar einſam und allein liegend in einer Scheune, verlaſſen von allen Menſchen. Der General gab ihm beim Abſchied das Zeugnis, „der glückliche Erfolg ſeiner Kuren laſſe auf mediziniſche Kenntniſſe ſchließen und ſein Eifer einen Grad von gewiſſer Vollkommenheit hoffen". Proske erhielt als Anerkennung das militäriſche Ehrenzeichen und zog heimwärts. In Gröbnig glaubte man, er ſei im Kriege geſtorben, da keine Nachricht von ihm eintraf. Da hörte plötzlich ſeine Schweſter in der Nacht den großen Haushund bellen. Sie öffnete die Tür und ſah den bereits Totgeglaubten zu ihrer größten Verwunderung und Freude vor ſich ſtehen. Proske reiſte ſodann nach Halle und konnte am erſten Frühlingstage 1816 nach gut beſtandenem Rigoroſum die Approbation als praktiſcher Arzt für Preußen in Empfang nehmen. Das erſte Feld ſeiner amtlichen Wirkſamkeit als praktiſcher Arzt war Oberglogau, wo der unermüdliche und geſchätzte Doktor, der inzwiſchen auch zum Dr. med. promoviert hatte, buchſtäblich oft ganze Tage und halbe Nächte nicht zur Ruhe und aus dem Wagen kam. Als er ſeinen Wohnſitz nach Oppeln verlegte, wurde ihm die Vertretung des erkrankten Medizinalrats übertragen. Hier wurde er einmal zu dem ſchwerkranken Kinde des Regierungsrates Neumann gerufen. Tag und Nacht widmete er ſich den Forderungen ſeines Berufes, bis er in der dritten Nacht erſchöpft vor Anſtrengungen vom Stuhle ſank. Er wurde nach Hauſe geſchafft und auf ſeine Forderung mit den hl. Sterbeſakramenten verſehen. 1822 erfolgte die Beförderung des noch nicht 28jährigen Arztes zum interimiſtiſchen Kreisphyſikus in Pleß. Er hatte in jener Zeit, als ſchwere Seuchen Oberſchleſien beängſtigten, ſo viel Gelegenheit, Not und Elend kennenzulernen, daß der Gedanke an ſein früheres Ideal, das Prieſtertum, in ihm immer tiefer auflebte und er den Entſchluß faßte, nun um jeden Preis Prieſter zu werden. Im Jahre 1823 legte er das Phyſikat nieder und nahm ſeine Entlaſſung aus dem Staatsdienſte. Und merkwürdig genug, wie Diepenbrock durch das Zuſammentreffen mit dem edlen Sailer — ſozuſagen plötzlich — umgewandelt wurde, ſo wurde Sailer auch für den landfremden Proske der Magnet, der ihn an ſich zog, und das Werkzeug, durch welches Proske ſein Ideal, das sacerdotium, erreichte. Im Jahre 1823 ging er nach Regensburg, wo er die Bekanntſchaft Diepenbrocks

und des ſtürmiſchen Brentano machte, der ihm bei ſeinem Beſuche die Bücher und Muſikalien durchſtöberte, wobei dann freilich das kindlich-ſeelenvolle Auge und ſeine berühmte Dichtung „O Stern und Blume“ zur Beruhigung des aufgeregten Proske nicht mehr ausreichen wollte.

Dr. Proske, ein bildſchöner Mann mit rabenſchwarzem Haar, ſtellte ſich 1823 eines Tages dem gefeierten Pädagogen und Charakterkenner Sailer in Regensburg vor und legte ihm ſeinen Herzenswunſch dar. Sailer riet zu eingehender Selbſtprüfung und ließ erſt am Pfingſtſonntag 1824 Proske, der im ehrwürdigen Dom und in der Niedermünſterkirche unter Tränen um Erleuchtung von oben gebetet hatte, zum Studium der Theologie zu. Proske ließ ſich als Kandidat der Theologie in das Lyzeum aufnehmen. Es war für die Bewohner Regensburgs ein rührendes Schauſpiel, den jungen und bekannt gewordenen Arzt täglich mit ſeiner Mappe ins Kolleg eilen zu ſehen. Die einzige Erholung waren Beſuche bei Sailer, die zuletzt ſo häufig wurden, daß er faſt alle übrige Zeit dort zubrachte. Sailer war ſchon ſo an ihn gewöhnt, daß er ihn wenigſtens jeden Feiertag in ſeiner Equipage nach Larburg abholen ließ. Mit Recht ſagt Mettenleiter[1]: „Wer die genialen Geſpräche dieſer drei vornehmen Geiſter, Sailers, Diepenbrocks und Dr. Proskes, hätte belauſchen können!“ Sailer nannte ihn ſeinen „kleinen Doktor“. Während der Zeit ſeines Studiums wurde das Verhältnis zwiſchen Sailer und Proske immer inniger, da Proske gewiſſermaßen als Leibarzt Sailers den geliebten Lehrer durch ſeine Kunſt mehrmals dem Tode entriß.

Sailers Wirtſchafterin und Nichte, Thereſa Seitz, ſpielte bei ihrem vielbeſchäftigten Oheim gewiſſermaßen die Rolle eines Zerberus, indem ſie von dem greiſen Oheim läſtige Beſuche fernhielt. Als ſie nun mittags einſt ihrem Onkel das Ergebnis ihrer Wachſamkeit berichtete, bemerkt Sailer: „Aber das ſchwarze Herrle jag mir nicht fort!“ Damit war Proske gemeint, der immer ſchwarz gekleidet ging und einen ſchwarzen Bart trug. „Aus Dankgefühl“ ſandte Sailer dem „ſchwarzen Herrle“ einſt ein Geſchenk mit den Worten: „Gott iſt mein Zeuge, daß ich nichts anderes wollen könne, als andeuten, wie ſehr ich Sie liebe. Nichtannahme würde mein Herz unheilbar verwunden.“

Es war ein Freudentag für Sailer, als er ſeinem Schüler Proske am 11. April 1826 die Prieſterweihe erteilen konnte. Als Proske mit Sailer von

[1] Karl Proske, Regensburg 1868, S. 18.

der Primiz zurückkehrte, kniete dieſer auf einem Grabe des Friedhofes nieder und bat den Primizianten um ſeinen Segen. Nach der Prieſterweihe erhielt Proske zunächſt eine Chorvikarſtelle an der Alten Kapelle in Regensburg, verſah dann freiwillig zwei Jahre die Predigerſtelle bei der Marianiſchen Kongregation und erhielt ſpäter die winzig kleine Stiftspfarrei St. Kaſſian als Pfarrvikar. Leider machte ihm ſeine krankhafte Neigung zu Hypochondrie viel zu ſchaffen. Er war mißvergnügt und übler Laune. Häufig klagte er, daß er faſt berufslos daſitze; ob er denn zu gar nichts tauge. Da war es Diepenbrock, der zur Befreiung ſeines Freundes eingriff, indem er dem Miniſter von Schenk am 9. Mai 1829 in einem beweglichen Schreiben die traurigen Zuſtände des Regensburger Domchores ſchilderte und zur Behebung derſelben auf den muſikaliſch hochbegabten Proske hinwies. Der hochintereſſante Brief — ein echter Diepenbrock — iſt ziemlich zur ſelben Zeit von Berthold Lang S. J. (Stimmen der Zeit; Mai 1932) und von Hubert Schiel in dem Buche „Biſchof Sailer und König Ludwig I. von Bayern" (Regensburg 1932, Seite 69–72) abgedruckt. Die betreffende Stelle lautet: „Jeder Menſch von einigem Gefühl muß auf das ſchmerzlichſte verletzt werden, wenn er, in der ehrwürdigen herrlichen Kathedrale der erhabenen Feier unſerer religiöſen Myſterien beiwohnend, dieſe elende, unter aller Kritik ſchlechte, geiſtlos aus dem Profanſten gewählte und noch jämmerlicher ausgeführte Dudelſackmuſik hört, die bei der gänzlichen Zuchtloſigkeit des Muſikperſonals, bei ihrem Lärm und Gepolter auf dem Chore, geradezu darauf angelegt ſcheint, durch den grellſten Kontraſt die heiligen Eindrücke nicht bloß zu ſtören, ſondern gleichſam zu verhöhnen, welche der ehrwürdige Tempel und die religiöſe Feier auf das empfängliche Gemüt machen. Es iſt wahrlich eine Schande, daß am Sitz des Biſchofs, in der biſchöflichen Kathedrale ſelbſt und in einer ſolchen Kirche, ein ſo ſchnöder Unfug fort und fort beſtehen kann. Der Grund dafür liegt offenbar in dem ganz untauglichen Chordirigenten und Direktor des domkapitulariſchen Muſikſeminars Cavallo, der als ein blödſinniger, ganz unmündiger Menſch dieſem Amte durchaus nicht gewachſen iſt... Der Herr Biſchof und das ganze Domkapitel fühlen mit dem ganzen Publikum wohl dieſes Gebrechen, allein da ihnen die Adminiſtration jener Fonds, aller Reklamation ungeachtet, noch nicht übergeben iſt, ſo wiſſen ſie nicht zu helfen und laſſen es gehen, wie es geht. Es fehlt aber nicht an den Mitteln, ſondern nur an einem tüchtigen Manne, der, vom Geiſte der Sache durchdrungen, das Ganze zu dirigieren und eine ordentliche Zucht unter den Seminariſten ſowohl als auch

im übrigen Chorperſonal einzuführen vermöchte." Als ſolchen empfiehlt er den Dr. Proske, der nicht nur ein trefflicher erfahrener Arzt und würdiger, allſeitsgebildeter Geiſtlicher, ſondern auch ein eminenter Muſiker, nicht bloß im gewöhnlichen Sinne eines fertigen Klavierſpielers, als welcher er allerdings ſeinesgleichen ſucht, ſondern ein Muſikverſtändiger iſt, der die Elemente der Kunſt wiſſenſchaftlich ergründet und ihre ganze theoretiſche und praktiſche Literatur ſich zu eigen gemacht und ſeit längerer Zeit mit dem Studium der Kirchenmuſik ſich beſchäftigt hat... Wenn nun Proske hier keine paſſende Stelle fände, würde er in ſein Vaterland zurückkehren, was für ihn und die Freunde Sailers ſehr ſchmerzlich wäre wegen ſeines Verhältniſſes zum Biſchof, dem er als Arzt ferner noch dienen zu können hofft. Schenk möge ſeinen Einfluß beim Könige geltend machen, daß Proske die Stelle des bisherigen Domkapellmeiſters übernehme. „Hat ja S. M. der König in Verſchönerung des Domes durch neue Glasgemälde ſoviel für das Auge getan, ſoll dann das Ohr, dies noch zartere, mehr ſeeliſche Organ, das ſeither ſo abſcheulich mißhandelt wurde, nicht auch ſeine gerechten Anſprüche einmal befriedigt fühlen?"

In einem ſpäteren Brief desſelben Jahres ſchlug Diepenbrock dem Miniſter Schenk unſeren Proske für ein Kanonikat an der Alten Kapelle in Regensburg vor, um den Freund, deſſen Bedeutung für die kirchenmuſikaliſche Reform er erkannte, finanziell ſicherzuſtellen und ihm Luſt und Gelegenheit zu ſeinen muſikaliſchen Arbeiten zu verſchaffen.

Sailer wurde nach dem Tode des Biſchofs Wolff, deſſen Koadjutor er geweſen war, zum Biſchof von Regensburg ernannt. Proske hielt nun den Augenblick für gekommen, ſeine Pläne ins Werk zu ſetzen. Er verfaßte ein Memorial über den Verfall der Kirchenmuſik und machte zugleich poſitive Verbeſſerungsvorſchläge. Als Prieſter verſtand er ſehr wohl den Zuſammenhang der Kirchenmuſik mit der Liturgie und erkannte, daß die Entartung der Kirchenmuſik ſeinerzeit ihren letzten Grund hatte in der Vernachläſſigung der Liturgie. Als einziges Rettungsmittel ſchlug er die Rückkehr *zum liturgiſchen Geſange, dem Gregorianiſchen Choral, und der aus ihm erwachſenen polyphonen Muſik der Meiſter des 16. und 17. Jahrhunderts* vor. Zur großen Freude Sailers, der das Memorial dem König überſandt hatte, gab Ludwig I. 1830 ſeinen Willen kund, den Chorgeſang und die Chormuſik nach dem älteren guten Stile wiederherzuſtellen und zweckmäßigen Unterricht im Choralgeſang in den Seminarien, Klöſtern und Schulen einzuführen; alles dies ſollte im Be-

nehmen mit den biſchöflichen Ordinariaten geſchehen. Bald darauf zeigte Proske in einem zweiten Memorial Mittel und Wege, auf denen eine Reform der Kirchenmuſik in der Domkirche erreicht werden könne. Kurz vorher war Proske zum Kanonikus am Kollegiatſtift zur Alten Kapelle ernannt worden mit der Verpflichtung, auch den Dienſt des Chorregenten im Dome nach den bisherigen amtlichen Verpflichtungen des Domkapellmeiſters ohne beſonderes Gehalt bezüglich der Chorregentenſtelle zu übernehmen. Tatſächlich hat Proske das Amt des Domkapellmeiſters allerdings nie ausgeübt, wegen der Kolliſion der Pflichten eines Kanonikus der Alten Kapelle mit den Obliegenheiten des Domkapellmeiſters. Jetzt, ſeit 1831, konnte er ſich auch wieder der ärztlichen Praxis hingeben, da er von Rom durch päpſtliches Reſkript am 12. März 1832 Dispens erhalten hatte. Als Arzt war er mild, ſanft, konnte aber auch ſtreng und ernſt ſein. Es iſt zu merken, daß er nicht bloß in vornehme Häuſer ging, wie zu Sailer, Wittmann, Gläſer und Weigt, ſondern auch in die ärmſten Hütten hinunterſtieg und daſelbſt neben ſeinem ärztlichen Rate auch Geld und ſonſtige Unterſtützungen zurückließ.

Nach dem Tode Sailers gab er das dringend notwendig gewordene liturgiſche Choralbuch heraus und ſuchte die Kompoſitionen der altklaſſiſchen Meiſter der Kirchenmuſik ſeinen Zeitgenoſſen in neuen Ausgaben wieder zugänglich zu machen. Zu dieſem Zwecke begann er die Gründung einer großen Muſikbibliothek. Auf drei Reiſen nach Italien ſammelte er jene koſtbaren Schätze, die in den dortigen Archiven und Bibliotheken, vielleicht ſchon halb vermodert und verfault, der Ausgrabung harrten. In Rom[1] arbeitete er (1834) 14 Monate, dann beſuchte er zur Sammlung alten kirchenmuſikaliſchen Materials Florenz, Piſtoja, Bologna, Venedig. In Rom kam er mit Thorwaldſen, Overbeck, Cornelius, Koch und Veith zuſammen. Der preußiſche Geſandte Bunſen lud ihn oft zu ſich ein, wollte ihn — allerdings vergeblich — bewegen, in Breslau eine Domherrnſtelle anzunehmen. Graf Spaur war ein beſonderer Gönner Proskes. König Ludwig von Bayern empfing, damals in Rom weilend, Proske mit außerordentlicher Huld. Der Papſt erlaubte ihm auch während der Ferien die Vatikaniſche Bibliothek, in der ſich die Hauptmaterialien für ſeinen Zweck befanden, zu benützen. Zu ſeiner großen Freude konnte Proske auch mit Baini, Direktor der päpſtlichen Kapelle, Beziehungen

[1] Nach dem Bericht eines Augenzeugen kopierten Proske und ſein Begleiter die Partituren oft auf den Knien aus heiliger Ehrfurcht vor den erhabenen Tonwerken heiliger Muſik. Weinmann in ſeiner Proske-Biographie. Regensburg 1909, S. 31.

anknüpfen. „Ich habe", ſchrieb Proske, „unendlich mehr in dieſem Manne gefunden, als ich erwartet, und meine Erwartungen waren groß." Nach Deutſchland zurückgekehrt, gab er im Laufe der Jahre die Musica divina heraus. Der erſte Band dieſer Sammlung enthielt zwölf vierſtimmige Meſſen und erſchien 1854 kurz nach der Herausgabe des Enchiridion chorale. Im Jahre 1854 und 1855 folgte ein zweiter Band der Musica divina mit vierſtimmigen Motetten fürs ganze Kirchenjahr, und 1859 der dritte Band der Musica divina, der die polyphonen Bearbeitungen der Veſper enthält. Der vierte Band mit den Geſängen für die Karwoche, Litaneien und Tedeum wurde von Proske noch druckfertig geſtellt, aber erſt nach ſeinem Tode herausgegeben. Seit 1856 ließ Proske auch den Selectus novus Missarum erſcheinen, eine Sammlung von vier- bis achtſtimmigen Meſſen. Schwerer noch als die Sammlung und Herausgabe der Musica divina war die Umſetzung der Ideen Proskes in die Wirklichkeit. Waren doch harte Widerſtände von eifrigen Anhängern der alten Richtung zu überwinden. Die Zeit erwies ſich auch hier als das beſte Heilmittel. Im Regensburger Dom, wo bisher weltliche Konzertmuſik erſcholl (mit Geigen und Pfeifen), wurde nach Abſchaffung des Orcheſters der A-cappella-Geſang eingeführt, und Regensburg iſt heut eine der Hauptpflegeſtätten des polyphonen Geſanges, beſonders der unvergänglichen Werke von Paleſtrina, Vittoria und Orlando ſowie des Choralgeſanges. Die größte Genugtuung für den genialen Reformator! Seine einzigartige Bibliothek vermachte Proske dem biſchöflichen Stuhle in Regensburg, um ſie vor Zerſplitterung zu bewahren. Dr. Weinmann nennt ſie in ſeiner Geſchichte der Kirchenmuſik „jenes Schatzkäſtlein, deſſen Hauptjuwel die Antiquitates musicae Ratisbonensis bilden", eine Sammlung von mehr als 1200 Druckwerken oder Manuſkripten mit über 36 000 Stimmen von Kompoſitionen der Muſik des 15.—17. Jahrhunderts. An Hand dieſer „unerſchöpflichen" Bibliothek läßt ſich alſo, wie der bekannte Muſikſchriftſteller Dr. Arthur Seidel ſagt, theoretiſch, geſchichtlich und praktiſch beinahe die ganze Entwicklung der Muſik, zum mindeſten aber die der katholiſchen Kirchenmuſik ſtudieren, ganz zu ſchweigen von den nur hier vorhandenen wertvollen Codices-Schätzen, welche ſie zu einer in ihrer Art einzigen machen. Es iſt ein Unikum der gebildeten Welt, ſo daß weder die berühmten Muſikbibliotheken in Berlin, Wien, München noch die Sammlungen des Konſervatoriums in Brüſſel, Paris und Leipzig gegen dieſelbe einen Vergleich auszuhalten vermögen. So wurde vorgearbeitet: die Wiederherſtellung des ſog. Paleſtrinaſtils.

Proske war eine außerordentlich ſenſible Natur. „Er glich einer Äolsharfe, die bei der mindeſten Berührung tönte und ſtundenlang verſtimmt ſein konnte.“ Seine Einrichtung in der Kanonikatswohnung, ſein Tiſch, ſeine ganze Lebensführung zeigten die größte Einfachheit. Im Umgange war Proske die Liebenswürdigkeit ſelbſt. Allerdings konnte man ihn nicht leicht erreichen, da er der Führerin ſeines Haushaltes eingeſchärft hatte, läſtige Beſucher, wenn ſie nicht geſchäftliche und höhere Intereſſen verfolgten, fernzuhalten. Die vielen ſchmerzlichen Erfahrungen, die Proske auf dieſem Gebiete gemacht hatte, die Täuſchungen vertrauter Menſchen, die vielfachen Verkennungen, ſelbſt Verfolgung, ferner briefliche Verſtimmungen, das zunehmende Leiden und der plötzliche Tod von Sailers Neffen, des befreundeten Kanonikus Andreas Seitz, der Tod der bejahrten Nichte Sailers, Thereſe, und ſo manches andere hatten ſein Herz, das von jeher mehr zur Wehmut als zur Fröhlichkeit geneigt war, mehr und mehr verdüſtert, unempfänglich gemacht, ſo daß die Freude ſeines Umgangs gar manchmal mit ſchweren Dornen vermiſcht war. Wer aber in ſeine Klauſe Einlaß erhielt, dem ſchloß ſich ſein reicher, faſt alle Wiſſenſchaften umfaſſender Geiſt in ſchönſter Weiſe auf. In der Theologie und Philoſophie, Medizin und Politik, Kunſt und Muſik zeigte er ſich gleich bewandert. Mit größter Verehrung und Liebe hing er an ſeinem geliebten geiſtigen Vater Sailer, deſſen Tod ſeinem Herzen eine ſchwere Wunde ſchlug. Das Verhältnis Proskes zu Diepenbrock wird wie das zwiſchen David und Jonathan gerühmt. So gut ſein Herz war, ſein Wille konnte eiſenhart ſein. Der Geiſt, der in den Worten liegt: „Das muß anders werden! Es wird nicht nachgegeben, bis das Ziel erreicht iſt“, offenbarte ſich in dem zähen Kampf um die Durchführung ſeiner muſikaliſchen Reformideen.

Sein durch geiſtige und phyſiſche Anſtrengungen geſchwächter Geſundheitszuſtand nötigte ihn zum häufigen Beſuch von Marienbad. Im Sommer 1850 ſuchte er Iſchl auf, nachdem er vorher Gröbnig und ſeinen noch lebenden Vater zum letztenmal beſucht hatte. Nach einer Operation, der er ſich ohne ein Betäubungsmittel beim Wiener Arzt Moiſſiſowicz unterzogen hatte, überkamen ihn häufige Todesahnungen. Er ſchreibt: „Ich leide an einer Seelenangſt, daß mir der Atem ausgeht und ich mit Zittern und Zagen der nächſten Stunde entgegenſehe. Meine Lebenskräfte ſind zum Vergehen zerrüttet.“ In der Nacht des 20. November 1861, nachdem er kurz vorher einen langen Spaziergang gemacht hatte, trat der Tod an ſein Bett, ſo überraſchend, daß er kaum die hl. Sterbeſakramente empfangen konnte. Am folgenden Morgen ver-

kündete die große Glocke der Alten Kapelle die Trauerkunde vom Tode Proskes. Jetzt ging ein großes Klagen durch die Stadt, jetzt kam allen zum Bewußtsein, was man an Proske gehabt hatte, was er für die leidende Menschheit, für die Wissenschaft und Kunst gewesen war. Am 22. Dezember fand die Beerdigung statt. Seine Haushälterin, die Erbin des Wenigen, was er hinterlassen, setzte ihm ein prächtiges Monument mit einer Inschrift, die mit den Worten beginnt: In pace et misericordia Jesu hic requiescunt ossa R. D. Caroli Proske und folgendermaßen schließt: Medicus antea sacerdos dein propter zelum Dei permultis et lubentissime pauperibus arte et charitate corporum atque animarum procuravit salutem. In Domini laudibus assiduus easdem digne cantare docuit eo ac vos posterosque, musicae divinae restaurator ingeniosissimus. Quapropter ut cum angelorum choris jubilans spiritus eius in aeternum laetetur, qui ista legis viator gratus precare.

Sailer hat den berühmten Schlesier charakterisiert mit den Worten: „Arzt, Priester und Künstler; jeder ein ganzer Mann."

Auch die oberschlesische Heimat gedachte des berühmten Landsmannes. Im Jahre 1884 wurde an der Erbscholtisei zu Gröbnig eine Gedenktafel enthüllt mit der Inschrift: Hier wurde am 11. Februar 1794 geboren der geniale Wiederhersteller der heiligen Musik, Dr. med. Jos. Karl Proske, gestorben am 20. Dezember 1861 als Kanonikus in Regensburg.

JOSEPH NEUKIRCH

(1800–1879)

Nicht weit von der ehemals deutsch-tschechoslowakischen Grenze, zwischen Neustadt und Leobschütz, liegt die Pfarrei Füllstein, in deren Kirche Heinrich von Füllstein, Weihbischof von Breslau, im Jahre 1558 begraben wurde. Zu der gleichen Pfarrei gehört das vom Blümsdorfer Bach durchflossene Matzdorf. Aus diesem kleinen Orte stammt außer dem genialen Josef Riedel, Miterbauer der Arlbergbahn, der gefeierte Kanzelredner, Dompropst und Generalvikar von Breslau, Joseph Neukirch. Von blutarmen Eltern geboren, die in saurem Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot essen mußten, erblickte Joseph Neukirch in Matzdorf am 30. November 1800 das Licht der Welt. Er besuchte die Matzdorfer Volksschule, dann das Gymnasium in Leobschütz und bezog im 19. Lebensjahre die Breslauer Hochschule, um Theologie zu studieren. Die hl. Priesterweihe empfing er am 21. September 1822, und zwar in der Kapelle des Propsteigebäudes, also in derselben Kurie, die ihm zuletzt als Wohnstätte diente. In demselben Jahre kam er als Kaplan nach Falkenhain, wo er nach dreiviertel Jahren auf Wunsch der Gemeinde schon Pfarrer wurde.

Im Anfange seiner Wirksamkeit in Falkenhain stand Neukirch mit einer Anzahl Geistlicher Niederschlesiens noch im Banne der neologischen Bestrebungen Anton Theiners, des Verfassers des Buches „Die katholische Kirche Schlesiens", in dem gegen den Zölibat, die lateinische Sprache beim Gottesdienste und die kirchlichen Zeremonien geeifert wurde. Am 2. November 1826 reichten die Anhänger dieser Richtung an den Fürstbischof Schimonski eine in ehrerbietiger Form verfaßte Adresse ein, die von Neukirch, dem Erzpriester und Pfarrer in Warthau, Gilge, Pfarrer Pohl von Bunzlau und dem Pfarrer Haas in Großhartmannsdorf, von letzterem auch im Auftrage einiger Konfratres, unterzeichnet wurde. Es wurde Umgestaltung der kirchlichen Liturgie und völlige Veränderung des Meßbuches sowie des Rituals verlangt. Der Fürstbischof erteilte am 18. Januar 1827 den Unterzeichnern eine ernste Rüge, untersagte jede eigenmächtige Abänderung in der Feier des Gottesdienstes und Ausspendung der Sakramente, bedrohte die Hartnäckigen unter Hinweis auf das Trienter Konzil mit Zensuren und forderte den gesamten Klerus auf, sich durch die Verführer nicht verleiten zu lassen. Auch die staatliche Behörde, die von den Reformsüchtigen angerufen wurde, verhielt

ſich ablehnend und glaubte in der ganzen Bewegung auch ſtaatsgefährliche, revolutionäre Bewegungen zu erkennen. Allmählich kamen dieſe Männer zur Einſicht. In einer Nachſchrift ihrer zuletzt eingereichten Verteidigungsſchrift vom 28. April 1827 gelobten ſie feierlich, alle Satzungen des Trienter Konzils nach der Erklärung der beſten Kanoniſten anzuerkennen und ſich an ſie zu halten. Da die Worte „nach der Erklärung der beſten Kanoniſten“ von anderer Hand eingerückt waren, erklärte ſich der Fürſtbiſchof von dieſem Verſprechen nicht befriedigt und verlangte völlige Unterwerfung, die ihm auch zugeſagt wurde. Infolgedeſſen ſah der Biſchof am 19. Dezember 1828 die Angelegenheit, die anfangs ein Schisma herbeizuführen drohte, für erledigt an. Ein Zeitgenoſſe Neukirchs ſchreibt: „Es iſt allbekannte Tatſache, daß Prälat Neukirch ſ. Zt. zu den ſog. Neologen gehört hat (Neukirch, die Gebrüder Pohl, Schwenderling etc.), welche im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts für allerlei unkirchliche Neuerungen (deutſche Meſſe etc.) eintraten, ſpäter jedoch wieder einlenkten und darum ſehr glimpfliche Behandlung erfuhren. Man nannte ſie ‚die glücklichen Büßer‘. Man konnte die Herren mit Recht als Weſſenbergianer bezeichnen. Von dieſen ſagt Hansjakob: ‚Dieſe Männer waren der Mehrzahl nach allerdings ſchwach in der Dogmatik, in der Geſchäftsverwaltung aber überaus tüchtig und im ſozialen Verkehr ſo wohlanſtändig und liebenswürdig, daß man ihnen nicht gram ſein konnte.‘ Dieſes Urteil dürfte auch für den Prälaten Neukirch gelten, welcher übrigens nach ſeiner Converſio ſich jederzeit ſtreng kirchlich gezeigt hat.“ Tatſache iſt: Die vier Pfarrer gaben dem Oberhirten keine Veranlaſſung mehr, gegen ſie einzuſchreiten, und Neukirch hat nach Überwindung ſeiner jugendlichen Entgleiſung als treuer, gewiſſenhafter Prieſter der Kirche gedient. Am Schluß der Erzprieſterexerzitien 1850 hat Neukirch ſeine ehemaligen neologiſchen Beſtrebungen demütig in conspectu omnium bekannt und verworfen.

Als Neukirch im Jahre 1823 nach Falkenhain kam, fand er daſelbſt eine künſtleriſch merkwürdige Kirche vor, die um die Wende des 13. Jahrhunderts erbaut iſt. Intereſſanter noch iſt die in derſelben Pfarrei gelegene ehemalige Pfarrkirche, die ſeinen Namen trug, die Marienkirche in Neukirch, die neben dem als Fachwerkbau beachtenswerten Schloſſe auf einem Hügel liegt und von einer uralten Felsſteinmauer umſchloſſen iſt, die, wie viele andere Kirchhofsmauern in Schleſien, Schießſcharten aufweiſt. Leider liegt die Kirche in Trümmern, nur der alte Glockenturm iſt erhalten. Im Jahre 1919 ſchrieb

Verfaſſer über dieſe Kirchenruine[1]: „Das Innere des ehemaligen Kirchenraumes iſt meterhoch mit Schutt bedeckt, doch verleiht das freundliche Grün des Strauchwerks, das in dieſer heiligen Wüſtenei Fuß gefaßt hat, der Kirchenruine eine maleriſche Stimmung. Wer die Mühe nicht ſcheut, dieſe Schutthügel zu beſteigen, wird ſich reich entſchädigt fühlen. In der Niſche des Chores erblickt man noch Spuren alter Malereien, die (nach Lutſch) einen Engelreigen darſtellen. An den Seitenwänden ragen noch die alten romaniſchen Runddienſte auf, die als Stützpunkte der Gewölberippen angeordnet waren. Auf zierlichen Kragſteinen ſind halbachteckige Wandvorlagen aufgebaut. In der Turmhalle lagern noch die reichen und mannigfaltigen Kämpferkapitelle der Gewölbevorlagen und eines Portalgewändes aus gelbem Sandſtein. Lutſch hat ſieben dieſer Bauteile in dem Bildwerke zu ſeinen ‚Kunſtdenkmälern‘ abgebildet und ſagt, daß dieſe in Trümmern erhaltenen Bauteile ausgezeichnet ſind durch die friſche und vollendet ſchöne Ausbildung der Kunſtformen. „Bei der vorzüglichen Beſchaffenheit des für ſie benutzten roten Sandſteins aus Brüchen ſüdlich von Neukirch haben ſie ſich, wo ſie nicht durch herabfallendes Geſtein gewaltſam zerſtört wurden, trotz der Unbilden der Witterung erhalten; es ſind Formen, wie ſie vollkommener nicht an Muſterbauten des weſtlichen Deutſchlands vorkommen.‘ Wieviel von den teils romaniſchen, teils gotiſchen Bauteilen mag noch unter dem Schutt verborgen liegen!“

Der Schmerz Neukirchs über ſeine einſt ſo herrliche Tochterkirche wuchs mit ihrem fortſchreitenden Verfalle und brachte ihn, als ein Orkan der Kirche den Reſt zu geben ſchien, auf den Gedanken, durch Sammlungen bei allen Katholiken und Kunſtfreunden das Gotteshaus wieder zu erbauen. Am 22. Februar 1838 bat er die geiſtliche Behörde um geſchenkweiſe Überlaſſung der Kirchenruine, um ſie als Gotteshaus wiederherzuſtellen. Das intereſſante Schriftſtück lautet: „Die Pfarrkirche zu Neukirch liegt nun in Trümmern. Eins der älteſten chriſtlichen Denkmäler unſerer Provinz iſt vernichtet. Mehr als ſechs Jahrhunderte mit ihren Stürmen und Erſchütterungen ſchritten an ihm vorüber, ſie überdauerte alle. Auch aus den Kämpfen mit der Reformation, in welche ſie ſchon 1518 verwickelt wurde — ein Schüler Luthers, Melchior Hoffmann, war bereits 1519 hier als reformierter Prediger angeſtellt und verbreitete 30 Jahre hindurch die neue Lehre —, ging ſie ſiegreich

[1] Sonntagsbeilage der „Schleſiſchen Volkszeitung“, 1919, Nr. 14: „Das ſchleſiſche Heiſterbach“.

hervor. Da wehte der Geist der Toleranz im neunzehnten Jahrhundert sie leise an, und sie stürzte zusammen. Schon 1805 war die Notwendigkeit eines Umbaues des Dachstuhls als dringend erkannt worden. Der ausgebrochene Krieg nahm Mittel und Kräfte anderwärts in Anspruch. Nun kam die Zeit der Säkularisationen, ihr folgte bald die der Reklamationen, dieser die der Provokationen und endlich die der Exstinktionen. Daß während dieser Zeitläufte das Kirchenvermögen oft zu den verschiedenartigsten Zwecken verwendet werden durfte, nur nicht zum Nutzen der Eigentümerin, der Kirche, ist bekannt. So wurde denn vom Jahre 1805 bis zum Jahre 1838 kein Nagel mehr eingeschlagen, keine Schindel mehr aufs Dach gebracht, kein Stein mehr eingefügt. Lange schon stand sie da mit ihrem durchlöcherten Dach, mit ihren bröckelnden Mauern, mit ihrem nackten Spannwerke, mit ihren hohlen Fenstern, ein betrübender Anblick für den sinnenden Wanderer, wie eine Mutter von den eigenen Kindern verlassen und von Fremden verhöhnt. Da arbeitete der Orkan in der Nacht vom 20. dieses Monats als Handlanger des vorangegangenen entsetzlichen Orkans, der über einen großen Teil der katholischen Kirchen Schlesiens hingefahren. Das Dach ist niedergeschmettert, die schutzlosen Mauern werden bald der Erde gleichgemacht werden und es wird kein Stein über dem andern bleiben. Wenn dieser Bericht nicht ohne große innere Aufregung abgefaßt werden konnte, so wolle die Gnade einer hohen Geistlichen Behörde dies dem gerechten Schmerze anrechnen, der auch den Unbefangensten ergreifen muß, wenn er sieht, daß Kirchen zerfallen müssen und Zuchthäuser gebaut werden. Ich aber gehöre hierher und kann nicht zu den Unbefangenen gehören. Es ist meine Pfarrkirche, die nicht iniuria temporis, sondern iniuria iuris hat zusammenstürzen müssen, und ich habe den Eindruck vor meinen Augen. Ich kann nicht hindern, wenn der Geist von dieser Kirche, welche de facto zur Ruine geworden, auf hundert andere Kirchen hinblickt, die de iure ja auch bereits Ruinen geworden sind für die katholische Kirche!

Da mit dem Erlöschen der Pfarrei Neukirch auch das frühere Patronatsrecht erloschen und dieses Recht nun an Seine Fürstbischöfliche Gnaden übergegangen ist, so erlaube ich mir die untertänigste Bitte: Eine hohe Geistliche Behörde wolle mir die Schenkung dieser Kirchenruine gnädigst bewirken, oder, wenn dies nicht geschehen könnte, verhindern, daß diese Kirchenruine zu profanen Zwecken verwendet werden dürfe. Ich habe kein Vermögen, und mein Amtseinkommen reicht eben nur hin, meine Familie und auch mich zu er-

halten, dennoch getraue ich mir mit Gottes Hilfe, binnen zehn Jahren dies zertrümmerte Heiligtum des Herrn seinen ursprünglichen Zwecken wieder zurückzugeben. So ganz kann ja das kirchliche Leben unter den Katholiken meines Vaterlandes nicht ertötet sein, daß nicht da und dort sich ein williges Herz und eine willige Hand auftun sollte für ein solches Ziel. Ein Wiederaufbau dieser Kirche aber kann ja wohl so lange, als die katholische Kirche überhaupt noch geduldet wird, nicht verhindert werden, wenn er ohne weitere Ansprüche bewerkstelligt würde ..."

Die Antwort auf dieses bewegliche Schreiben Neukirchs liegt nicht vor. Der Ausführung seiner Absicht, die Kirche wiederherzustellen, setzte indes schon seine Berufung als Pfarrer nach Liegnitz noch in demselben Jahre ein Ziel.

Merkwürdigerweise mußten gerade 100 Jahre verfließen, bis der Plan Neukirchs wenigstens in einiger Beziehung Verwirklichung fand. Im Februor 1938 erschien unter dem Vorsitze des Geheimrats Hicke eine Kommission aus Berlin in Neukirch zur Besichtigung der Kirchenruine und zur Wiederherstellung eines Teiles der Kirchenruine für den katholischen Gottesdienst. Nach dem Berichte Hickes[1] waren wesentlich Aufräumungsarbeiten der in ihrem Kern dem 13. Jahrhundert angehörigen Kirche durchgeführt, wobei eine große Anzahl wichtiger alter Architekturglieder zu Tage gefördert wurden. „Die auch kunstgeschichtlich wichtigen Reste dieser Bauanlage sollen zu Ehren gebracht werden. Mit den vorhandenen Architekturresten wird die Südwand des langgestreckten Altarraumes wieder aufgebaut, die Nordwand gressiert. Der südliche Anbau läßt sich unter Beseitigung der Zwischenwand mit Holzdecke und steilem Schindeldach zu einer kleinen Kapelle mit etwa 80 Sitzplätzen ausbauen. Hierfür besteht für die katholische Gemeinde Neukirch, die jetzt in einem wenig würdigen Raume eines Wohnhauses ihre Gottesdienste hält, ein dringendes Bedürfnis. Soweit die Baureste nicht in der angedeuteten Weise unter Dach kommen, wird die Mauerkrone mit doppelter Rasenlage abgedeckt. Die fast verschwundene nördliche Schiffwand wird etwa 1,30 Meter hoch mit dem vorhandenen Steinmaterial aufgemauert, möglichst auch der Triumphbogen, von dem der Schlußstein vorhanden ist, wieder eingefügt und das in einer erheblichen Zahl von Einzelteilen noch vorhandene Portal an geeigneter Stelle wieder eingebaut. Die Kosten werden überschläglich mit

[1] Verwaltungsakten Falkenhain, Vol. 5, S. 144.

12 000 RM. geſchätzt und beſtritten aus Staats- und Kirchenmitteln und von der Provinz. Mit der Durchführung des Planes wird der urſprüngliche Vorſchlag des gegenwärtigen Pfarrers Dr. Waibel zur Geltung kommen."

Als im Jahre 1838 Erzprieſter Ober in Liegnitz ſtarb, hielt Neukirch ihm die Leichenrede. Seine tiefergreifenden Worte am Grabe ſeines Freundes machten einen ſolchen Eindruck, daß die katholiſche Gemeinde in Liegnitz an den Fürſtbiſchof in Breslau die Bitte richtete, den Pfarrer Neukirch zum Nachfolger des verſtorbenen Erzprieſters Ober zu ernennen. Am 14. Juni 1838 wurde Neukirch von der Regierung für die Pfarrei Liegnitz und Klemmerwitz präſentiert und die Pfarrei am 27. September ihm übergeben. Im folgenden Jahre mußte er um Stundung der quarta seminaristica einkommen, da ihm die Einſparung von Geldmitteln „aus Gründen, deren er ſich nicht zu ſchämen brauchte", unmöglich geweſen war und eine Krankheit und der Tod ſeiner Mutter neue bedeutende Ausgaben verurſacht hatte. In Liegnitz wurde er Erzprieſter, Kreisſchuleninſpektor und interimiſtiſcher biſchöflicher Kommiſſarius des Kommiſſariates Jauer.

Ein großes Verdienſt erwarb ſich Neukirch in der Angelegenheit der erloſchenen Parochien in Schleſien. Am 13. Mai 1833 beſtimmte eine königliche Anordnung, eine Parochie ſei als erloſchen anzuſehen, wenn binnen zehn Jahren 1. entweder gar kein Mitglied ihrer Religionspartei in dem Pfarrbezirke einen ordentlichen Wohnſitz gehabt hatte, 2. oder gar kein Pfarrgottesdienſt ſtattgefunden hat, 3. oder endlich die Zahl der Eingepfarrten fortwährend ſo gering geweſen, daß ein ordentlicher Pfarrgottesdienſt kein Bedürfnis war. Im Zweifelsfalle ſolle in bezug auf die Bedingungen der König entſcheiden. Die Regierungen in Breslau und Liegnitz entfalteten nun eine eifrige Tätigkeit, Oberpräſident v. Merckel, der den Katholiken gram war, drängte unaufhörlich, und ihm iſt es auch wohl zuzuſchreiben, daß bis September 1839 das Erlöſchungsverfahren von 123 (katholiſchen) Kirchen beendet und von 30 in Angriff genommen war. Das Vermögen der Kirchen wurde inventariſiert, ſtaatlich verwaltet, der Nutznießer erhielt ſeine Revenüen aus denſelben weiter, die Kirchengebäude wurden zu ſimultanen Zwecken verwendet oder an die Proteſtanten überwieſen. Aus dem Vermögen ſollte ſchließlich ein Fonds zur Unterſtützung katholiſcher Kirchen gegründet werden. Bei der Erlöſchungserklärung und Auslegung des Geſetzes vom 13. Mai 1833 verfuhr man willkürlich. Die Katholiken Schleſiens fühlten ſich auf das tiefſte gekränkt und waren erbittert. Der Regierungspräſident von Liegnitz,

Graf Stolberg, warnte den Miniſter Altenſtein vor der weiteren Ausführung des Geſetzes unter Hinweis auf die Stimmung des katholiſchen Klerus und der Bevölkerung. Da erſchien am 3. September 1839 plötzlich die königliche Ordre, daß die Verhandlungen über die als erloſchen zu erklärenden Parochien einſtweilen ſiſtiert werden ſollten. Merckel deutete die Ordre dahin, daß von jetzt an keine Kirche mehr für erloſchen erklärt werden ſollte; dagegen ſollte das Geſetz über die bereits für erloſchen erklärten Parochien fortgeführt werden. Sedlnitzky fügte ſich leider dieſer Auffaſſung und ernannte Kommiſſare für das Erlöſchungsweſen, u. a. für den Regierungsbezirk Liegnitz Erzprieſter Neukirch. König Friedrich Wilhelm IV. gab aber den Bitten einer Immediatvorſtellung katholiſcherſeits nach und verordnete durch Kabinettsordre d. d. Erdmannsdorf 20. Auguſt 1840, daß die Maßregel, nach welcher die katholiſchen Kirchen den allgemein feſtſtehenden Prinzipien gemäß den evangeliſchen Glaubensgenoſſen überwieſen werden ſollten, in der Vollſtreckung vorderhand zu ſuspendieren ſei. Das Domkapitel zu Breslau bekennt in der Todesanzeige des Prälaten Neukirch: „Die Bitte, welche Neukirch als Erzprieſter von Liegnitz weyland ſeiner Majeſtät König Friedrich Wilhelm IV. am 20. Auguſt 1840 in Schloß Erdmannsdorf vortrug, und auf welche die weiteren Erlöſchungserklärungen katholiſcher Pfarreien in Schleſien beanſtandet wurden, war eines der großen, dauernden Verdienſte des Entſchlafenen Neukirchs.“ Die Angelegenheit der für erloſchen erklärten Parochien nahm übrigens außer dem Biſchof Sedlnitzky noch die Biſchöfe Knauer und Diepenbrock in Anſpruch. Sie endete ſchließlich für die Kirche traurig genug; daß ſie indes nicht ſchlimmer endete und einen relativ günſtigen Ausgang nahm, iſt das Ergebnis der Feſtigkeit und verſtändigen Nachgiebigkeit des Fürſtbiſchof Diepenbrock. Es wurden ſechs neue Pfarreien errichtet, 59 Mutterkirchen für erloſchen erklärt und zu Filialen gemacht, 56 weitere Kirchen für erloſchen erklärt. Das Vermögen der Kirchen kam indes an den Zentralfonds unter kirchliche Verwaltung, an der auch ein königlicher Kommiſſar beteiligt ſein ſollte. Die Einkünfte ſollten zur Unterhaltung der Kirchengebäude, zur Aufbeſſerung von Pfarreien und für katholiſche Schulen verwendet werden. Von größter Wichtigkeit war, daß der Staat ſeinen früheren Standpunkt, den Papſt völlig beiſeitezuſchieben, aufgegeben hatte[1].

[1] Dr. Franz: Die Auflöſ. kath. Parochien in Schleſ. Schl. Kirchenbl. 1876, S. 25–90. Seppelt: Geſchichte des Bistums Breslau, S. 100.

Im Jahre 1843 wurde Neukirch zum reſidierenden Domherrn in Breslau ernannt. Er übergab die Pfarrei Liegnitz am 16. November dem Pfarrverweſer Schneider. Am 3. Januar 1844 erfolgte ſeine Ernennung zum Generalvikariatsrat, im März zum Direktor der Geheimen Kanzlei, 1853 zum Fürſtbiſchöflichen Kommiſſarius des Breslauer Bezirkes. Nach dem Tode Latuſſeks ernannte der Fürſtbiſchof am 4. November 1857 den treubewährten Helfer zu ſeinem Generalvikar. Die Zeit der Verwaltung dieſes Amtes war die arbeitsvollſte und verantwortungsreichſte ſeines Lebens. Neukirch mußte die ſchwere Zeit des Kulturkampfes durchleben und durchkämpfen. Er mußte ſehen, wie die Diözeſe infolge des Hinſterbens der Geiſtlichkeit, ſowie der Verbannung und zahlreicher Gefängnisſtrafen, die vom Staate verhängt wurden, infolge der Seelſorgernot einer großen Trümmerſtätte glich. Am 12. Oktober 1875 löſte Fürſtbiſchof Heinrich Förſter, der vom Staate für abgeſetzt erklärt worden war, ſämtliche biſchöflichen Behörden des preußiſchen Anteils auf, ſo daß auch alle amtlichen Verhandlungen und Korreſpondenzen mit dem Generalvikariat ihre Endſchaft erreichten. So war Neukirch, dem 1871 die Würde des Dompropſtes zuteil wurde, ſeines ſchweren Amtes als Generalvikar ledig, aber nicht ſein fühlendes Herz aller Sorge.

Ein letztes Leuchten brachte das Jahr 1872, als fünfzig Jahre nach ſeiner Prieſterweihe verfloſſen waren. Schon am Vorabende des Jubiläums, am 20. September, fand ſich in der Dompropſtei eine große Anzahl Freunde und Verehrer Neukirchs ein, der Vertreter des Fürſtbiſchofs, das Domkapitel, die Obern des Alumnats, die biſchöflichen Behörden, Deputationen des Stadt- und Diözeſanklerus, der Univerſität, des Apellationsgerichtes, des Magiſtrats und der Stadtverordneten, der Generalkommiſſion, des Oberbergamtes, des Polizeipräſidiums, der Breslauer Ärzte, des Volksvereins, Caſinos, der Reſſource zur Geſelligkeit, des katholiſchen Erziehungs- und des Vinzenzvereins, des Blinden- und Taubſtummeninſtituts und des kurfürſtlichen Orphanotropheums. Domorganiſt Greulich mit dem Domchor und der Domkapelle führte einen Satz aus der „Antigone“ von Mendelsſohn mit unterlegtem Text und einer komponierten Jubelhymne auf. Im Namen des Biſchofs überreichte Domherr Gleich dem Jubilar ein päpſtliches Breve, welches die Ernennung zum Hausprälaten Sr. Heiligkeit enthielt. Der Fürſtbiſchof verehrte ihm einen koſtbaren Kelch und das Domkapitel ein kunſtvolles Silberkreuz. Fürſtbiſchöflicher Kommiſſarius Hübner aus Zobten a. Bober überbrachte als Weihegabe des Diözeſanklerus eine Spende von 2900 Talern zum Beſten des Bonifatiusvereins.

Die Urſulinen ſchenkten ein Rochett, die Barmherzigen Brüder ein Album mit den Bildern aller Ordenskonventualen. Am 21. September erſchien der Jubilar, das erſtemal bekleidet mit den Inſignien des päpſtlichen Hausprälaten, unter dem Geläute der Glocken, geleitet vom Domkapitel in der dichtgefüllten Kathedrale und zelebrierte unter Aſſiſtenz der Domherren Klopſch, Karker und Dr. Wick das Jubelamt, das mit einem Tedeum ſchloß. Dr. Lämmer ſetzte damals in der Fakultätsſitzung die einſtimmige Ernennung Neukirchs zum Dr. theol. durch.

Neukirch war eine edle, vornehme Natur, nie ſelbſtherrlich und immer konziliant; falls die Klugheit es erforderte, auch nachgiebig, und wenn er energiſch durchgreifen mußte, ſo geſchah es immer in milder Form. Für ſeinen Charakter bezeichnend ſind die Worte, die er auf die Rückſeite einer dem Domherrn Franz Lorinſer zu ſeinem Namenstage geſchenkten Photographie geſchrieben hat:

Ich weiß nicht, ob es wahr, das Bild,
Und ob's der Bildner traf,
Das weiß ich, daß ein treues Herz
Der beſte Photograph.

24. 3. 57
12. 7. 55
5. 10. 60

Ganz hervorragend war ſeine redneriſche Begabung. Diepenbrock, Förſter und Neukirch ſind das glänzende Dreigeſtirn an Schleſiens homiletiſchem Himmel. Diepenbrock, der gewaltige, erſchütternde Redner, eine Poſaune Gottes, Förſter, der klaſſiſche Kanzelredner, durch ſeine an Glanz und Vollendung, auch durch die Art des Vortrages ausgezeichneten Predigten, die er mit heiliger Begeiſterung für die Kirche und blendendem Eifer für das Heil der Seelen hielt, Neukirch, der originelle Gelegenheitsredner, der durch ſeine gemütvollen, in blühender Sprache, immer perſönlich eingeſtellten und mit Schwung vorgetragenen Anſprachen Bewunderung erregte. Es iſt erklärlich, daß der treffliche Redner häufig gebeten wurde, dergleichen Gedenkreden zu halten. Am berühmteſten iſt wohl die Anſprache, die er beim Scheiden der Leiche des Kardinals Diepenbrock von Johannesberg in der Schloßkapelle zu Johannesberg am 24. Januar 1853 gehalten hat:

„Melchior, Kardinal und Fürſtbiſchof! Deine Braut, die Hohe Kathedrale zu St. Johann in Breslau, ruft dich. Ihre Pforten ſind aufgetan, dich zu empfangen. Nicht wie ſonſt, um dich zu Kampf und Arbeit auf den prangenden Biſchofsthron zu führen, ſondern um dich zum friedlichen Schlummer

in dein Ruhebett zu legen! Denn du biſt müde worden auf deiner fünfundfünfzigjährigen Pilgerung, todmüde durch Mühe, Sorge, Ringen und Dulden der letzten acht Jahre, und ſollſt nun ruhen von der heißen und ſchweren Arbeit deines gottgeſegneten Lebens. Und du wirſt ſanft ruhen; denn dein Ruhekiſſen hat die Barmherzigkeit gebreitet; die Segnungen von tauſendmal Tauſenden decken dich zu und die Gebete dankbarer Liebe ſingen dein Schlummerlied ...“ „Heute nun zum letzten Male hier, in dieſem freundlich würdigen Heiligtume, das dein frommer Geiſt zu einer Stätte der Andacht geſchmückt. Ach, wie oft hat er an dieſem Altar gebetet, gebetet für ſich und ſein apoſtoliſches Amt, gebetet für alle und geſegnet alle, für welche er den Hirtenſtab führte. Hierher eilte er immer zuerſt, wenn er, müde geworden auf ſeinem biſchöflichen Throne, die ſtille Abgeſchiedenheit ſuchte, um auszuruhen. Und hier weilte er immer zuletzt, wenn die Tage des Friedens vorüber waren und ſein ſegensvolles Tagewerk ihn zu neuer heiliger Arbeit rief. So weilt er denn auch heute zuletzt noch hier, zuletzt und zum letzten Male, denn heute zieht er aus, um nie wiederzukehren. Lauter, lauter als die Freude, die ihm ſonſt entgegenjubelte, wenn er hier einzog, viel lauter weint ihm heute der Schmerz der Verlaſſenen nach, die ihren geliebten Biſchof, ihren edlen Fürſten, ihren teilnehmenden Freund, ihren barmherzigen Vater, ihren geiſtlichen und leiblichen Wohltäter, ihr Alles mit ihm ſcheiden ſehen ... Aus unſerer Mitte zieht er heute, aus unſerem Herzen zieht er nimmermehr, und wie lange dieſe Berge ſtehen, wird der Name Melchior geſegnet von Geſchlecht zu Geſchlecht gehen, und das Gebet dankbarer Liebe wird für ihn zum Himmel ſteigen. Betet, ja betet für ihn, wie er für euch gebetet und dort nicht aufhören wird, für euch zu beten ... Und nun in Gottes Namen denn! Melchior, Kardinal und Fürſtbiſchof, zieh hin in Frieden, und der Herr, der deinen Einzug geſegnet, ſegne deinen Auszug! Gelobt ſei Jeſus Chriſtus für dieſes Leben, für dieſes Leiden, für dieſen Tod, gelobt in Ewigkeit. Amen.“

Neukirch hielt die Grabrede dem Erzprieſter Auguſt Ober am 15. Mai 1838, die Feſtrede bei dem fünfzigjährigen Jubiläum Johannes Hoffmanns in der Matthiaskirche in Breslau am 28. Oktober 1851, ebenſo die Jubiläumsrede bei dem goldenen Prieſterjubiläum des Domdechanten Anton Stanjeck in Leobſchütz, ſeines verehrten Lehrers, bei der Gelübdeablegung der Barmherzigen Brüder in Breslau am 20. Februar 1855. Als am 3. Dezember 1850 das Barmherzige Brüderhoſpital zu St. Joſeph in Frankenſtein eingeweiht wurde, war er der Feſtprediger, ebenſo im Jahre 1851 am dritten

Sonntag nach Oſtern bei dem 500jährigen Kirchweihjubiläum von St. Dorothea, am 11. November 1855 bei der Weihe der renovierten Adalbertkirche, am 9. Dezember 1858 bei einer feierlichen Einweihung der Marien-Stiftung für ſittliche Hebung weiblicher Dienſtboten, am 6. Oktober 1862 bei der Grundſteinlegung der vom Fürſtbiſchof Heinrich Förſter erbauten St. Michaeliskirche, am 20. April 1864 bei der Grundſteinlegung zum neuen Krankenhauſe der Barmherzigen Brüder, am 19. Auguſt 1868 bei der Weihe des Hauſes der Grauen Schweſtern in Bolkenhain. Die Anſprachen ſind ebenſo wie die auf den Diözeſankonferenzen an den Biſchof gerichteten Anſprachen teils geſchrieben, teils gedruckt vorhanden.

Wie ein Abſchiednehmen klingt die kurz vor der Auflöſung der biſchöflichen Behörden am 16. April 1875 zum goldenen Prieſterjubiläum an den greiſen Biſchof in Breslau gerichtete Anſprache. Die Verbannung des Biſchofs lag ſozuſagen in der Luft, deshalb kann der Feſtredner nicht ſagen, daß das Jubiläum begangen werde mit freudigſter Teilnahme, „denn die Confeſſio beginnt in das Martyrium überzugehen", „es ſteht keine Friedenspalme am Abſchluß eines ſo bedeutungsvollen und langen Tagewerkes, in deren erquickendem Schatten der in ſchweren Sorgen und aufreibenden Arbeiten müde gewordene Arbeiter der verdienten Ruhe genießen könnte — und das ehemalige, reine Hoſianna eines mit den wundervollſten Segnungen Gottes begnadeten Lebens ſcheint in den ſchrillen Ruf ‚Kreuzige, Kreuzige' verklingen zu ſollen. Darum miſchen ſich in das Feſt-Tedeum der großen Diözeſe auch bittere Tränen — vor Gott das koſtbarſte Weihegeſchenk —, Tränen, die der Engel der Vergeltung ſammeln wird, um ſie als Perlen in die Verdienſtkrone Euer Fürſtlichen Gnaden zu befeſtigen. — Und doch iſt der morgige Tag ein Jubelfeſt für uns alle, denn Gott hat Eure Fürſtliche Gnaden bisher ungebeugt an Geiſt und Leib erhalten. Die Diözeſe iſt noch nicht verwaiſt. Die treue Herde darf noch die Stimme ihres geliebten Hirten vernehmen und, wenn ſeine Hand den Hirtenſtab nicht ferner mit gewohnter Kraft zum Schutz und Schirm der großen Herde führen darf, ſo gefeſſelt wird ſie nie werden, daß ſie ſich nicht zu Gott erheben und ſich ſegnend über die Diözeſe ausbreiten könnte. Und ſolange ein Biſchof für die Diözeſe betet und betend ſie ſegnet, iſt ſie nicht verlaſſen[1]."

In ſeiner letzten Lebenszeit gedachte der greiſe Prälat oft ſeiner Heimat

[1] Nachlaß Neukirchs im Diözeſanarchiv.

Generalvikar und Dompropſt Prälat Joſeph Neukirch

im Tale des Blümsdorfer Waſſers, wo er ſeine Kindheit als armes Bauernbüblein verlebt hatte. Er beſchloß, in der Gemeinde, die eines Gotteshauſes entbehrte, eine Kapelle für den Gottesdienſt zu bauen, und als ſie fertig war, reiſte er im Jahre 1878 zum letztenmal nach Matzdorf. Er gab der Kapelle die Weihe und hielt dabei eine ergreifende Anſprache, in der er auch ſeinen Lebenslauf kurz ſchilderte: „Es hat mich herzlich verlangt, liebe Heimatgenoſſen", ſo ſprach er, „noch einmal in eurer Mitte zu ſein; hier, wo meine Wiege ſtand. Und Gott hat meinen Wunſch erfüllt. Hier ſtehe ich nun, ein 78jähriger Erdenpilger, in eurer Mitte, und mein Auge blickt umher und ſucht nach den Geſpielen meiner Jugend, und — findet kaum einen noch — beinahe alle ſind heimgegangen, und ſelbſt die Gräber über ihren Gebeinen ſind verfallen, daß man kaum ihre Ruheſtätten noch erkennt; und ſo bin ich ſelbſt ein Fremdling geworden in Iſrael. Ich ſtehe in eurer Mitte als ein Wunder der Barmherzigkeit Gottes. Ja, ein Wunder der Barmherzigkeit Gottes, die er mir erwieſen. Ihr habt es von euren Eltern und Großeltern gehört, daß ich das Kind armer Eltern bin, die im Schweiße ihres Angeſichtes und in ſchwerer Zeit für mich ſorgen mußten, als ich auf den Rat eines teuren Lehrers ſchon als neunjähriger Knabe das Vaterhaus verließ, um mich dem Studium zu widmen. Seit dieſes Dorf ſteht, bin ich der einzige, der die wiſſenſchaftliche Laufbahn einſchlug. Alle Sorgen, Mühen und Arbeiten meiner teuren Eltern würden es wohl nicht vermocht haben, die Fortſetzung meiner Studien möglich zu machen, wenn Gott mir nicht überall wohlwollende Lehrer, edle Menſchenfreunde, mitleidige Wohltäter erweckt hätte, die ſich meiner annahmen. Mit dankbarer Rührung gedenke ich meines erſten treuen Lehrers Vinzenz Poppe, der die erſte Urſache für meine Berufswahl wurde. Mit dankbarer Rührung gedenke ich meines zweiten Lehrers, des damaligen Kaplans Dominikus Schubert, nachherigen Pfarrers in Hennersdorf, der mir durch die liebvolle Teilnahme meine wiſſenſchaftliche Laufbahn eröffnete. Mit dankbarer Erinnerung gedenke ich heut all der edlen, wohlwollenden Lehrer auf dem Gymnaſium in Leobſchütz, die mit wahrhaft väterlicher Fürſorge mein Streben leiteten und förderten. Wohl waren meine Eltern arm am irdiſchen Gut. Auch ich kenne aus Erfahrung die Bedeutung des Wortes: ‚Hunger tut weh', aber meine Eltern, ſie waren reich an jenen Schätzen, die den Segen Gottes vom Himmel holen; ſie waren reich an Gottesfurcht, Gottvertrauen und Gebetseifer. War mein Weg bis zum Ziele ſchon ſo reich an Erbarmungen Gottes, ſo wurden dieſelben noch reicher und wunderbarer, als

ich das erſtrebte Ziel erreicht hatte. Durch Gottes Gnade ward ich am 21. September 1822 Prieſter. Ich war kaum ein Jahr Kaplan, als mir das Pfarramt in Falkenhain anvertraut wurde. Meine Eltern und mein einziger Bruder zogen nun in mein Pfarrhaus und mit ihnen zog auch der Segen ein, der Segen für ein Familienleben und der Segen für meinen Beruf. Meine Gemeinde trug mich auf den Händen und im Herzen. Sechzehn Jahre, daß ich das Pfarramt in ihr verwaltete, hat auch nicht ein einziger Menſch mir auch nur mit einer Miene wehe getan. Es waren ſechzehn glückliche Jahre. Dieſe glücklichen Jahre gingen bald vorüber. König Friedrich Wilhelm III., der Vielgeprüfte, verlieh mir die Pfarrſtelle in Liegnitz, und meine geiſtliche Behörde ernannte mich zu gleicher Zeit zum Kreisſchulinſpektor, Erzprieſter und Fürſtbiſchöflichen Kommiſſarius. Es war ein ſchmerzvoller und tränenreicher Abſchied, den ich von meiner erſten Gemeinde nehmen mußte. Auch meine zweite Pfarrgemeinde empfing mich mit Vertrauen und Liebe, auch unter ihnen lebte ich mit den Meinigen eine glückliche Zeit. Nach fünf Jahren mußte ich meine zweite Gemeinde verlaſſen. Der großmütige König Friedrich Wilhelm IV. verlieh mir im Jahre 1843 eine Domherrnſtelle in Breslau, der glorreiche Papſt Pius IX. die Prälatur des Domdechanten, mein Biſchof das Amt eines Generalvikars und der ſiegreich regierende Kaiſer Friedrich Wilhelm I. die Dompropſtei, und als ich vor ſieben Jahren mein fünfzigjähriges Prieſterjubiläum feierte, erhob mich der große Papſt Pius IX. zu ſeinem Hausprälaten. Dies, liebe Heimatgenoſſen, iſt in Kürze mein Lebenslauf. Ich habe euch meine Lebensſchickſale mitteilen wollen, damit ihr die Wahrheit meines Wortes verſteht, wenn ich ſagte: ich ſtehe heute vor euch als ein Wunder der Barmherzigkeit Gottes. Mit tiefer Demut und mit dem ganzen Gefühle meiner Unterwürfigkeit rufe ich: Herr, ich bin nicht wert all der Erbarmungen und Treue, die du an mir getan. Und nun noch ein paar Worte an euch, liebe Heimatgenoſſen; ich weiß, auch ihr habt verlangt, mich noch einmal in eurer Mitte zu ſehen. Es wird das letztemal ſein für dieſes Leben. Mein heutiges Wort iſt alſo mein Abſchiedswort, und das Wort eines Scheidenden pflegt ſich ja tief in das Herz einzuprägen. Möge mein Abſchiedsgruß ſich von euch, die ihr hier gegenwärtig ſeid, fort und fort auf eure Kinder und Kindeskinder vererben. Mein Abſchiedswort iſt eine Bitte, ſie iſt im vierten Gebote enthalten und heißt: Ehret Vater und Mutter, auf daß es euch wohlergehe und ihr lange lebet auf Erden. Der Eltern Segen baut den Kindern Häuſer, ſagt die Hl. Schrift. Ihr habt die wunder-

baren Fügungen Gottes in meinem Leben gesehen, sie waren auf mich herabgerufen durch meine frommen Eltern. So oft ihr diese Stätte betretet, ich hoffe, daß es recht oft geschehe, so gedenket meiner letzten Bitte: ehret Vater und Mutter, auf daß es euch wohlergehe und ihr lange lebet auf Erden, und dann gedenket auch meiner und meiner Eltern und meiner Angehörigen im Gebete. Und nun segne ich euch alle. Ich segne die Eheleute und bitte sie, daß sie das Sakrament der Ehe heilig halten, in Liebe, Friede und Treue einander in guten und bösen Tagen sich beistehen, eingedenk des heiligen Schwures, den sie an heiliger Stätte vor dem Allwissenden abgelegt haben. Ich segne die Eltern und bitte sie, daß sie ihre Kinder in der Gottesfurcht erziehen, über ihnen wachen, damit sie vor den tausendfachen Versuchungen dieser furchtbaren Zeit bewahrt bleiben, daß sie ihnen mit gutem Beispiel voranleuchten und daß sie einst, wenn Gott die Seelen ihrer Kinder von ihnen fordern wird, getrost mit ihnen an seinen Richterstuhl treten und sprechen dürfen: Siehe, Herr, hier sind sie, die du mir gegeben hast, durch meine Schuld ist keines verloren gegangen. Ich segne die Kinder und ermahne sie, daß sie ihre Eltern ehren und lieben, sie in ihren alten und schwachen Tagen mit frommem Kindesdanke stützen und pflegen, und so den Segen der Verheißung erlangen. Wehe den Kindern, deren Eltern klagen müssen: ich habe Kinder groß gezogen und nun verlassen sie mich; dreimal wehe den Kindern, auf welche das Wort der Hl. Schrift Anwendung findet: ‚Ein Auge, das des Vaters spottet und verachtet der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben aushacken am Bache und die jungen Adler fressen.' Ich segne die Armen und bitte sie, daß sie ihr Schicksal mit frommer Ergebung in den Willen Gottes ertragen im Hinblick auf den, welcher der Herr des Himmels und der Erde war und doch wie der Allerärmste auf Erden erschien, einen Stall zu seiner Wohnung, eine Krippe zu seiner Wiege und das Kreuz zu seinem Sterbebette wählte. Ich segne die Kranken und bitte sie, daß sie mit Geduld und Gottvertrauen ihr Kreuz tragen, bei ihrem Heiland Mut und Trost suchen, denn er ist der rechte Simon von Cyrene, der uns das Kreuz tragen hilft, wenn wir wie er beten: ‚Vater, wenn es möglich ist, so laß diesen Kelch an mir vorübergehen, aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe.' Alle Leiden dieser Zeit sind ja nicht wert der Herrlichkeit, die dort an uns offenbar werden soll! Ich segne auch die Toten, und bitte den Herrn über Leben und Tod, daß er in seiner unendlichen Erbarmung die Seelen der Verstorbenen um Jesu willen zu Gnaden annehme und ihnen den seligen Frieden in seinem

Himmel verleihe! Ich ſegne euch alle, alle im Namen des dreimal heiligen Gottes des Vaters † und des Sohnes † und des Heiligen Geiſtes †. Amen."

Am 24. November 1878 begab ſich Prälat Neukirch nach Schloß Johannesberg, um ſeinem dort in der Verbannung weilenden greiſen Biſchof und Freund zum Geburtstag die Wünſche des Domkapitels auszuſprechen. Auf dieſer Reiſe zog er ſich ein hartnäckiges und ſchmerzliches Übel zu, dem er am 19. September 1879, früh um 1 Uhr, nach achttägigem Krankenlager wohlverſehen erlag. Die Trauer über den Tod des würdigen Prälaten war groß. Hunderte von Armen, denen er im ſtillen Gutes erwies, trauerten über ſeinen Verluſt.

Das adlige Stift, das in dem Verſtorbenen ſeinen Prokurator verloren hatte, beklagte den Hingang Neukirchs, der durch 22 Jahre ihren Lehrern und Zöglingen der edelſte und liebenswürdigſte Vorgeſetzte geweſen ſei. Nicht minder trauerte der Orden der Barmherzigen Brüder, dem der Verſtorbene durch volle 35 Jahre immerdar ein liebevoller Ratgeber, aufrichtiger Freund und für 15 Jahre die Zierde eines Ehrenmitgliedes geweſen iſt. Tief bedauerte auch die katholiſche Gemeinde Bolkenhain das Hinſcheiden des Prälaten, deſſen Freigebigkeit ſie den neuen Hochaltar, den Bau des Pfarrhauſes und der Schule größtenteils verdankte.

Die Diözeſe hatte ihren tüchtigen Generalvikar und glänzendſten Gelegenheitsredner verloren, das Domkapitel ſein hervorragendes Haupt. In der Todesanzeige beklagt das Domkapitel den unter den damaligen Zeitverhältniſſen doppelt herben Verluſt. Es rühmt die reichen Gaben ſeines Geiſtes und Herzens, den Schwung ſeiner Beredſamkeit, die milde Leutſeligkeit und Güte ſeines Weſens. Nach dem Ableben des Kardinals und Fürſtbiſchofs Melchior von Diepenbrock ſei er ſofort mit freudigſter Entſchiedenheit für die Wahl des Fürſtbiſchofs Heinrich eingetreten. Vom Jahre 1857 bis 1875 habe er als Fürſtbiſchöflicher Generalvikar voll treuer Hingabe an ſeinen Fürſtbiſchof die Verwaltung des preußiſchen Anteils des Bistums geleitet. „Je wärmer der Vollendete ſeinen Kaiſer und König und ſein Vaterland ſtets geliebt, deſto ſchwerer hätten ihn gedrückt und gebeugt all die traurigen Erlebniſſe und Verkennungen, welche die letzten Jahre uns brachten." Prälat Neukirch, Ritter des Roten Adlerordens 2. Klaſſe mit Eichenlaub, hat ein Alter von 79 Jahren erreicht. Am 22. September fand die Beerdigung des Prälaten auf dem alten Laurentiusfriedhof ſtatt. Die Beerdigungsfeierlichkeiten vollzog Weihbiſchof Dr. Gleich. Siebzig Prieſter und ein großes Gefolge geleiteten den Prälaten zu Grabe.

AMAND DRONIA

(1806 — 1886)

Nördlich vom Bahnknotenpunkt Heydebreck (Kandrzin) liegt an den Kanalſchleuſen der Klodnitz das Walddörflein Lenartowitz (heut Waldbrücken). Es gehört zur Pfarrei Slawentzitz, die an den vom Biſchof Lorenz beſiedelten biſchöflichen Halt von Ujeſt angrenzt. Aus Lenartowitz ſtammt Amand Dronia, der am 3. März 1806 als Sohn des Schuhmachers Joſef Dronia und ſeiner Frau Johanna, geb. Heryck, geboren wurde.

Zum Prieſter geweiht am 7. April 1832, war er ein Jahr Kaplan in Altendorf bei Ratibor, zwei Monate Pfarrverweſer in Gieraltowitz bei Coſel, ſechs Jahre Pfarrer in Krzanowitz, elf Jahre Pfarrer in Alt Coſel und ſeit dem 13. November 1849 Pfarrer in Slawentzitz (Ehrenforſt). Act. circ. Koſellek ſtellte ihm bei der Übergabeverhandlung in Alt Coſel folgendes rühmliche Zeugnis aus:

„Dronia hat hier durch zehn Jahre mit dem beſten Erfolge als Seelſorger gewirkt. Die Kirchen zu Altcoſel und Birawa befinden ſich durch ſeine rühmliche Wirkſamkeit äußerlich und innerlich in ſchönſter Ordnung und im beſten Zuſtande; ſie gehören jetzt zu den ſchönſten Landkirchen in unſerer Gegend. Er ſorgte durch fromme Wohltäter und mühſame Sammlungen unter den Parochianen für neue Staffierung der Altäre, Kanzel und Taufſteine, für neue Kreuzwegbilder, neue Pflaſterung der Kirche mit Kunzendorfer Marmor (über 500 rtlr.), neue Beichtſtühle und neue Meßornate. Sehr vieles leiſtete er dabei aus eigenen Mitteln. Zuletzt kaufte er noch für mehr als 150 rtlr. zwei Meßornate und einen Veſpermantel, welche er als ſein Eigentum nach Slawentzitz mitnahm. In den Hungerjahren, in welchen ſeine Parochie durch Überſchwemmungen und Typhus beſonders gelitten hat, teilte er alle ſeine Einkünfte unter die Armen, indem er täglich meiſt 20 bis 30 Hungrige ſpeiſte. Die Deputierten aus ſämtlichen eingepfarrten Ortſchaften dankten ihm beim Traditionstermine mit tränenden Augen für die Wohltaten, die er ihnen ſo reichlich erwieſen. Auch in ſittlich-religiöſer Beziehung hat Dronia auf die Parochianen durch Predigt, Katecheſe, Schulbeſuch uſw., beſonders aber durch ſeinen wahrhaft prieſterlichen Lebenswandel ſehr vorteilhaft gewirkt[1].“

[1] Nowack, Die Pfarrkirche zur Allerheiligſten Dreifaltigkeit in Birawa OS. 1920, S. 84.

In Slawentzitz harrte seiner die unter den damaligen Verhältnissen außerordentlich schwierige Aufgabe des Kirchenbaues, eine Aufgabe, die er trotz aller Hindernisse seitens des Patronats unter Hintansetzung seiner Gesundheit nur im Vertrauen auf Gott, dessen „Handlanger" er sich nannte, in kunstverständiger Weise löste. Die folgende Darlegung stützt sich ausschließlich auf die Aufzeichnungen des besten Kenners des Kirchbaues, des Pfarrers Dronia selbst, und die Baukten des Generalvikariats. Sie zeigt den Leidensweg des geistlichen Bauherrn und beweist, daß man auch beim Bau einer Kirche sich eine Märtyrerkrone verdienen kann. Die Kirche, welche Dronia vorfand, war sehr klein und baufällig. Sie faßte kaum 500 Menschen, die in ihr gedrängt stehen mußten und sich nicht rühren durften. Die Pfarrei Slawentzitz zählte aber 5600 Seelen. Schon die Vorgänger Dronias, Pfarrer Johannes Nogossek und Anton Peterknecht, dachten an einen Neubau. Pfarrer Nogossek († Januar 1839) legierte 1000 Reichstaler, die er von seinem Onkel, dem Alumnatsrektor Sobiech, geerbt hatte, zur einstigen Ausschmückung der Kirche. Das zur Verfügung stehende Kapital war unter Pfarrer Dronia auf 2500 Reichstaler angewachsen. Nogossek hatte bei dem in Stuttgart lebenden Patron Fürst August zu Hohenlohe mit seiner Anfrage freundliches Entgegenkommen gefunden. Es wurde auch schon Material zum Bau besorgt. Der Fürst widerrief aber seine Zusage unter dem Vorwande, daß erst die Schule gebaut werden müsse. Nun trat in der Kirchbausache eine Pause bis zum Jahre 1864 ein. Unter dem damals schon in Slawentzitz residierenden Fürsten kam die Gemeinde zweimal wegen des Kirchbaues ein, dieser hatte aber mit den Bauten für seine Leute zu tun, gab ausweichende Antwort und meinte, er wolle, wenn seine Einnahmen sich gebessert haben würden, hier eine schöne Kirche bauen, nur bereite es ihm Sorge, wie die Parochianen ein Drittel der baren Bausumme und die ganzen Spanndienste zu leisten imstande wären. Dronia nahm sich beim Antritt seiner neuen Pfarrei vor, entweder den Bau in zwei Jahren zu beginnen, oder die Stellung hier zu verlassen. Er zeigte der fürstlichen Verwaltung an, daß er für den Kirchbau wirken wolle, erregte dadurch aber Anstoß, besonders als er im Jahre 1860 eine Menge Sandsteine zum Kirchenbau ankaufte. Auf seine Eingaben erhielt er von der fürstlichen Verwaltung entweder gar keine oder abschlägige Antwort mit dem Bemerken, es sei eine pure Unmöglichkeit, an einen Kirchbau zu denken. Es entspann sich ein Federkrieg, da die alten Beamten, die mehr Einsicht in die Verhältnisse hatten, gestorben und durch neue aus Württem-

berg erſetzt waren, die andere Verwaltungsgrundſätze hatten und durchaus berechtigte Forderungen in Frage ſtellten. Dronia mußte ſowohl die geiſtliche Behörde in Breslau als auch die Regierung in Oppeln in den Kampf hineinziehen. Er ſollte zunächſt die Notwendigkeit des Baues nachweiſen, was ja nicht ſchwer war; denn das Patronat erkannte die Notwendigkeit eines größeren Kirchenraumes an, leugnete aber ſeine Verpflichtung zur Erweiterung und auch zum Bau einer neuen Kirche, wozu die vergrößerte Pfarrgemeinde verpflichtet ſei. Seitens des Patronats wurden dem Pfarrer ein für allemal 2000 Taler angeboten, die er gerichtlich oder notariell als Gnadengeſchenk anerkennen ſolle. Natürlich wies der Pfarrer das Angebot ab. Der Pfarrer ſtellte nun bei der Regierung den Antrag auf Durchführung eines Interimiſtikums. Dazu war aber die Vorlegung von Zeichnungen, Koſtenanſchlägen, Situationsplänen erforderlich. Dronia trat an den Erbauer der Thuler Kirche, Architekt Alexis Langer in Breslau, heran. Dieſer lieferte eine Zeichnung, die zwar ſchön, aber koſtſpielig war. Auch wollte er die vollſtändige Ausarbeitung der Zeichnung nicht machen, wenn der Fürſt ſich nicht vorher zum Bau der Kirche bereiterklärte. So mußte Dronia mit Langer abbrechen. Sodann bat Dronia auf den Rat des Steinſetzmeiſters Kirſtein den Architekten Schmidt in Köln, den ſpäter berühmt gewordenen Dombaumeiſter von Wien, Erbauer der Votivkirche und des Rathauſes daſelbſt, um einen Entwurf. Dabei ſei erwähnt, daß der Kölner Dombaumeiſter Zwiner, der durch ſeine Schrift „Vergangenheit und Zukunft des Kölner Dombaues“ (1842) den Willen zur Vollendung des Kölner Dombaues zum Durchbruch brachte und den Bau bis zu ſeinem Tode im Jahre 1861 leitete, aus Jakobswalde in der Pfarrei Slawentzitz ſtammte.

Nach langem Warten bekam Dronia den Entwurf mit Koſtenanſchlag. Der Landrat von Coſel ſetzte einen Termin an zur Beratung der Sache. In dieſer Verſammlung ging es ſtürmiſch zu. Die Zeichnung wurde gar nicht angeſehen, der Neubau für unmöglich erklärt und vom Patronat höchſtens ein Erweiterungsbau zugegeben unter dem bekannten Vorbehalt, daß der Patron dazu nicht verpflichtet ſei. Nach Verlauf von mehreren Monaten entſchied die Regierung, es ſolle zuerſt techniſch feſtgeſtellt werden, ob ein Vergrößerungsbau möglich oder ob ein Neubau poſitiv notwendig ſei.

Hofrat Bühler ſagte in einem dem Patron, Fürſten Hohenlohe, gehaltenen Vortrage: „Nirgends iſt in den geſetzlichen Beſtimmungen davon die Rede, daß der Patron eine zweite, durch die Vermehrung der Kirchen-

gemeinde — nicht durch Baufälligkeit der alten Kirche — notwendig gewordene Kirche, resp. was auf dasselbe herauskommen würde, eine dadurch bedingte Erweiterung der bisherigen Kirche zu bestreiten hat; die Kirchengesellschaft hat die Baulast selbst zu tragen." Dabei hatte das fürstliche Dominium ganze Gemeinden, nämlich Jakobswalde, Blechhammer, Niederhütte, Klein Althammer, Kolonie Alt Slawentzitz, neu gegründet, aber in keiner eine Kirche gebaut, vielmehr wurden alle diese Gemeinden zu der Slawentzitzer Kirche geschlagen. Wenn also, sagt der Pfarrer, der Grundherr eine Menge Leute an sich zieht, die er braucht und ohne welche er nicht bestehen kann, oder gar ganze Gemeinden in seinem Interesse gründet, wie will er seine Behauptung, daß er für ihre geistlichen Bedürfnisse zu sorgen nicht verpflichtet sei, mit Recht und Gewissen vereinigen? Wenn das Patronat hier alle diese Verhältnisse gewissenhaft erwägen wollte, so müßte ihm eben dieses Gewissen sagen, daß es unrecht, sehr unrecht tut, die Leute geistig verkümmern zu lassen, die für sein zeitliches Wohlergehen ihre ganzen leiblichen Kräfte aufopfern müssen[1].

Der Auftrag zu einem Gutachten darüber, ob ein Vergrößerungsbau möglich oder ein Neubau positiv notwendig sei, wurde dem Kreisbaumeister Zieckler in Cosel erteilt. Nach zwei Jahren wurde endlich die Notwendigkeit des Baues festgestellt. — Inzwischen hatte der Pfarrer die Regierung auf die Gefährlichkeit der alten Kirche aufmerksam gemacht und konnte binnen drei Monaten 15 technische Kommissionen in Slawentzitz empfangen. Die Verwaltung bot alles auf, den Bau zu verhindern. Als die Regierung vom Patronat eine Äußerung verlangte, ob es für ein anderes Projekt sorgen wolle, da es das Schmidtsche für zu kostspielig hielte, mußte der Patronatsvertreter mit der Sprache heraus und sagte „Ja" in der festen Absicht, auf diese Weise den Bau in die Länge zu ziehen. Der von der Regierung in dieser Angelegenheit festgesetzte Termin wurde nicht gehalten. Endlich schickte das Patronat eine Skizze nach Schinkel[2], die nach Ansicht des Pfarrers nichts weniger wie eine katholische Kirche aussah, „ohne Turm und ohne allen kirchlichen Stil" war, und die ein Deputierter der Gemeinde mit einem Mehlmagazin verglich. Pfarrer und Gemeinde protestierten gegen das Schinkelsche Projekt. Der Entwurf ist im Pfarrarchiv Slawentzitz nicht mehr vorhanden. Ein zweiter eingereichter Entwurf war dem ersten fast vollkommen ähnlich. Der Protest wirkte.

[1] Bauakten Slawentzitz im G. V. Vol. I, Blatt 77 ff. u. Blatt 82.

[2] Sch., der Hauptmeister der preußischen Klassizisten, war schon 1841 gestorben.

Hofrat Bühler, der Patronatsvertreter, gab einige Hoffnung, auf den Bau einzugehen, wenn das Schmidtſche Projekt etwas verkleinert und vereinfacht würde. Kirſtein entwarf nun, anſtatt das Schmidtſche Projekt etwas kleiner zu machen, ein ganz neues. Als der Pfarrer dieſes Kirſteinſche Projekt mit Hinweis auf die Fehler der Zeichnung ablehnte, erklärte die Regierung, daß die Zeichnung von Schmidt den Vorzug verdiene. Schmidt war von der öſterreichiſchen Regierung nach Mailand als Profeſſor engagiert und nach Ausbruch des erſten italieniſchen Krieges nach Wien gezogen. An ihn wandte ſich nun Dronia wegen Abänderung der Zeichnung. Schmidt ging darauf ein, und nach ſeiner Zeichnung wurde die jetzige Kirche gebaut; nur wurden mit ſeiner Zuſtimmung die Dächer über den Seitenſchiffen verändert. Es fehlte jetzt nur noch die Zuſtimmung des Patronats. Die Verwaltung aber wollte den Bau auf viele Jahre hinausſchieben.

Dronia ſagt am 9. November 1860: Es gehört mehr als eine menſchliche Geduld dazu, dieſen notwendigen Bau nicht aufzugeben. Der Hofrat will vom Bau positiv nichts wiſſen, indem er gegenwärtig, wie er meint, auch kein Geld dazu hat. Er will den Kirchbau auf 15 bis 20 Jahre verſchoben wiſſen und in dieſer Zeit einen Fonds dazu ſammeln. So ſpricht er bei jedem Termin, hat aber mit der Sammlung bis jetzt nicht begonnen ... Gott wolle weiter helfen. Solche Fälle kommen wohl wenig in der Diözeſe vor[1]. Der Hofrat berief ſich auf die z. Zt. vorhandene finanzielle Schwäche des Fürſtentums und auf den Charakter der Beſitzung als Fideikommiß.

Da ein Haupttermin in der Kirchbauangelegenheit bevorſtand, ſuchte der Pfarrer den Hofrat und den Fürſten perſönlich für den Bau zu gewinnen, ſtieß aber auf Widerſtand. Da erklärte der Pfarrer kurz vor dem Termin, daß er vom Kirchbau nichts mehr wiſſen wolle und ſich für immer zurückziehe. Da entſchlüpfte dem Hofrat Bühler die Äußerung, daß er höchſtens 20 000 Reichstaler zum Bau geben könne und zwar jährlich nur 3000 Taler. Der Pfarrer nahm ſofort die Offerte an, und beide Herren gingen zum Termin. Der Pfarrer erklärte dabei, daß eine Einigung zuſtande gekommen ſei, er wolle damit zufrieden ſein. Der Hofrat gab dies zu, aber mit dem Vorbehalt der Genehmigung des Fürſten. Der Pfarrer konnte dagegen nichts einwenden. Im Herbſt des Jahres fing der Pfarrer an, auf dem Pfarrfelde Kalkgruben zu werfen und entwarf den Plan zur Notkirche hinter dem Spital.

[1] Bauakten, Blatt 144 ff.

Das Vorgehen machte ſehr böſes Blut. Er aber dachte „entweder — oder, aber länger quäle ich mich nicht mehr mit dem Gedanken um den Bau". Ende Februar 1864 traf endlich die Genehmigung zum Bau vom Patronat und der Regierung ein. Größte Anſtrengung koſtete es den Pfarrer, die Leitung des Baues in die Hand zu bekommen, weil der Bau ſonſt noch Jahre lang verſchleppt worden wäre.

Dronia mußte verſprechen, weder vom Patron noch von ſeiner Familie mehr zu verlangen als die verſprochenen 20 000 Taler. Dabei ſei bemerkt, daß in edelmütiger Weiſe die Gemahlin des Fürſten, Pauline, geb. Prinzeſſin Fürſtenberg, ex propriis noch 10 000 Taler, außerdem noch zum Hochaltar und zu den Leuchtern eine bedeutende Summe beiſteuerte und daß auch Prinzeſſin Eliſa ein großes Geldopfer brachte.

Donnerstag in der Oſterwoche 1864 gab der Pfarrer den Zimmerleuten den Segen mit dem Allerheiligſten und ſchickte ſie aufs Dach der alten Kirche, um die Schindeln herunterzuwerfen und beim Bau der Notkirche zu verwenden. Darob Aufſehen und Aufregung im Orte[1]. Montag zu Mittag war der Dachſtuhl unten, das Holz wurde zur Notkirche getragen. Da traf ein Brief vom Fürſten aus Berlin ein, mit Vorwürfen gegen den Pfarrer wegen Abtragung der alten Kirche. Es wurde ihm befohlen, den Abbruch zu ſiſtieren; die Handlungsweiſe wäre eine leichtſinnige; es wurde mit einer Beſchwerde bei der Regierung gedroht. Der Pfarrer verbat ſich dergleichen Briefe, erklärte der Verwaltung, ſich zurückzuziehen, und entließ die Arbeiter. Nun war die Verlegenheit groß; die alte Kirche ohne Dach und keine Notkirche. Am folgenden Tage kam der Hofrat, der den Fürſten offenbar ſehr beeinflußte, zum Pfarrer, um einzulenken. Doch dieſer verlangte Genugtuung vom Fürſten wegen des Ausdruckes Leichtſinn. Acht Tage darauf traf ein Schreiben des Hofrates mit der Entſchuldigung des Fürſten ein. Nun wurde der Bau der Notkirche in Angriff genommen und in fünf Wochen vollendet. Dann erfolgte der Abbruch der alten Kirche. Große Schwierigkeiten machte die Beſchaffung des Lehmes. Nachdem Lehm gefunden und Ziegeln, etwa eine Million, gemacht waren, begann der Bau im Frühjahr 1864.

Am 10. Auguſt 1864 wurde feierlich der Grundſtein gelegt und vom Ehrendomherrn Michael Kania aus Poniſchowitz in Gegenwart des Erz-

[1] Rademacher ſagt mit Recht, es mögen nur einige Schreier geweſen ſein, die Mehrzahl der Leute war guten Willens, wie der Eingang reichlicher Baugelder bewies. Rademacher: Die Geſchichte der Pfarrkirche in Slawentzitz. (Coſeler Ztg., 2. Aug. 1925.)

prieſters Koſellek, des Schulinſpektors Möſer, anderer Geiſtlicher, der ganzen fürſtlichen Familie und ſämtlicher Beamten eingeſegnet. Eine Unterbrechung der Bautätigkeit trat im Jahre 1866 infolge des Krieges mit Öſterreich ein. Der Baumeiſter Schulz wurde einberufen und wollte den Bau ganz ſiſtieren; alle Handwerker wurden aufgehetzt und kündigten dem Pfarrer den Gehorſam. Der Pfarrer ſchreibt: „Dieſes Baujahr hat mir mein Leben um mehrere Jahre abgekürzt. Gott hat mich nicht verlaſſen. Ich deckte die Kirche doch noch ein. Am 10. Juni 1867 wurde Knopf und Kreuz aufgeſetzt. Im erſten Baujahre iſt die Kirche bis zur Höhe des Sockels gediehen, im zweiten erreichten die Umfaſſungsmauern die Höhe der Fenſter, im dritten wurde die Kirche eingedeckt, im vierten gewölbt und der Turm vollendet."

Am 6. Juni 1869 konſekrierte Fürſtbiſchof Dr. Heinrich Förſter die Kirche zu Ehren der hl. Katharina. 40 Geiſtliche waren zugegen. Pfarrer Dronia ſtiftete im Jahre 1871 das ſteinerne Kreuz auf dem Kirchplatze. „Möge man", ſchreibt er, „auch an mich denken, ſo oft man an dem Kreuze vorbeigeht und auch für mich zu Gott beten." Weiter ſagt er:

„Es hat noch viel Verdruß gegeben vor dem Feſte der Kirchweihe, und woher ich die Kräfte bei meiner leidenden Geſundheit genommen habe, alle Vorbereitungen dazu zu treffen, begreife ich ſelber nicht. — Hier hat wieder der liebe Gott geholfen, der ja meine einzige Stütze war, da mir im wahren Sinne des Wortes niemand mit irgendeiner Hilfe zur Seite ſtand. Deo gratias quam maximas."

Knoblich gibt im Schleſiſchen Kirchenblatt 1874, S. 271, folgende Beſchreibung des neuen Gotteshauſes:

„Der wackere Seelſorger, welcher weder Hofſchranze noch Mietling war, ſondern allenthalben gehörig allen Anfeindungen gegenüber feſten Stand hielt, drang bei dem Patronate wie bei den Regierungsinſtanzen endlich durch und ging trotz ſeiner anhaltenden Körperleiden rüſtig ans Werk. Vom erſten bis letzten Ziegel traf er perſönlich alle Vorbereitungen. Ohne jeglichen Beirat verſchaffte er ſich die beſten Quellenkenntniſſe zu dem bedeutſamen Unternehmen mit praktiſchem Sinn, feinfühligem Geſchmack und erſtaunlicher Vorausberechnung der ihm zufließenden Hilfsmittel. Kirchenbauer bekommen zeitig graue Haare. Viele ſinken inzwiſchen auf die Bahre, ohne daß die Gemeinden darob weſentlich gerührt wären. — Profeſſor Schmidt, der berühmte Wiener Architekt, lieferte den Bauplan der dreiſchiffigen Kreuzkirche, mit herrſchaftlichen Logen, für 2000 Andächtige berechnet. Im Innern

mißt das Ganze 130' Länge und 60' Breite. Die Gewölbehöhe beträgt gegen 70 Fuß. – Ein 180' hoher Turm überragt die Weſtfaſſade. Tadellos iſt das ganze Außenwerk von Backſteinen in Verbindung mit Steinornament emporgeführt, im Langhauſe von Giebeln bekrönt, wie die Breslauer Kreuzkirche; ein ſchwerer Dachreiter ſitzt auf dem Triumphbogen, der Chor und Schiff ſcheidet und den wuchtigen Wetterhahn trägt."

„Nachdem wir", fährt Knoblich fort, „das in Münſter gefertigte große Steinkreuz mit Maria und Johannes gewürdigt, betreten wir das Innere der koſtbaren Kirche. Schon Fürſtbiſchof Heinrich, welcher am 6. Juni 1869 auf Einladung der herzoglichen Familie dieſen vortrefflichſten Monumentalbau Oberſchleſiens konſekrierte, bewunderte deſſen prachtvolle Anlage, Ausführung und rituelle, wahrhaft kunſtvolle Ausſtattung, die damals noch gar nicht ſo vollendet war, wie gegenwärtig. Oberſchleſien ſah nach dem anregenden Bau von Deutſch Piekar unter Kanonikus Fietzek, dem König Friedrich Wilhelm IV. alle Aufmerkſamkeit ſchenkte, inzwiſchen eine namhafte Anzahl ſchöner und wohl auch größerer Kirchen in Königshütte, Miechowitz, Oſtrog, Godullahütte, Alt Repten, Lipine, Kattowitz uſw. entſtehen; keine aber iſt in Anbetracht der inneren, würdigen Dekoration der Kirche von Slawentzitz zu vergleichen. Die natürlichen Architekturſchönheiten im Innern, die ein überwältigendes Klangwerk harmoniſch kühn und zugleich feingegliederter Verhältniſſe aus einem einheitlichen Guſſe darſtellen, ſind noch erhöht worden durch eine in jüngſter Zeit bei uns unübertroffene, verſtändige Polychromie, welche, künſtleriſch durchgeführt, alles Neuere in Schatten ſtellt, ſelbſt Breslauer Neubauten und Reſtaurationen nicht ausgenommen. In der Slawentzitzer Katharinenkirche iſt jeder Quadratzoll untadelhaft gemalt. Das Auge erquickt ſich an der reichen Abwechſelung der allerliebſten Muſter. Durch acht Wochen vollendeten vierzehn ordentliche Maler die lohnende Aufgabe präzis und geduldig; nirgends ſind Ornamente, Pfeilerglieder, Gewölbegurte uſw. verklext und verdunkelt. Die Architektur hat überall ihre vollſte Wirkſamkeit bewahrt. Man muß dieſe Leiſtungen ſelbſt ſehen, um ſie mit anderen gehörig vergleichen zu können. Hier kommt auch die zarte Polychromie des Mauerwerkes um ſo mehr zur Geltung, weil nur im Chore Seilerſche Moſaikfenſter[1] angebracht wurden,

[1] Von den vier bunten Fenſtern ſind zwei auf der linken Seite bemerkenswert (Geburt Chriſti, Darſtellung des zwölfjährigen Jeſus im Tempel) und auf der rechten Seite (Eliſabeth, Zacharias, St. Anna, Johannes der Täufer).

die übrigen in den Schiffhallen einfache Verglasungen haben, und der Lichteinfall zu jeder Tageszeit ein ebenso wohltuender als berechtigter für die Andächtigen bleibt. – Der Architektur entsprechend ist kein einziges Ölgemälde zu sehen.

Sämtliche fünf Altäre sind echt mittelalterlich stilisierte Reliefschnitzereien und polychrom behandelt, desgleichen die Kreuzwegstationen mit polnischen Inschriften und die Apostelstatuen in den Seitenschiffen (aus München). – Nach Zeichnung und Anleitung des Prof. Schmidt sind diese ganz verschieden gehaltenen Altäre mit ihren zarten gotischen Architekturen und Reliefs resp. Statuen aus Holz in Wien hergestellt.

1. Der Hochaltar – außer der Kanzel das von Meisterhand gefertigte Hauptschmuckstück der Kirche – zeigt im Mittelfelde die hl. Katharina mit dem Rade in Überlebensgröße; im rechten Flügel besucht sie die hl. Kaiserin Eudoxia mit ihrem Beichtvater im Kerker, sie empfängt von Katharina das Kreuz zum Kusse und legt die Kaiserkrone nieder. Im linken Flügel wird Katharina im Gefängnis abgeholt, um aufs Rad gespannt zu werden; der Scherge erschrickt. Engel des Trostes schweben über beiden Gruppen, und über dem Ganzen in der Baldachinbekrönung steht Christus als Ecce-Homo mit zwei leidtragenden Seraphim. Die Holzbogenkonstruktion ist so zierlich und fein, daß einzelne Teile in der Luft zu schweben scheinen[1].

2. Die Seitenaltäre sind gleich kunstvoll ausgestattet:
   a) St. Joseph mit Florian und Papst Urban,
   b) Maria Immakulata mit jubelnden Engeln zur Seite,
   c) St. Johannes Nepomuk mit St. Nikolaus und Valentin,
   d) der Kreuzaltar: Christus, ein Kunstwerk.

Die sorgfältige Bemalung der Gewänder, Predellen und Teppichmuster im Rücken sind vortrefflich und abwechselnd überall neu!

Die Kanzel ist ein großes, teures Kunstwerk mit den vier Evangelisten am Stuhl und dem Auferstandenen über der herrlichen Schalldecke. Vier Kronleuchter von vorzüglicher Arbeit des Meisters Rockenstein in München, eine große ewige Lampe und die Altarleuchter von reichster Verzierung in Goldbronze verdienen noch besondere Beachtung. Die Orgel von den Gebrüdern Walter in Guhrau enthält 27 klingende Stimmen, welche den Prachtbau vollständig füllen. Die Fahnen zeigen Malereien von Ferdinand Winter in

[1] Rademacher: Geschichte der Pfarrkirche zu Slawentzitz. Beilage der Coseler Zeitung, 1925, 2. August.

Breslau. Die prächtigen Apostelleuchter, desgleichen die echt vergoldete Taufsteinbedeckung von guter Bronze, welche von Joh. Hoeptner in Breslau besorgt wurden, wirken für das Auge überaus vorteilhaft und verdienen alle Beachtung. Dazu kommt die rühmenswerte Opulenz, daß Herr Pfarrer Dronia bei der Pflasterung das Nützliche mit dem Angenehmen verband und zu diesem Zwecke und zur möglichst staubfreien Erhaltung seines Sorgendenkmals im Innern die Kosten nicht scheute, Marmorfliesen anstatt weicher Steinplatten anbringen zu lassen. Die ganze Kirche sieht am Fußboden ‚wie geleckt' aus. Reinlichkeit ist das Prinzip des selbstätigen Abstäubers. Kein Mensch untersteht sich, auf den Marmorboden zu räuspern, sonst würde er zur Reinigung verurteilt sein, wonach sich jedermann richtet und bequemt hat. Blicken wir in die Paramentenschreine, überall herrscht die löblichste Sauberkeit!

Wir wollen mit diesem wahrheitsgetreuen Berichte der Bescheidenheit des wackeren Pfarrers von Slawentzitz keineswegs zu nahe treten. Hochverdient bleibt er um seine Kirche, bei der Gemeinde und dem Patrone, obgleich ihm bisher von keiner Behörde[1] die gebührende Anerkennung geworden! Mögen seine Amtsnachfolger mit gleicher Liebe und Sorge über dem Kunstwerke wachen! Alle aber, die Kirchen bauen und ausstatten müssen, sollen sich in Slawentzitz ein Muster nehmen!" Soweit Knoblich.

Knötel lehnt die Slawentzitzer Kirche als Kunstschöpfung nicht gerade ab, meint aber, „in Rücksicht auf die vielen schematischen, neugotischen Kirchengebäude in Oberschlesien stehen wir dieser Gotik des 19. Jahrhunderts ziemlich kalt gegenüber". „So wird uns auch die Kirche in Slawentzitz nicht begeistern können." Er lobt die Westfassade, fügt aber hinzu: „Das Originelle vermissen wir, die Offenbarung einer schöpferischen Künstlerseele, die Schmidt doch in hohem Grade besaß. Schmidt ging selbstverständlich von der Technik des Hausteinbaues aus, als solcher ist im Grunde auch die Slawentzitzer Kirche gedacht. Bei der Ausführung in Backstein mußte natürlich etwas Fremdes hinzukommen." Letzteres zugegeben. Wir fragen freilich: Ist nur das Originelle schön? Jedenfalls bleibt die Slawentzitzer Kirche nicht bloß für die sechziger Jahre, sondern auch heute noch ein Bauwerk, dessen Formschönheit den Besucher unmittelbar fesselt. Von außen imponierend durch

[1] Schematismus 1876, S. 88: Actuarius circuli seit 25. März 1871 Amand Dronia, Geistlicher Rat und Pfarrer in Slawentzitz. Nach dem Tode des Erzpriesters Möser in Ujest wurde er Erzpriester des Archipresbyterats Ujest.

streng gotische Architektur und interessant durch die Vielgliedrigkeit der Ostseite, im Inneren der Raumwirkung und vor allem der künstlerischen Ausstattung wegen bedeutend.

Laut Abrechnung des Pfarrers vom Jahre 1870 gingen vom Patronat 20 000 Taler, von der Frau Fürstin 10 000 Taler, von derselben für Hochaltar und Leuchter 2487 Taler, von der Prinzessin Elisa in der Erfüllung eines Gelübdes für ihre Mutter 1275 Taler, von den Parochianen 8102 Taler, aus der Pfarrer Nogossekschen Stiftung 2525 Taler, an Bankzinsen 325 Taler, Sammlungen 4463 Taler, zusammen 49 177 Taler ein. Somit fehlten 22 309 Taler. Scherzhaft und bescheiden fügt der Pfarrer hinzu: Nun ist alles bezahlt. Demnach hat der Pfarrer aus seiner eigenen Kasse den ganzen bedeutenden Rest gedeckt.

Während des Kulturkampfes wäre Dronia beinahe ins Gefängnis gekommen. Am 22. Februar 1876, am Tage nach Einführung des Staatspfarrers Mücke in Groß Strehlitz, begab sich Pfarrer Möser von Ujest, emeritierter Jubilar-Kreisschulinspektor und Ritter des Roten Adlerordens, als zuständiger Erzpriester für Klutschau, in Begleitung des Actuarius circuli, Pfarrers von Slawentzitz, Geistl. Rates Dronia, pflichtgemäß in die von ihrem Hirten verlassene Klutschauer Kirche, entfernte aus derselben das Allerheiligste, die heiligen Öle, das Taufwasser und schloß die Kirche. Auf die Anzeige des Pfarrers Mücke mußten sie sich im Juni genannten Jahres vor dem Kreisgericht Groß Strehlitz wegen dieser „gesetzwidrigen" Handlung verantworten und wurden trotz der vortrefflichen Verteidigung durch Rechtsanwalt Dr. Norden verurteilt, ersterer zu sechs, letzterer zu zwei Monaten Gefängnis. Das ungeheuerliche Urteil rief, namentlich im katholischen Volke Oberschlesiens, tiefe Entrüstung hervor; etwa zwei Monate später wurde es vom Appellationsgericht Ratibor aufgehoben.

Im Frühjahr 1884 erlitt Dronia eine Lähmung seiner linken Seite, konnte Hand und Fuß nur wenig bewegen und mußte das Bett hüten. Ehrendomherr Kania-Ponischowitz bat um Entsendung eines Kaplans für die zirka 6000 Seelen zählende Parochie. Auch die Fürstin Pauline, die fast täglich der hl. Messe beiwohnte und oft die hl. Sakramente empfing, hatte großes Interesse daran, daß ein Geistlicher da wäre. Pfarrer Dronia entschlief, 81 Jahre alt, am 24. April 1886, mittags um 12 1/2 Uhr, und wurde am 27. April begraben. Der Erbauer der Kirche wurde in der Kirche aufgebahrt. Eine Leichenrede war verbeten, Erzpriester Münzer, Alt Cosel,

leiſtete im Namen des Verſtorbenen allen Abbitte und bat um fürbittendes Gebet. Nachdem Kanonikus Kania ein Requiem gehalten hatte, bewegte ſich der Leichenzug nach dem Friedhofe, wo Kania eine polniſche Anſprache hielt. Unter lautem Schluchzen der Parochianen wurde die Leiche in die Erde geſenkt. 28 Prieſter und der Erbprinz Chriſtian Graf von Hohenlohe gaben dem Verſtorbenen das letzte Geleit. Die Gemeinde Slawentzitz ſagte im Nachruf: Er war ſeiner Gemeinde ein leuchtendes Beiſpiel von Gottvertrauen und Opferwilligkeit und hat ein dauerndes Andenken hinterlaſſen.

NIKOLAUS MORAWE

(1813 – 1872)

Zottwitz bei Ohlau in der katholiſchen Enklave der ehemaligen Malteſer-kommende Kleinöls hat der Kirche verdiente Prieſter geſchenkt, u. a. die beiden Chriſtoph und Nikolaus Morawe. Nikolaus Morawe iſt am 6. Dezember 1813 geboren und am 25. Mai 1839 zum Prieſter geweiht worden. Nach etwa halbjährigem Aufenthalt im Alumnat, in das er am 2. November 1838 aufgenommen worden war, erhielt er vom Alumnatsrektor folgende Charakteriſtik: „Staturae mediae, sanae corporis constitutionis, ingenii boni et laudabilis diligentiae. In praedicatione verbi divini praecellit praesertim in idiomate polonico. Coram parvulis pariter non indiget suo valore, dilatius tamen ac necesse evi adhuc docet. Quoad mores modestus, probus et pius est.“ Am 11. Juni wurde er als Kaplan nach Reichthal und am 13. November 1840 als Kreisvikar nach Loslau dekretiert. Obwohl am 10. Auguſt 1841 ſeine Verſetzung an die Stadtpfarrkirche in Neiſſe beſtimmt war, blieb er, mit Genehmigung der geiſtlichen Behörde, auf dringende Vorſtellungen des Magiſtrats und der Gemeinde in Loslau, wo er ſeit dem 28. Januar Pfarrverweſer war. Am 14. Januar 1844 wurde er als Pfarrverweſer nach Oſtroppa, am 19. Juli desſelben Jahres als interimiſtiſcher Lokaliſt nach Dziergowitz und am 15. Dezember 1846 als Kuratus nach Ratibor dekretiert. Am 22. Auguſt 1848 erfolgte ſeine Ernennung zum Pfarrverweſer in Oſtrog. Die Inveſtitur fand am 16. November 1854 ſtatt. Hier löſte Morawe die brennende Kirchenfrage. Schon unter Pfarrer Kubiczek war die Holzkirche von Oſtrog, die ſich heut in Leng-Zawada befindet, viel zu klein, da ſie kaum den dritten Teil der Parochianen aufnehmen konnte. Aber an den Geldſorgen ſcheiterten ſeine Baupläne. Der jugendliche Pfarrer Morawe lebte ſich ganz und gar in den Baugedanken hinein. Dabei kamen ihm die Zeitverhältniſſe zu Hilfe. Zunächſt war die Typhusepidemie – eine ernſte Mahnung an die Ewigkeit – eben erloſchen. Dann hatte die berühmte Jeſuitenmiſſion durch die Patres Peterek, Kollnick, Kurowſki und Woytychowſki ſtattgefunden, wodurch eine für den Kirchbau erſprießliche Atmoſphäre geſchaffen war[1]. Morawe ſagte ſich: Hat nicht auch Fietzek ein neues Gotteshaus gebaut, und ruht es denn nicht auf Almoſen und iſt gleichwohl feſt-

[1] Schleſ. Kirchenblatt 1866, S. 196, St. 207 ff, 219 ff.

gegründet tief unten und ragt fröhlich hinauf zur Höhe? Und die Kirche in Pschow? Iſt ſie nicht auf demſelben Grunde gebaut und ſteht ebenfalls feſt? Und iſt nicht Oſtrog auch ein Wallfahrtsort wie Piekar und Pschow? Und ziehen nicht alljährlich viele Tauſende von nah und fern, beſonders am St. Johannestage, in die ehrwürdigen Räume meiner Gnadenkirche ein? Baue doch auch auf Almoſen! Die Zeit iſt günſtig dafür wie nie. – Kurz entſchloſſen betritt Morawe eines Sonntags kurz vor Michaeli die Kanzel, erklärt der Gemeinde, welcher Gedanke ihm von Gott gekommen ſei, ermuntert ſie zu freiwilligen Beiträgen für den Kirchbau und ſpricht die Hoffnung aus, binnen zehn Jahren ſo viel beiſammen zu haben, um den Bau beginnen zu können. Er verſpricht, den jährlichen Betrag des Neujahrsumganges der Kirchbaukaſſe zu überweiſen, falls die Gemeinde mit der Jagdpacht dasſelbe täte. Die Worte des Pfarrers fanden begeiſterten Anklang. Es wurde geſammelt, und der Baufonds von Pfarrer Kubiczek ſteigt von 300 Talern um ein Beträchtliches von Jahr zu Jahr. Auf Anregung des Fürſtbiſchofs Förſter beauftragt Morawe den Bautechniker Alexis Langer, Breslau, mit dem Entwurf einer Bauſkizze. Nach dem Plane Langers ſollte der Rohbau der neuen gotiſchen Kirche 20 000 Taler koſten und Raum für 4000 Menſchen gewähren. Da ſtellt ſich ein gewaltiges Hindernis in den Weg. Baumeiſter Langer kommt 1855 nach Oſtrog zur Unterſuchung des Bauplatzes des Kirchhofes. Da findet man nach 13 Fuß Tiefe die gefürchtete Kurzawka (Flugſand) in einer Mächtigkeit von 15 bis 18 Fuß. Der einzige Troſt, den Langer macht, iſt der Hinweis auf einen Pfahlunterbau, der aber 10 000 Taler koſten würde. Aber Morawe verzagt nicht. Auf dem Gange in die Stadt begegnet er dem Verwalter Chrobog, der die Örtlichkeit von Oſtrog genau kennt, und fragt ihn: „Wo iſt Grund für meine Kirche?“ – „Graben Sie auf den Gartengrundſtücken von Maiß und Schöpp, gleich hinter dem Kirchhofe, dort müſſen Sie guten Grund finden.“ Der Pfarrer muß gut gebetet haben, er eilt an den betreffenden Ort, läßt graben, und noch am ſelben Abende erſchallt freudig der Ruf: Grund, Grund, wie er nicht beſſer zu wünſchen iſt. Die Erwerbung macht keine Schwierigkeiten. Maiß verkauft der Baukaſſe den gewünſchten Teil ſeines Grundſtückes zu einem angemeſſenen Preiſe. Ein noch größerer Wohltäter aber wird Jakob Schöpp, der den Leſern der Eichendorffſchen Tagebücher kein Unbekannter iſt. Ein gebürtiger Öſterreicher, hatte er ſich, als er zu den Soldaten ausgehoben werden ſollte, unter dem Dache des Elternhauſes in Klein Zedlitz verkrochen, war dann, dort auf-

geſpürt, durch eine Dachluke auf das Nachbargebiet geſprungen und in die Nähe von Coſel geflohen. Dort erlernte er beim Förſter die Jägerei und wurde von den Eltern Joſef von Eichendorffs auf Lubowitz als Jäger engagiert. Durch ſein gefälliges, praktiſches Weſen und ſeine Treue wurde er bald geſchätztes Hausglied der Familie und begleitete Joſef von Eichendorff und deſſen Bruder nach Heidelberg zur Univerſität. Später, als die Eichendorffs Lubowitz längſt verloren hatten, kaufte er ſich in Oſtrog eine Freigärtnerſtelle und heiratete im Jahre 1848. Sein einziges Söhnchen ertrank in der Oder, und auch ſeine Frau nahm der Tod hinweg. Er überließ nun der Kirchbaukaſſe ſeine Freigärtnerſtelle für 1500 Taler, wovon er 500 Taler ſofort der Fundationskaſſe in Form einer frommen Stiftung vermachte. Er bedingte ſich freie Wohnung und Koſt bis zum Tode aus der Baukaſſe aus und zog dann ins Pfarrhaus.

Zur Verdemütigung des Pfarrers ſtellte ſich bald ein neues Hindernis dem Bau in den Weg. Der Bau, urſprünglich mit 20 000 Taler berechnet, ſollte nämlich 31 420 Taler koſten und jedenfalls noch viele Tauſende mehr. Der Patron, Herzog von Ratibor, ſtellte dem Geſuch des Pfarrers um amtliche Genehmigung des Baues begründete Bedenken und Erwägungen entgegen, an denen der Bau ſich noch jahrelang verzögern konnte. Und doch hatte der Pfarrer am Johannesfeſte 1855 der Gemeinde verſprochen, zu Johanni 1856 den Grundſtein zu legen. Der Herzog verlangte die Vorlegung der Langerſchen Skizze. Dieſe ſollte erſt dem bekannten Gotiker August Reichensperger vorgelegt werden. Und nun ſetzte der Kampf ein zwiſchen zwei Meiſtern der gotiſchen Baukunſt. Reichensperger erklärte: Anlagen und Zeichnungen Langers verraten den gewandten und mit der gotiſchen Baukunſt vertrauten Meiſter. Die Form der Ornamentik ſpricht an. Doch erſchien es ihm zu kühn, bei einem Backſteinbau ſich an ſolche Formen zu wagen. So müſſe er eine Vereinfachung der überreichen Ornamentik anraten. Was beim Hauſteinbau Schönheit ſei, erſcheine beim Backſteinbau als Karikatur. Erfordere nun letzterer deshalb ſchon eine einfachere, kräftige, maſſive Konſtruktion, ſo noch weit mehr wegen des ſchädlichen Einfluſſes der Witterung auf die vielen Kanten, Spitzen und Ecken. Außerdem ſolle man auch mehr auf die innere Ausſchmückung Gewicht legen. Auch ſeien vier Strebepfeiler zu wenig und das Presbyterium etwas zu beengt. Der Herzog entſchied, Morawe ſolle ſich mit Langer wegen Vereinfachung des Baues verſtändigen. Langer, der bewährte, begabte und uneigennützige Architekt, entſchied ſich für

die Beibehaltung der urſprünglichen Skizze. Die Darlegungen, die Herr Reichensperger kritiſiert habe, könne kein klares Bild des Baues in Wirklichkeit geben. Die überreich erſcheinende Ornamentik würde ſich dann bei Ausführung des Baues verlieren. Sodann komme es nicht auf den Stoff, ſondern auf den belebenden Hauch der Kunſt an. Der Künſtler müſſe ſich zur Idee erheben, nicht ſie in ſeinen beſchränkten Kreis herabziehen. Das Mittelalter weiſe Ziegelbauten mit reicher Ornamentik auf, die Hunderte von Jahren dem Wetter und dem Sturm der Zeiten getrotzt hätten. Solche Bauten ſeien das kunſtreiche Münſter zu Prenzlau und zu Brandenburg, deren Fenſter und Giebelwerk, kunſtvoll durchbrochen aus Formziegeln, ſchon viele Jahrhunderte ſtehen, ohne von der Zeit angegriffen oder verwittert zu ſein. Gut gebrannte Ziegeln ſeien mindeſtens ebenſo dauerhaft als Sandſtein. Der Pfarrer bat den Herzog nochmals um Genehmigung des Baues nach der Langerſchen Skizze. Ihre Vereinfachung riefe viel Mißſtimmung unter den Wohltätern hervor. Eine andere Skizze würde Herrn Langer vielleicht nicht ſo gelingen, da er für dieſe ſo begeiſtert ſei und ſich im Geiſte ſchon auf den Beginn des Baues freue. Am 18. März kam aus Berlin der Beſcheid, die Genehmigung der Ausführung nach der Langerſchen Skizze könne nicht erteilt werden, da mit dem Kölner Baumeiſter Statz anderweitige Verhandlungen behufs billigerer Herſtellung angeknüpft ſeien[1]. Am 9. April genehmigte der Patron die Grundſteinlegung im Jahre 1856 nach dem Projekt und Anſchlag, den er vorſchreiben werde. Bald kam auch das Bauprojekt von Statz und wurde vom Patron und der geiſtlichen Behörde genehmigt. Der Koſtenanſchlag war um 1000 Taler niedriger, aber auch der Turm um 100 Fuß. Das Äußere der Kirche iſt weniger majeſtätiſch gehalten, dagegen das Innere reichlicher bedacht. Die Ausführung des Baues erhielt der Maurer- und Steinſetzmeiſter Kirſtein aus Coſel. Morawe bezeichnete ihn als den einzigen Meiſter in der Ratiborer Gegend, der einem ſolchen Bau vollkommen gewachſen ſei. Kirſtein hatte fünf Jahre am Kölner Dom praktiſch gearbeitet. Seine Tüchtigkeit erſpare ihm einen beſonderen Bauführer, der ſonſt bei dergleichen Bauten notwendig und unter zwei Reichstalern täglichen Diäten nicht zu haben ſei. Kirſtein ſolle aus der Kirchbaukaſſe während des Baues alljährlich 500 Reichstaler für Leitung des Baues, der Maurer- und Steinmetzarbeiten uſw. erhalten. Die Oberaufſicht ſollten Pfarrer Morawe und der herzogliche Bauinſpektor führen. Blutenden Herzens ſetzte ſich

[1] Bauakten Oſtrog, Vol. I, Bl. 44.

Pfarrer Morawe an ſeinen Schreibtiſch und ſchrieb Langer den Scheidebrief.

Ein großer Feſt- und Freudentag für die Gemeinde Oſtrog war der 29. Juni 1856, der Tag der Grundſteinlegung. Das Wetter ſchien kein Feſttagswetter werden zu wollen. Ein dichter Regen ſtrömte herab und ein heftiger Sturmwind rüttelte an den Baupfeilern des luftigen Laubgewindes, das die Kirche darſtellen ſollte. Allein um 12 Uhr hatten Regen und Sturm aufgehört, und der feierliche Akt konnte beginnen. Von der alten Kirche zog die vollzählig verſammelte Gemeinde mit dem Domherrn Dr. Heide und dreißig Prieſtern an der Spitze nebſt dem Patron und deſſen Gemahlin zur alten Schloßkapelle und dann zum Bauplatz, wo Dr. Heide über das Gotteshaus als das teuerſte Heiligtum der Gemeinde eine begeiſterte Feſtrede hielt. Nach Verleſung der Urkunde, die dem Stein anvertraut werden ſollte, erfolgte die Einweihung und Einſegnung des Grundſteins. Die Patronatsbehörde gab ihre Freude an dem Werke durch die üblichen drei Hammerſchläge Ausdruck. Pfarrer Morawe hielt eine polniſche Rede. 10 000 Menſchen hatten an der Feier teilgenommen.

Am folgenden Tage begann der Bau, bei dem ſich ſo recht der Gemeinſchaftsſinn, die großartige Opferwilligkeit der Katholiken von Oſtrog und Umgegend zeigte. Am Tage nach der Grundſteinlegung kam ein Zug Handwerkergeſellen aus der Stadt Ratibor auf dem Bauplatze an, Vereinsgeſellen mit ihrem Präſes. Sie ergreifen den Spaten, Hacke, Karren und beginnen mit den Maurern und Tagearbeitern die Arbeit des Grundgrabens. Es iſt ein reges Leben und Treiben. Hier werden Steine, dort Ziegeln und Sand angefahren, hier wird Kalk gelöſcht, dort ſchon gemauert. Alles wetteifert und vereinigt ſich zur ſchnellen Förderung des Baues. Bald erheben ſich die Grundmauern aus der Erde empor und wachſen und ſteigen in die Höhe hinauf. Großartig ſind die Bargelder, die von arm und reich dem Pfarrer für die Kirche gebracht werden. Neben zwei Beiträgen hochſtehender Frauen von je 1000 Talern dürfen die Heller der Armen nicht übergangen werden. Da opfert ein Dienſtmädchen ihren viertel- oder halbjährlichen Lohn, da zahlen Handwerker, die ihr Brot im Schweiße ihres Angeſichts verdienen müſſen, Beiträge von fünf Silbergroſchen und mehr. Eiſenbahnarbeiter einigen ſich miteinander zu monatlichen Beiträgen, Tagelöhner verſprechen, ein, zwei oder mehrere Tage unentgeltlich zu arbeiten. Nicht zu vergeſſen iſt der alte Schöpp, der von der Leitung der beſcheidenen ländlichen Pfarrwirtſchaft, die er trefflich führte, einen jährlich bedeutenden Beitrag dem Pfarrer aushändigte.

Frühzeitig war er auf den Beinen und beaufſichtigte die Arbeitsleute, zählte die Fuhren, kletterte auf Mauern umher, ſei es, um zu raten oder ſelbſt Hand anzulegen. Kam Not an den Mann, ſo war er der erſte für neue Opfer, ſo daß faſt ſein ganzes Vermögen zu einem Almoſen für die neue Kirche wurde. Der einzige Wunſch Schöpps war, die Einweihung der Kirche zu erleben. Leider war ihm dies nicht vergönnt. Ein dreimonatiges Krankenlager war dem bisher ſtets geſunden Manne ſehr ſchmerzlich, doch hatte er auch manche Freude. Als die erſte Predigt in der neuen Kirche gehalten wurde, konnte er die vollen freudigen Klänge des Predigtliedes hören. Noch größer war ſeine Freude, als der Fürſtbiſchof Förſter auf der Firmungsreiſe im Archipresbyterat Ratibor in Begleitung des Kanonikus Heide am 7. Juli 1862 ſeine Leidensſtätte betrat und ihm den biſchöflichen Segen erteilte. Fünf Wochen darauf ging Schöpp in Gottes Frieden ein und wurde in der Johanneskapelle bei der Kirche beſtattet.

Unermüdlich ſammelte der Pfarrer, der bei zahlloſen Ablaßpredigten ſich mit dem Birett an die Kirchtüren ſtellte, um von jedem Vorübergehenden ein Scherflein für die Kirche einzuſammeln. Am meiſten hatte er es auf die Prieſter abgeſehen, von denen einer ſich verpflichtete, ſooft er den Pfarrer Morawe zu Geſicht bekäme, jedesmal drei Taler zu zahlen. Der mildherzige Fürſtbiſchof Förſter und der Patron Herzog von Ratibor taten ſich mit glänzenden Gaben hervor, ſo daß Pfarrer Morawe faſt alle Jahre 2000 bis 4000 Taler ſammelte.

Im Schleſiſchen Kirchenblatt 1866 iſt ein allgemeines Bild der Opferwilligkeit beim Bau der Kirche gegeben. Es wurden beſonders hervorgehoben die Nachbargemeinden Altendorf und Benkowitz, ſowie die Kirchengemeinde in Oſtrog. Oſtrog bildet, abgeſehen von den pflichtmäßigen Leiſtungen, gleichſam den Kern bei freiwilligen Zeichnungen. Die Gemeinde opfert das Jagdpachtgeld, überweiſt die Überſchüſſe der Gemeindekaſſe dem Bau und bietet freudig Hand- und Spanndienſte an; bei den Wallfahrten auf den Annaberg, nach Pſchow und Czenſtochau galt das erſte Opfer der Oſtroger ihrer Kirche daheim. Fürſtbiſchof Förſter, der ſich perſönlich von der ſtilgerechten Ausführung des Bauwerkes überzeugte, ſpendete 1600 Reichstaler aus dem Diözeſanfonds und aus eigenen Mitteln.

Im Auguſt wurde die Steinmetzhütte angelegt und das Werk ſo gefördert, daß der Bau im Jahre 1860 unter Dach gebracht werden konnte. Dann wurde die Kirche, nachdem die Einrichtung vorläufig aus der alten

Kirche eingebracht worden war, dem Gottesdienſt übergeben. Die Kirche iſt ein in Kreuzform gebauter impoſanter Backſteinbau, auswendig in Rohbau, im Innern geputzt. Zehn Pfeiler von Sandſtein ſtützen das Mittelſchiff. Intereſſant ſind zwei Waſſerſpeier, die das Porträt des Baumeiſters Kirſtein und des Organiſten Eduard Zaruba zeigen. Die Orgel mit 27 Stimmen lieferte Orgelbauer Volkmann aus Gleiwitz, den Hochaltar und drei Seitenaltäre Bildhauer Sickinger in München. Hiſtorienmaler Bochenek aus Berlin, gebürtiger Hultſchiner, malte das Hochaltarbild, die Taufe Chriſti durch Johannes darſtellend. Im ganzen waren bis Ende 1868 nicht weniger als 73120 Taler ausgegeben worden[1]. Die Konſekration der Kirche erfolgte erſt 1916.

Morawe, der im Auguſt 1865 das Erzprieſteramt übernommen hatte, war ein offener, ehrlicher, wohlwollender Mann, ſcheinbar rauh, aber kindlich gut. Stadtpfarrer Schaffer, Ratibor, ſchätzte ihn als treuen Freund[2]. Ärger und Verdruß ſetzten dem vielgeplagten Prieſter in der letzten Lebenszeit ſehr zu. Er hatte die alte Holzkirche von Oſtrog im Jahre 1869 auf Bitten der Leute nach Leng-Zawada verkauft. Im Frühjahr 1871 entſtand dort das Gerücht, daß in der Kirche auf einem Dielenſchwamme ein Bild des Kreuzes oder der hl. Jungfrau geſehen werde. Erzprieſter Morawe verfügte ſich auf Weiſung des Biſchofs mit Dr. Grimm, Religionslehrer in Ratibor, und Stadtpfarrer Schaffer nach Zawada und vertilgte unter Murren der anweſenden Leute den angeblichen Wunderſchwamm. Darauf niſtete ſich ein altkatholiſcher Prieſter namens Kaminſki in Leng ein, der hier und in Kattowitz Anhänger zu werben ſuchte und erſt nach dem Tode Morawes aus Zawada beſeitigt wurde.

Schwer leidend, bat Morawe am 10. Juni 1872 das geiſtliche Amt um einen zweimonatigen Krankenurlaub für Karlsbad und am ſelben Datum den Fürſtbiſchof um Entbindung von dem ſeit Auguſt 1865 übernommenen Erzprieſteramte, aber bevor er den erhaltenen Urlaub antreten konnte, ſtarb er am 28. Juli abends nach Empfang der hl. Sakramente und wurde in der Gruft vor dem Hochaltar der neuen Johanneskirche beigeſetzt. Die Geiſtlichen Räte Krauſe aus Slawikau und Dr. Weltzel, Tworkau, hielten die Leichenreden. Ein Nachruf auf den Entſchlafenen lautet:

In dem ſo ſchönen Gotteshaus — Und bei dem großen Weltgericht
Da ruhe ſanft und ſtille aus. — Zeige dir Gott ſein Angeſicht.

[1] Weltzel, Geſchichte des Ratiborer Archipresbyterates, 2. Aufl. 1896, S. 367 ff.
[2] Blätter v. Lebenswege eines oberſchl. Pfarrers (H. Schaffer), Ratibor 1915, 43 u. 58 ff.

FERDINAND PROBST

(1816 — 1899)

Der aus Riedlingen in Schwaben ſtammende Biſchof Andreas Jerin (1585 – 1596) hatte eine Anzahl ſchwäbiſcher Landsleute, und zwar Germaniker, nach Breslau gezogen und mit Kanonikatspfründen begabt, um in ihnen Helfer bei der Regeneration des Bistums zu haben, u. a. Paul Albert, der ſein Nachfolger auf dem Biſchofsſtuhl wurde, und die Prälaten Konrad Waibel und Bartholomäus Jerin. Im 19. Jahrhundert erhielt Ferdinand Probſt, „vereinödeter Bauernpfarrer aus dem rauhen Allgäu in Schwaben", den Lehrſtuhl der Paſtoral in Breslau, wurde in Breslau Kanonikus und ſpäter zur Würde des Dompropſtes berufen.

Ferdinand Athanaſius Probſt ſtammt aus einer ſtreng katholiſchen bürgerlichen Familie in der von der Donau umfloſſenen württembergiſchen Kreisſtadt Ehingen. Er wurde am 28. März 1816 zu Ehingen in Württemberg als älteſter Sohn des Gaſthofbeſitzers (ſog. Bärenwirtes) Chriſtoph Probſt und deſſen Gemahlin Anna Maria, geb. Wilhelm, geboren und im Hauſe der Großmutter, da die Familie Probſt ohnehin acht Kinder zählte, erzogen. Nachdem Ferdinand die dortige ſehr gute Volksſchule und zwei Jahre das Untergymnaſium beſucht hatte, unterzog er ſich dem ſogenannten Landexamen mit der Berechtigung zur Aufnahme in das ſtaatlich dotierte Konvikt in Ehingen. Vier Jahre darauf beſtand er das ſogenannte Konkurſexamen zur Aufnahme in das gleichfalls ſtaatlich dotierte Wilhelmsſtift in Tübingen. Nach vier Jahren Univerſitätsſtudium trat er in das Prieſterſeminar in Rottenburg am Neckar ein und wurde am 16. September 1840 zum Prieſter geweiht. Der junge, talentvolle Prieſter war ein Jahr als Vikar in Ellwangen in der Seelſorge tätig, dann wurde er an das Tübinger Theologenkonvikt berufen.

In ganz jungen Jahren (1843) erhielt er die im ſchwäbiſchen Allgäu gelegene Pfarrei Pfärrich, wo er den Grund zu ſeiner ſpäteren Berühmtheit als Profeſſor und Seelenführer legte. Mit bitterem Weh erzählte er öfters ſeinem Landsmanne, dem damaligen Studenten der Theologie Eduard John[1], wie ſogar im Konvikt in Tübingen ein Dankgebet für die „Segnungen der Reformation" geſprochen werden mußte, und daß als Lehrbuch für die

[1] H. Pfarrer John verdanke ich die vielen intereſſanten Mitteilungen perſönlicher Art über ſeinen berühmten Landsmann.

Dogmatik diejenige von Schleiermacher im Gebrauch war. Dieſer überaus traurige Stand der Theologie zwang ihn im Gewiſſen, ſchon als junger Prieſter eine katholiſche Glaubenslehre, ein Religionshandbuch für Laien zu verfaſſen, dem ſpäter noch eine katholiſche Moral folgte.

Die Pfarrei Pfärrich, die im Jahre 1846 330 Seelen zählte, verwaltete er zwanzig Jahre lang bei einem jährlichen Einkommen von 400 Talern mit großem Eifer. Hier ſammelte Probſt, in unmittelbarem Verkehr mit dem Volke ſtehend, den reichen Schatz paſtoraler Erfahrungen, die er ſpäter in Breslau in ſeinen Vorleſungen vor den künftigen Prieſtern verwertete.

Pfärrich beſaß eine alte, der Gottesmutter geweihte Wallfahrtskirche mit dem Gnadenbild „Unſerer Lieben Frau unter dem Kreuz". — Im Jahre 1686 war der Bau der jetzigen geräumigen Kirche mit ihren fünf Altären an Stelle der ſchon 1386 urkundlich nachweisbaren Gnadenkapelle ausgeführt worden. Im Anfang des 18. Jahrhunderts erreichte die Wallfahrt ihre höchſte Blüte. 23 Gemeinden der Umgebung erſchienen alljährlich mit Prozeſſionen an der auf einer Anhöhe weithin ſichtbar gelegenen Gnadenſtätte. Im Jahre 1808 war die Kirche zur Pfarrkirche erhoben worden und dabei die Stelle des „Oberbeichtigers" in eine Pfarrſtelle, jene des „Unterbeichtigers" in eine Kaplanei umgewandelt, die neuerdings eingegangen iſt[1]. Der Pfarrwirkſamkeit Probſtens waren für Pfärrich ſchwere Zeiten vorausgegangen, wodurch der ſittlich-religiöſe Zuſtand der Pfarrei ſehr gelitten hatte. Noch keine zehn Jahre waren vergangen, daß böſer Streit zwiſchen dem Pfarrer und einem Teil der Pfarrgemeinde geherrſcht hatte. Eine Anzahl Pfarrkinder war mit Gefängnis beſtraft worden. Um den Streitigkeiten ein Ende zu machen, hatte der Biſchof von Rottenburg den Pfarrer verſetzt, aber die Gemüter beruhigten ſich nicht ſo raſch. Zwei Pfarrer waren inzwiſchen gefolgt, aber beide hatten bald wieder den Staub Pfärrichs von den Füßen geſchüttelt. Der Fürſt von Fürſtenberg präſentierte nun als Patronatsherr unſern Ferdinand Probſt für die Pfarrſtelle Pfärrich. Nachdem derſelbe die biſchöfliche Beſtätigung erhalten hatte, wurde er am 22. Dezember 1843 in Pfärrich inveſtiert. Probſt war der rechte Mann. Er hielt ſich über den Parteien und gewann ſo das Vertrauen der ganzen Gemeinde. Bald trat Beruhigung ein. So ſehr liebte und ſuchte er den Frieden, daß er von ſeiner vorgeſetzten Behörde einen Tadel erhielt, als laſſe er es an der erforderlichen Leitung der Kirchengemeinde fehlen, ein Vorwurf, auf den ſich der Pfarrer mit den

[1] Chriſtian Schreiber, Wallfahrten durchs deutſche Land. Berlin 1928, S. 430 u. 431.

Worten verteidigte, daß, wenn der Pfarrer in betreff des ſittlichen und religiöſen Zuſtandes der Gemeinde auch wenig „ſchreibe", er um ſo mehr „tue".

Wie Pfarrer Probſt den religiöſen Zuſtand zu heben verſuchte, ſo lag ihm auch die Ausſtattung und Ausſchmückung des Gotteshauſes am Herzen. Durch einen Brand hatte 1844 das Innere der Kirche ſehr gelitten. Zwei Seitenaltäre mußten erneuert werden. Auch der Hochaltar war arg beſchädigt. Zu einem neuen fehlten die Mittel, aber er wurde in ſehr guter Weiſe renoviert. So blieb der prächtige Barockaltar erhalten. Auch eine neue Orgel wurde beſchafft, was ſehr viel Unannehmlichkeiten bereitete, da der zuerſt beauftragte Orgelbauer unfähig war, ſie zu erſtellen. – Probſt verließ Pfärrich am 16. Oktober 1864, nachdem er durch „ſein ſegensreiches Wirken den Zuſtand der Gemeinde zu einem recht guten erhoben hatte", wie ſein Nachfolger ſchreibt. Und dieſer gute Geiſt herrſcht heute noch[1].

Was die literariſche Tätigkeit des Pfarrers von Pfärrich anlangt, ſo erſchienen im Jahre 1848 und 1850 die beiden Bände: „Katholiſche Moraltheologie", in der er beſonders das praktiſche Leben berückſichtigte und die Kaſuiſtik genügend verwertete. Der theologiſche Doktorgrad, den er im Jahre 1851 von der Fakultät Tübingen erhielt, war der Lohn für das praktiſche, von vielen Seiten anerkannte Werk. Sein Hauptſtudium aber widmete er dem Zentralgeheimnis unſerer hl. Religion, der hl. Euchariſtie. Da ging er bis in den Abendmahlſaal zurück, um die Geſchichte des Meßritus zu erforſchen. Mit einer gewiſſen Intuition fand er da Zuſammenhänge in der geſchichtlichen Entwicklung des Meßritus; die reife Frucht dieſer Studien bot er in ſeinen Vorleſungen (Publikum), noch kurz vor ſeinem Abgange in Breslau, eine koſtbare Reliquie für ſeine eifrigen Zuhörer.

In das Jahr 1852 fallen ſeine erſten liturgiſchen Arbeiten: 1. Verwaltung der Euchariſtie als Opfer, 2. Verwaltung der Euchariſtie als Sakrament, 3. Brevier und Breviergebet, 4. Exequien und kirchliche Benediktionen. Profeſſor Dr. Arthur König ſagt in ſeinem Lebensabriß von Ferdinand Probſt: „Dieſe Schriften machen die poſitiven kirchlichen Vorſchriften für die einſchlägigen liturgiſchen Handlungen geltend, gehen aber noch nicht auf die geſchichtliche Entwicklung ein. Nur in der Schrift über das Breviergebet iſt der geſchichtliche Werdegang kurz dargeſtellt."

Ein nicht hoch genug anzuſchlagendes Verdienſt erwarb ſich die katholiſch-theologiſche Fakultät Breslau durch ihr Bemühen, Probſt auf Grund dieſer

[1] Frdl. Bericht des Pfarrers Wasler von Pfärrich.

Schriften für die Lehrtätigkeit in Breslau zu gewinnen. Probſt ſelbſt ſchreibt: „Der Verfaſſer dieſer Schrift (Brevier und Breviergebet, 2. Aufl.) hatte im Jahre 1856 die Feder mit dem Vorſatz weggelegt, ſie nie wieder zur Veröffentlichung eines Buches in die Hand zu nehmen.“ Er hatte wohl in zunehmender Kränklichkeit und in einer gewiſſen Mißſtimmung wegen Erfolgloſigkeit ſeiner Bemühungen, ein leichteres Pfarrbenefizium zu erlangen, dieſen Vorſatz gefaßt, ihn aber – Gott ſei gedankt – nicht ausführen können durch die ehrende Berufung als Profeſſor im Jahre 1864 in Breslau.

Eines Tages, erzählte Prof. Probſt im Kolleg ſeinen Zuhörern, brachte der Poſtbote dem Pfarrer von Pfärrich ein großes blaues Kuvert, in welchem ein Schreiben aus der biſchöflichen Kurie in Breslau enthalten war. Darin bot ihm der Fürſtbiſchof die vakante Paſtoralprofeſſur an der Breslauer Univerſität an. Der beſcheidene, demütige Pfarrer brauchte einige Augenblicke, um ſich zu faſſen. Dann rief er ſeine Schweſter Minna (Wilhelmina) und teilte ihr das „Neueſte“ mit. An Hand der Landkarte zeigte er ihr die große Entfernung zwiſchen Pfärrich und der Hauptſtadt Schleſiens. „Siehſt du, hier iſt Pfärrich und hier Breslau! Gehſt du mit?“ Seine Schweſter: „Wenn du gehſcht, gehe ich natürlich auch mit.“ Noch am ſelben Tage ſagte Probſt zu. Der Abſchied von ſeiner treuen Gemeinde fiel ihm zwar ſehr ſchwer, namentlich auch von den in der Ferne winkenden majeſtätiſchen Alpen, dem ſchneebedeckten Säntis und ihrem entzückenden Glühen. Doch erkannte er in der Wandlung der Dinge ſichtlich den Finger der göttlichen Vorſehung. In Tübingen wäre er doch nie hochgekommen. Probſt war durch und durch ſtreng kirchlich und kannte kein Paktieren mit der damaligen Kritikſucht der Tübinger Univerſität. In der negativen, faſt ungerechten Kritik der Probſtſchen Werke tat ſich beſonders der Tübinger Kirchenhiſtoriker Funk hervor, der auch ſeine Hörer dementſprechend beeinflußt zu haben ſchien. Von Heimatliebe getrieben, ſuchte Probſt alljährlich mit ſeiner Schweſter Minna in den großen Ferien ſeine ſchwäbiſche Heimat auf und nahm bei ſeinem jüngeren Bruder, Dr. Joſeph Probſt, der Pfarrer in Untereſchendorf war und ſeinen Ruheſtand in Biebrach zubrachte, Wohnung. Der Schleſier wußte dieſe Heimatliebe bei Probſt, der den ſchwäbiſchen Dialekt bis an ſein Lebensende bewahrte, zu ſchätzen. Zwar glaubte Probſt, man ſehe ihn in Schleſien als Fremden an, doch das Gegenteil davon iſt wahr. Man darf wohl ſagen, daß kein Theologieprofeſſor wegen ſeiner Leutſeligkeit und Gelehrſamkeit, vielleicht außer Dr. Lämmer, ſich ſolcher Beliebtheit erfreute wie Probſt. Mit ſeltener

Energie begann Probſt bereits im Alter von 48 Jahren ſeine liturgiſch-hiſtoriſchen Unterſuchungen, obwohl er dafür faſt gar keine Vorarbeiten vorfand. Hunderte von Folianten, griechiſche und lateiniſche Väterſchriften, hat er mit wahrem Bienenfleiß durchgearbeitet und eine Reihe von Schriften verfaßt, die für manche Fragen geradezu bahnbrechend wurden und die Geſchichte der Liturgie eigentlich erſt begründet haben. Allerdings fiel die handſchriftliche Forſchung bei dieſer Arbeit von Probſt ganz weg. Die diesbezüglichen Schriften widmete er dem Fürſtbiſchof Heinrich Förſter, deſſen Nachfolgern Robert Herzog und Georg Kopp und Biſchof Paul Leopold Haffner von Mainz, ſeinem Anverwandten. Er veröffentlichte: 1. „Liturgie der drei erſten chriſtlichen Jahrhunderte", Tübingen 1870. In dieſem Bande bereitet er auf das 1893 in dem Buche „Liturgie des 4. Jahrhunderts und deren Reform" näher begründete Reſultat vor, daß eine und dieſelbe, in ihren Grundzügen von den Apoſteln herſtammende Opferliturgie bis in das 4. Jahrhundert hinein herrſchte. 2. „Lehre und Gebet in den drei erſten chriſtlichen Jahrhunderten" (1871); 3. „Sakramente und Sakramentalien in den drei erſten chriſtlichen Jahrhunderten" (1872); 4. „Kirchliche Diſziplin in den drei erſten chriſtlichen Jahrhunderten" (1873); 5. „Katecheſe und Predigt vom Anfange des 4. bis zum Ende des 6. Jahrhunderts" (1884). Dieſes verdienſtvolle, wenig verbreitete Buch entſtand durch eine Reihe von Artikeln, die Probſt in verſchiedenen theologiſchen Blättern, wie dem Breslauer „St. Hedwigsblatt", dem „Schleſiſchen Paſtoralblatt", der „Zeitſchrift für kath. Theologie", dem „Katholik", dem „Literariſchen Handweiſer" und in der „Tübinger Quartalſchrift" veröffentlichte. Das größte literariſche Verdienſt von Probſt beſteht – nach Profeſſor König – in dem quellenmäßigen Nachweis, wie das römiſche Miſſale von den erſten Anfängen der Liturgie in den apoſtoliſchen Zeiten in die heute noch geltende Form gekommen iſt. So wichtig das katholiſche Miſſale für den katholiſchen Prieſter iſt, war doch der quellenmäßige Nachweis bis auf Probſt nicht verſucht worden; daher fehlte es vollſtändig an kritiſchen Vorarbeiten. Für die Frage, wie der römiſche Meßritus unter Wahrung des Opferweſens ſich von den älteſten Formen herausgebildet hatte, kommen in Betracht die römiſchen Sakramentarien, beſonders das Leonianiſche, Gelaſianiſche und Gregorianiſche Sakramentarium. 6. „Die älteſten römiſchen Sakramentarien und Ordines" (Münſter 1892). „Dieſe alten Meßformulare können nicht in der uns erhaltenen Form von den Päpſten Leo I., Gelaſius und Gregor I. herrühren. Ihre kritiſche Bedeutung und das

tatsächlich sehr hohe Alter ihres Kernes hat Probst in dieser Schrift über die ältesten römischen Sakramentarien und Ordines bewiesen. Manche Exkurse über die Geschichte einzelner Feste oder Riten sind wahre Kabinettstücke derartiger Forschungen", sagt ein Kritiker. 7. „Die abendländische Messe vom 5.–8. Jahrhundert" (Münster 1896). Mit 80 Jahren hat Probst dieses Werk verfaßt. Er verhehlt sich nicht die Gebrechen und Lücken seines Buches, bemerkt aber, gleichsam entschuldigend, daß es bisher eine Geschichte der alten christlichen Liturgie nicht gab, und er deshalb den Stoff unmittelbar aus den Quellen – gegen 150 Folianten – habe schöpfen müssen. Zusammenfassend bemerkt eine Kritik: „Was an der Hand der bisher gedruckten Materialien über die Geschichte der Liturgie in den ersten acht Jahrhunderten festzustellen ist, das hat Probst in unerreichter Vollständigkeit gesammelt und mit größter Gründlichkeit verarbeitet." 8. „Verwaltung des königlichen Amtes" (Münster 1898). Probst nimmt damit Abschied vom schlesischen Klerus, dem die Schrift gewidmet wird. Er hofft, „was der ehemalige Lehrer seinen einstigen eifrigen Zuhörern zum Abschiede bietet, werde von denselben mit Nachsicht aufgenommen werden. In dieser Schrift sind die von Probst in seinem reichen Leben und Forschen gewonnenen Resultate und wissenschaftlichen Prinzipien niedergelegt, welche für die um ihre wissenschaftliche Stellung kämpfende Pastoral und für ihre Berechtigung als eigene theologische Disziplin volle Bedeutung haben".

Eine Würdigung der Probstschen Werke gibt Professor König in der Chronik der Universität Breslau pro 1899–1900, eine ausführliche Besprechung Felix Haase in der Festschrift zur Hundertjahrfeier der Universität Breslau 1911, S. 92 ff. Letzterer nennt ihn eine „Zierde der katholisch-theologischen Fakultät im verflossenen Jahrhundert ihres Bestehens". Der dem Deutschtum nicht sonderlich freundlich gesinnte Benediktiner H. Leclercq äußert sich über unseren Gelehrten in den Worten:

„Dictionnaire d'archéologie chrétienne et de liturgie IX, 1, 1731 f.:

L'oeuvre historique de Ferdinand Probst est assez nombreuse, sa longue vie et son assiduité au travail lui ont permis de l'appuyer sur une base solide d'érudition, en ce qui concerne la liturgie, il se confina dans la période des premiers siècles et produisit des travaux estimables, tout marqués d'une connaissance exacte des textes patristiques. Probst avait probablement tout lu, tout annoté, il ne manquait pas de talent, mais il n'avait pas celui de se faire lire.

Comme un autre vétéran des études liturgiques Martin Rule, il prenait volontiers ses imaginations pour des preuves et sa méthode s'en ressentait: raisonnement trop subtil, construction fragile, mais dont tous les materieaux sont de bonne qualité. Plus de conscience que de talent, plus de talent que de goût, point d'art."

So groß das Ansehen Probsteins als Liturgiker in der Gelehrtenwelt war, noch mehr wirkte Probst persönlich durch seine Vorträge und sein ganzes Wesen auf die katholische Studentenwelt ein. Wenn er in der Theorie der Seelsorge so ganz aus dem Schatze seiner reichen Erfahrungen schöpfte und seinen Hörern das Ideal des Priesters in den leuchtendsten Farben vor die Seele führte, wenn er mit geradezu charismatischem, intuitivem, psychologischem Scharfblick bis in die tiefsten Abgründe des menschlichen Herzens und seiner Leidenschaften hinableuchtete, wenn er dann seine zündenden Worte mit Beispielen aus seiner Praxis als ehemaliger Pfarrer belebte, dann brannten auch die Herzen seiner Hörer wie die Herzen der Jünger auf dem Wege nach Emmaus, als der Heiland ihnen die Schrift aufschloß, und mancher Kommilito, der mit seinem Berufe noch nicht ganz im Reinen war, fing Feuer und ergriff mit heller Freude und großer Zuversicht den priesterlichen Beruf, ja ein hochgestellter Geistlicher der Erzdiözese gestand einmal in aller Öffentlichkeit, es habe damals (1895) traurig ausgesehen mit der aszetischen Ausbildung der Theologen, und wenn der „alte Probst" nicht gewesen wäre, hätte mancher den Beruf sogar verloren. Die theologische Studentenschaft hing darum an Professor Probst mit unbegrenztem Vertrauen und kindlich dankbarer Verehrung. Probst war ein wahrer Studentenvater, voll Liebe und Güte und Nachsicht, auch bei zufälligen widerlichen Vorkommnissen. Wie sehr Probst auch für das leibliche Wohl der Studenten im Konvikt sorgte, zu dessen Kuratorium er gehörte, bewies er bei einem Krankenbesuche, den er einem jungen schwäbischen Landsmanne abstattete. Der Weg ins Krankenzimmer führte den Achtzigjährigen bis in das 3. Stockwerk hinauf. Nachdem er zunächst die Ursache der Erkrankung, Bronchialkatarrh, Erkältung infolge ungenügender Bekleidung, festgestellt hatte, zog er kurz entschlossen seinen warmen Winterüberzieher aus. „Ziehen Sie mal den an, ob er Ihnen paßt. Wenn er paßt, dann behalten Sie ihn." Nicht lange darauf schickte er denselben herüber ins Konvikt. Professor Probst unterstützte auch sonst Studenten durch monatliche Zuwendungen; er hatte für seine Studenten immer Zeit und die Besuchsstunden bei ihm waren wegen ihrer anregenden

Dompropſt Profeſſor Dr. Ferdinand Probſt

wiſſenſchaftlichen Note oft auch außerordentlich fruchtbar. Einmal herrſchte im alten Theologenkonvikt großer Streit über die alljährlich ſtattfindende Faſchingsfeier; der Präfekt vermochte die ſtreitenden Parteien durchaus nicht zu einigen. Da wurde der „alte Probſcht" zu Hilfe gerufen; er kam, ſah und ſiegte. Kein Wort des Widerſpruchs mehr. Mit lautem Getrampel gaben die Anweſenden ihrer Sympathie für den guten Kurator Ausdruck, und Probſt quittierte mit ſeinem charakteriſtiſchen gütigen Lächeln. — Es würde ein Weſenszug im Lebensbilde des Profeſſors Probſt fehlen, wenn man ſeine apoſtoliſche Tätigkeit im Beichtſtuhl mit Stillſchweigen übergehen würde. Da war er einfach unermüdlich. Schon in Pfärrich, das ſich einer Muttergottes-wallfahrt erfreut, war er ein ſehr begehrter und viel geſuchter Beichtvater. Wenn immer er in den Beichtſtuhl verlangt wurde, er ging zu jeder Tages- und Nachtzeit. In einer Vorleſung erzählte er, wie er einmal in Pfärrich früh um 4 Uhr aus dem Schlafe geweckt wurde. Ein Knecht ging um dieſe Zeit in ein größeres Gehöft füttern. Da kam ihm der Gedanke, vor dem Füttern noch zu beichten; er kannte das gute Herz ſeines Seelſorgers, der auch ſofort die Bitte des Knechtes erfüllte. Bisweilen hörte er von früh 5 Uhr bis nachmittag 2 und 3 Uhr ohne jede Pauſe, ohne Frühſtück und Mittagbrot, Beicht, wobei auch ſeine Beichtkinder ſolange nüchtern blieben. Wenn er dann nach ſolchen Opfern allemal nach Hauſe gekommen ſei, ſo habe er gar nicht gewußt, „wohin mit ſeiner Freud". Einen merkwürdigen Traum hatte nach ſeinem Tode ſeine Schweſter. Er erſchien ihr nämlich mit einer regenbogenartigen Gloriole, die ſeinen ganzen Körper umleuchtete, ſo daß ſeine Schweſter entzückt fragte: „Ja, Ferdinand, was iſt denn das für ein Glanz um dich?" „Ja, weiſcht, das ſind die Seelen, die ich im Beichtſtuhle gerettet habe."

In Breslau kamen ehemalige Schüler zu ihm beichten, nachdem ſie längſt in Amt und Würden waren. Profeſſor Probſt war auch der erleuchtete Seelenführer ſeines Biſchofs, des Kardinals Kopp. Als Probſt geſtorben war, ſprach Kardinal Kopp tief betrübt die denkwürdigen Worte: „Ich habe meinen Vater verloren." Andererſeits ſprach auch Probſt von ſeinem Biſchof nie anders als mit allergrößter Hochachtung, er hatte vor der biſchöflichen Würde eine noch viel größere Ehrfurcht als vor der königlichen oder kaiſerlichen Majeſtät. Deshalb war ihm auch jeder Wunſch ſeines Biſchofs Befehl. Als Profeſſor Probſt im hohen Alter ſeine Hände faſt nicht mehr bewegen konnte, erging der förmliche Befehl des Biſchofs an ihn, doch ja noch vor ſeinem Tode ſein letztes, reifſtes Werk zu vollenden, das „Königliche Amt

des Prieſters". Probſt gehorchte und gewann „fremde Hände" (Pfarrer Teubner, Reichenbach, und Pfarrer John, Stephansdorf) zum Diktat für die rechtzeitige Herausgabe ſeines liturgiſchen Schwanengeſanges, von dem der damalige Rektor des Prieſterſeminars, Dr. Flaſſig, ſagte: „Meine Herren, dieſes Buch müſſen Sie nicht nur leſen und ſtudieren, ſondern meditieren."

Probſt war mit Ämtern ſozuſagen überladen. Am 16. April 1886 wurde er mit 70 Jahren Kanonikus. Er war Kurator des Theologenkonvikts, Präſes des Bistums-Konſiſtoriums 2. Inſtanz, Proſynodal-Examinator und Mitglied der königlichen wiſſenſchaftlichen Prüfungskommiſſion, öfters Dekan, und im Jahre 1889 wurde er zum Rector Magnificus der Univerſität gewählt. Ein liturgiſches Ereignis war es jedesmal, wenn der Domherr Probſt in der Kathedrale das ſonntägliche Hochamt zelebrierte. Wie feierlich, ja majeſtätiſch war ſein Gang zum Altare, wie würdevoll und tief geſammelt vollzog er die hl. Handlung, das tremendum mysterium, in welches gerade er ſo tiefe Einblicke tun durfte! Da betete kein Domherr Brevier, alle, auch der Biſchof und Kardinal, folgten mit heiliger Neugier dem Celebrans am Altare, der an den Hohenprieſter des Alten Bundes erinnerte. Nicht unerwähnt darf bleiben Probſtens aufrichtige Beſcheidenheit im Umgange und ſeine Kindlichkeit. Wenn er früh in der Domſakriſtei erſchien, grüßte er zuerſt: „Ich wünſche Ihnen einen guten Morgen, meine Herren." Wenn er alle Jahre mehrere Wochen mit ſeiner Schweſter bei ſeinem geiſtlichen Bruder in der ſchwäbiſchen Heimat weilte, mußte die Schweſter zum Spaziergange immer eine Tüte Süßigkeiten mitnehmen. Im Nu war er von Kindern umringt, denen er mit großer Freude reichlich die ſüße Gabe austeilte wie Hansjakob, der Kirſchenſpender.

In faſt jugendlicher Friſche feierte er am 16. September 1890 das goldene Prieſterjubiläum, wobei ihm hohe Ehren zuteil wurden. Dompropſt Kayſer übergab ihm im Namen des Domkapitels einen prachtvollen Kelch, ehemalige Schüler ein kunſtvolles Kreuz, Miſſale und Meßgewand, der Fürſtbiſchof ein Prachtexemplar der Werke Muratoris. Der Kaiſer verlieh ihm den Roten Adlerorden 3. Klaſſe mit der Schleife, Papſt Leo XIII. ernannte ihn zum päpſtlichen Hausprälaten. Nach dem Tode Kayſers wurde er im 80. Lebensjahre Dompropſt. Als er am 31. Juli 1896 in dieſer Eigenſchaft inſtalliert wurde, überfiel den ſonſt ſtets geſunden Greis in der Kathedrale eine tiefe Ohnmacht, die faſt einem Schlagfuß glich. Mehr als ſonſt dachte er an ſeinen Tod. Mit tiefem Schmerz mußte er die akademiſche Lehrtätigkeit

aufgeben. Er litt ſehr, namentlich unter peinlichen Atembeſchwerden, ertrug aber alles geduldig und erfüllte nach Möglichkeit ſeine prieſterlichen Amtspflichten. So brachte er noch drei und ein halbes Jahr in ſtetem Siechtum zu, ſeinen „Heimgang“ oft erſehnend. Am Morgen des 2. Feiertages, den 26. Dezember 1899, ging Probſt mit den hl. Sakramenten verſehen in die Ewigkeit. Während ſeine Angehörigen weinend ſein Sterbebett umſtanden, gab er milde und gütig lächelnd ſeinen Geiſt auf. Kardinal Kopp hielt am 29. Dezember ſelbſt das Requiem. Die entſeelte Hülle wurde in der Gruft unter der Totenkapelle beigeſetzt. Seine treue Schweſter überlebte ihn um 24 Jahre und ſtarb, faſt 99 Jahre alt, ſelig im Herrn.

Durch ſeine liebenswürdige „Offenheit und Gradheit“, ſeine ungezwungene Heiterkeit, vorbildliche Beſcheidenheit hatte Probſt ſich eine ſeltene Beliebtheit und Verehrung, nicht bloß bei den Domkapitularen und ſeinen Schülern, ſondern auch bei ſeinen Amtsgenoſſen an der Univerſität erworben. Rektor und Senat widmeten dem Verſtorbenen einen Nachruf, der die treffendſte Charakteriſtik des gelehrten Prieſters enthält. „Dreiunddreißig Jahre hat er ſeit ſeiner 1864 erfolgten Berufung an die Univerſität Breslau ſeines Lehramtes gewaltet, hochgehalten von all ſeinen Amtsgenoſſen, deren Vertrauen ihm 1889 das Rektorat der Hochſchule übertrug, geliebt von ſeinen Schülern, die in ihm nicht nur den wiſſenſchaftlich bedeutenden Lehrer, den erfolgreichen Erforſcher der Geſchichte der Liturgik, ſondern das Muſterbild eines liebevollen, einſichtigen, pflichttreuen Seelſorgers verehrten. Seine ſchlichte Geſtalt, mit dem beſcheidenen Sinn und dem kindlichen Herzen, ohne Falſch und Fehle, ohne Härte und Bitterkeit, war eine der liebenswerteſten und ehrwürdigſten des ganzen Gelehrtenkreiſes, der nun mit Trauer von ihm Abſchied nimmt. Das dankerfüllte Andenken, das er hinterläßt, bleibt verklärt von der Liebe, die er im Leben nicht nur gelehrt, ſondern allezeit geübt hat.“

ISIDOR BARNDT

(1816 — 1891)

Die intereſſante Schilderung eines Geſprächs mit dem ſchleſiſchen Prieſterdichter Iſidor Barndt in der Pfarrlaube von Kamnig (heut Steinhaus) leitet der an dem Geſpräch beteiligte Geiſtliche Rat Otto Fink von Strehlen, damals jugendlicher Schloßkaplan in Reiſewitz, mit folgendem ſinnigen Stimmungsbilde[1] ein:

„Es iſt Erntezeit und alles, was die Hände rühren kann, iſt draußen auf dem Felde. Im Dorfe ſelbſt herrſcht traumhafte Stille, nur ab und zu ſchlägt ein Hund an, wie aus tiefem Schlafe plötzlich aufgeſchreckt, oder ein Hahnenſchrei hallt müde und gedehnt aus weiter Ferne.

Mitten im Dorfe liegt das Kirchlein, ſo ſtill und verſonnen, wie ein ſteinerner Traum aus der frommen, alten Zeit. Sein Turm mit der verſchnörkelten Kuppelhaube ragt traulich aus dem Schatten hoher Linden und ſpäht hinaus in die friedvolle Landſchaft, als ſähe er längſt verblaßte Bilder wiederaufleben. Wie viele Geſchlechter ſah er ſchon dort draußen auf den Feldern unter frohem Jubel Ernte halten, und nun ſchlummern ſie alle auf dem Gottesacker zu ſeinen Füßen als Saatkörner für die Ewigkeit, und die heute noch in rüſtiger Lebenskraft wirken und ſchaffen, werden auch einmal bei den ſtillen Schläfern in ſeinem Schatten ruhen.

Der Kirche gegenüber, getrennt durch die Landſtraße, erhebt ſich das Pfarrhaus. Was ſind es doch für anheimelnde Friedensſtätten — dieſe alten ländlichen Pfarrhäuſer! — Fern vom Trubel der Welt und den Narrheiten wechſelnder Mode zeigen ſie noch ganz die beſinnliche Ruhe, die beſcheidene Würde und den freundlichen Ernſt einer langentſchwundenen Zeit, die nach den Worten des Apoſtels noch ein ſtilles, in Gott verborgenes Leben als ſchönſtes Ideal zu ſchätzen wußte. Hinter dem Hauſe und dem Wirtſchaftshofe ſteigt der Garten empor. Ein ſchnurgerader Gang, eingefaßt von niedrigen Buchsbaumbäumen, durchſchneidet ihn der Länge nach und endet auf der einen Seite mit einer roſenumrankten Lourdesgrotte, auf der anderen mit einer kühlſchattigen Laube. Roſenſtöcke mit reichem Blütenflor, Nelken und Balſaminen in bunter Farbenpracht ziehen hüben und drüben den Weg entlang und laden zu angenehmem Verweilen. Die Rückſeite des Gartens bildet ein lebender Zaun aus dichtem Weißdorn, über den das Auge weit

[1] Ungedrucktes Manuſkript, Diözeſanarchiv, Breslau.

über die ſanft gewellten Fluren ſchweift. Und alles iſt ſo friedeatmend und weltentrückt, daß man mit dem Dichter ſprechen möchte: ‚Kein Klang der aufgeregten Zeit drang noch in dieſe Einſamkeit.‘

Auf der Höhe des Geländes ſteht eine ſtattliche Greiſengeſtalt und blickt über die Hecke ſinnend in die Weite. Es iſt der Pfarrer des Dorfes, der alte Erzprieſter Iſidor Barndt. Für einen ſchlichten Dorfgeiſtlichen eine vornehme Erſcheinung. Aus dem noch ſehr friſchen, blühenden Geſicht ſpricht tiefer Lebensernſt und milde Herzensgüte. Scharfe Beobachtung und ſinnendes Nachdenken liegt in dem dunklen Auge, das eine ſtarke Brille trägt. Bisweilen blitzt es jählings auf, dann zuckt zugleich ein ſchelmiſches Lächeln um die eingezogenen Mundwinkel, und die Rechte fährt haſtig durch die weiße Haarbürſte über der hochgewölbten klaren Stirn. Der alte Herr hat offenbar viel erlebt und erfahren, aber alle Bitterkeiten und Enttäuſchungen des Lebens haben ſich in die abgeklärte Ruhe und das gütige Verzeihen eines friedlich ſonnigen Lebensabends aufgelöſt. Nun ſteht der Greis – eine ſinnig poetiſche Natur, durch gar manchen hübſchen und gefälligen Vers bekannt — an dem Gartenzaun und kann ſich nicht losreißen von dem beſchauenden Bild des überreichen Gottesſegens. Er ſieht, wie die goldene Ährenfülle in langen Schwaden zu Boden ſinkt, er hört das raſtloſe Gezirpe der Grillen und den Jubelſchrei der Schwalben, die in unbändiger Luſt durch die Lüfte ſchießen, er ſchlürft in vollen Zügen den markigen Duft der Scholle, er fühlt mit wonnigem Behagen, wie der Strom des Lebens mit Jugendkraft durch ſeine welken Glieder kreiſt. ‚Erntetage!‘ – flüſtert er mit wehmütigem Lächeln, und verſunkene Bilder aus froher Jugendzeit tauchen wieder auf. – ‚Erntetage!‘ – wiederholt er mit feierlichem Ernſt, und während ſein Blick ahnungsvoll über Raum und Zeit in ewige Fernen ſchweift, denkt er in froher Zuverſicht an das feierliche Wort der Schrift: ‚Sie werden wiederkommen, ja ſie werden mit Jubel wiederkommen und volle Garben tragen.‘“ Soweit Otto Fink.

Iſidor Barndt, geboren am 12. September 1816, verlebte ſeine Kindheit bei ſeinem Großoheim Anton Tſchöcke in dem ſtillen Orte Siebenhufen, das damals aus ſieben Häuſern, nämlich Pfarrhaus, Schule und fünf Strohhütten beſtand. Tſchöcke, der armſelige Kuratus in dem winzigen Siebenhufen, vertraute den talentvollen Knaben im Jahre 1828 dem Neiſſer Gymnaſium an, das dieſer im Jahre 1836 verließ, um in Breslau Theologie zu ſtudieren. Leider ſtarb Tſchöcke ſchon am 16. September 1837. Das

Geiſtliche Amt hatte verfügt, er möge ſich nach mühevoller Lebensarbeit Ruhe gönnen und im Prieſterhauſe zu Neiſſe Unterkunft ſuchen. „Ich mußte dem zitternden Greiſe, meinem Großoheim und Wohltäter", ſchreibt Iſidor Barndt, „das amtliche Schreiben vorleſen, und nachdem er den Inhalt vernommen, ſanken ihm beide Arme ſchlaff herab, und er ſagte: ‚Nun ſiehe, jetzt iſt es aus mit mir!' Bevor Barndt aus Neiſſe, wo er beim Prieſterhausinſpektor vorſprechen ſollte, zurückkehrte, hatte ein Schlaganfall dem Leben Tſchöckes ein Ende gemacht. Nun ſtand Barndt nach dem Tode des geliebten Oheims, den er „unicum ad huc subsidium meum" nennt, ganz mittellos da. Deshalb nahm er eine Hauslehrerſtelle beim Grafen Strachwitz in Proſchlitz bei Kreuzburg, dann bei dem Beſitzer von Pſchow, Witt von Dörring, und ſchließlich beim Grafen Matuſchka in Pitſchen bei Striegau an. Sehr erwünſcht kam ihm die Aufforderung des Kanonikus Heide, ſeines Gönners, in Ratibor, die erſte Lehrerſtelle dort zu übernehmen, worauf er einging. Obwohl ſeine Freunde ihm rieten, ſich ganz dem pädagogiſchen Studium zu widmen, überwog doch die Liebe zur heiligen Wiſſenſchaft; er ging nach Breslau zu Kanonikus Dr. Herber, mit der Bitte um gütige Unterſtützung, die ihm auch zuteil wurde. Nach Beendigung des theologiſchen Studiums weihte ihn Fürſtbiſchof Diepenbrock am 17. Juni 1848 zum Prieſter. Ein halbes Jahr wirkte er als Kaplan in Zobten am Berge, dann ſieben Monate als Kaplan und als Religionslehrer am Gymnaſium in Schweidnitz und ſchließlich in Strehlitz als Hilfsprieſter für den infolge Alters gebrechlichen Pfarrer Vogel. Als die Stelle eines Lokalkaplans in Schmellwitz bei Schweidnitz frei wurde, kam er um dieſelbe ein und erhielt ſie am 20. Januar 1850. Seit dem Jahre 1855 war er Präzentor am Urſulinenkloſter in Schweidnitz und wurde am 6. Oktober 1866 als Pfarrverweſer von Kamnig ernannt, wo er im folgenden Jahre am 18. Juni Pfarrer wurde.

Im Jahre 1869 gab er „Lieder zum Gebrauch beim Gottesdienſte" für die Kirchengemeinde Kamnig-Schützendorf heraus, ein anſprechendes Büchlein von 76 Seiten, in dem vom Standpunkte des praktiſchen Seelſorgers alle Gebete und Geſänge für die Kirchengemeinde zuſammengeſtellt ſind. Am 1. März 1873 wurde er Erzprieſter des Archipresbyterates Ottmachau.

Ein bleibendes Denkmal hat ſich Barndt in ſeiner Gemeinde durch Stiftung von drei bunten Glasfenſtern im Kirchenſchiff geſetzt, von denen das eine ſeinen Namenspatron, den hl. Iſidor, den Bauernheiligen, darſtellt; die beiden anderen Glasfenſter zeigen das Bild der hl. Hedwig und ihrer

Nichte St. Eliſabeth von Thüringen. Hierzu ſpendete Barndt aus eigener Taſche 2600 Mark. Ebenſo beſtand in der Gemeinde bis zur Inflation der „Pfarrer-Iſidor-Barndtſche Baufonds", zu dem Barndt 3500 Mark beigeſteuert hat, um ein leidiges Streitobjekt aus der Welt zu ſchaffen, das jahrzehntelang der Gegenſtand von Prozeſſen zwiſchen ſeinen Vorgängern und der Gemeinde geweſen war. In kluger Weiſe beſtimmte er damals, daß die Zinſen des Fonds nur für Bauten und Reparaturen an der Kirche, Kirchturm und pfarrlichen Gebäuden zu verwenden ſind, zu denen der Patron beizutragen hat. Ausgeſchloſſen ſind die Verwendungen für Glocken, Kirchenſchmuck, für das Küſter- und Schulhaus, für die Hand- und Spanndienſte. Sollte gegen die Beſtimmungen verſtoßen werden, dann geht das Kapital an den Dotationsfonds der Parochie Siebenhufen, ſeiner Heimatpfarrei, über. Ebenſo hat Barndt eine teſtamentariſche Erbenſtiftung des in Kamnig beheimateten Pfarrers Raßmann verteidigt und gerettet; beide Stiftungen ſind reſtlos ein Opfer der Inflation geworden. Pfarrer Barndt war mit dem Adel und den Großgrundbeſitzern der Umgegend wohlbekannt, verkehrte viel mit dieſen Kreiſen, hielt auch entſprechend Haus und gab feine Geſellſchaften, wodurch er der Gemeinde ſich allerdings etwas entfremdete und als ſtolz bezeichnet wurde. Ein glänzender Redner ſoll Barndt nicht geweſen ſein, aber ein ausgezeichneter Katechet, der den Kindern ein gediegenes Wiſſen im Unterricht vermittelte. Er verlangte unerbittlich, daß die Kinder die Aufgaben wörtlich lernten. So hinterließ er ſeinem Nachfolger eine gründlich mit religiöſem Wiſſen und von echt chriſtlichem Geiſt erfüllte Gemeinde und fromme Kinderſchar. Perſonen über 80 Jahre alt können heut noch die längſten Katechismusfragen aus Barndts Zeit wörtlich herſagen. Es ſei auch nicht verſchwiegen ſeine große Strenge gegen Faulenzer und Schwänzer der Schulmeſſe. Er hielt aufs ſtrengſte auf fleißigen Kirchenbeſuch, auch an Sonntagnachmittagen. Barndt pflegete eifrig die Marienverehrung und geſtaltete die Roſenkranzandachten durch ſelbſtgedichtete Lieder aus, wie er auch die Maiandacht beſonders feierlich hielt und die Marienlieder begeiſtert mit der Gemeinde ſang[1]. Barndt verehrte mit inniger Liebe ſeine Mutter. Auf dem Denkſtein der mit 87 Jahren verſtorbenen Mutter, der Kantorswitwe Barndt, ließ er folgenden Vers ſchreiben:

O treue Mutter, ruh' in Frieden, Der für dich betet und um dich weint,
Gedenke deines Sohnes hienieden, Bis Gott ihn einſt mit dir vereint.

[1] Mitteilung des Pfarrers Stefan Goerlich.

Barndt war eine dichteriſch veranlagte Natur, in der Jugendzeit etwas zur Melancholie geneigt, ein Fehler, den er bald überwand. Schon im Jahre 1844 gab er ſeinen Stimmungen Ausdruck in dem 165 Seiten umfaſſenden Zyklus „Wilde Roſen", eine Sammlung poetiſcher Verſuche. Dieſe Dichtungen ſind wohl in Pſchow entſtanden, da ſie dem bekannten Eiferer für die Mäßigkeitsſache und deſſen Gemahlin, geb. v. Gößel, gewidmet ſind. Er enthält Gedichte ernſten Inhalts, Naturbilder, „Mannigfaltiges", erzählende Gedichte und Randgloſſen. Faſt ſämtlich zeugen ſie von Beherrſchung des Verſes, von tiefer Empfindung und aufrichtigem Glauben. Eines der ſchönſten Gedichte, etwas elegiſch, weihte er der „Nachtigall":

Freundin, die in heil'ger Abendſtunde
In die Zweige ſüßer Linden flieht,
Um des Schöpfers Preis mit frohem Munde
Laut zu trillern, — dir dies Lied!

Wenn ich einſam wandle durch die Haine,
Im Gemüte ſtille Wehemut,
Wenn ich innig über manches weine,
Was dem Herzen wehetut;

Und es tönen deine Silberlaute,
Deine ſchmelzend weichen Elegien
Sanft und lauter rauſchend durch die traute
Einſamkeit der Nacht dahin.

Wie vergeß' ich da auf alles Wehe,
Was den Buſen ſchmerzlich mir bewegt!
Daß mir deiner Lieder keins entgehe,
Lauſch' ich ſtill und unbewegt.

Auf dem Fittich deiner Melodien
Zieht die Wonne lächelnd mir ins Herz,
Und der Erde trübe Bilder fliehen,
Und der Geiſt ſchwebt himmelwärts.

Darum ſinge, Freundin meiner Seele,
Dichterin der blühenden Natur!
Dein Geſang, geliebte Philomene,
Schafft zum Eden rings die Flur.

Tief empfunden iſt das „Andenken an meinen Oheim im ſtillen Siebenhufen“, von dem die zwei mittleren Verſe alſo lauten:

Und taucht auch ihr herauf, ihr Blütentage,
Die ihr mein Glück dereinſt mit angeſeh'n;
Kommt mit mir zu des Toten Sarkophage,
Um welchen Ulmen ſtille rauſchend weh'n.

O Stunden! könnt ich euch noch einmal leben,
Noch einmal Kind, noch einmal Jüngling ſein!
Mit euch noch einmal hüpfen durch das Leben,
Mit euch des Lebens mich noch einmal freu'n!

Dann würd' ich dreimal höher ihn verehren,
Ihn, der ſo innig, innig mich geliebt.
Mit keiner Miene jemals ihn verſehren,
Ihn, der nur Liebe treu an mir geübt!

O nimmer, nimmer, lebt' ich auch Aonen,
Find' ich ein Herz, ſo gut, wie ſeines war;
Mehr Vatermilde kann in keinem wohnen,
Keins liebt mich fürder ſo unwandelbar!

Heilige Entrüſtung über ungläubige Spötter ſpricht aus dem Gedicht mit der Aufſchrift „Predigt“:

Habt ihr an Gott was auszuſetzen,
So mögt davon ihr im Geheimen ſchwätzen,
Macht euch darüber nicht in Büchern breit,
Und wollt nicht, daß der Same eurer Albernheit
In fremde Bruſt auch werde ausgeſtreut.
Denkt ihr vielleicht, es trag' euch Ehre ein,
Das Göttliche, das Heil'ge zu entweih'n?
Und man bewundre darob eures Geiſtes Flug?
O, glaubet mir, dazu hat jeder Straßenbube
Und jeder Held aus einer Branntweinſtube
Verſtand und Witz genug.
Das Heilige herabzuziehen in den Kot,
Wahrhaftig, dazu tut's nun euch nicht Not
Denn das vermag ſchon jeder Idiot.

12/4-53

1859 erſchien „Aus dem Tagebuche eines Schulmeiſters“, 1860 „St. Urſula und ihre Gefährtinnen“, 1863 „Fromm und froh“, 1864 das Melodrama „Die Jungfrauen des Evangeliums“ und „Herbſtblumen“, 1865 „Lieder und Gedanken“. Zwei Jahre ſpäter veröffentlichte Barndt eine neue Gedichtſammlung „Blätter und Blumen“. Dieſe Sammlung (157 Seiten) iſt dem Alumnatsrektor Dr. Sauer zum fünfundzwanzigjährigen Rektoratsjubiläum gewidmet. Sie enthält Reminiſzenzen aus dem Klerikalſeminar, zum Namenstage, zur Inſtallation als Domkapitular und zeugt von der hohen Verehrung Barndts gegen den auch von Jungnitz und Jentſch für heiligmäßig gehaltenen Alumnatsvorſteher.

Heil dem Meiſter, deſſen Wort und Leben
So der Schüler Menge weiß zu führen,
Daß ſie ihm in Ehrfurcht, die zu mindern
Weder Zeit noch Raum vermögen, huldigt!

Heil dem Edlen, deſſen milde Rechte
Der Bedrängten Los ſo gern erleichtert,
Der gleichwohl des Danks der vollen Herzen
In gewohnter Großmut will entbehren!

Heil dem Vater, dem in treuer Liebe
All die Söhne, die er großgezogen,
Zugetan und die von dieſer Liebe
Nimmer laſſen, bis die Pulſe ruhen!

Im gleichen Bändchen finden ſich Dichtungen zu Ehren des ſeligen Ceslaus, der hl. Urſula und einige ſpeziell auf Schleſien bezügliche Sachen, ſo z. B. „Der Turm von Leuthen“, Prolog zum Schweidnitzer Geſellenfeſt, zur Kreuzeinweihung am Schluß der Miſſion zu Kamnig, Gratulationen für Pfarrer Graf von Siebenhufen, für den Ehrendomherrn Joſef Graupe, den „Abraham“ Joſef Lengsfeld, ſchließlich ein Abſchiedslied beim Weggange von Schweidnitz nach Kamnig.

Eine Perle der Poeſie iſt „Jugend und Tugend“:

Wie ſchön iſt die Jugend. Ein wonniges Tal,
Getaucht in des Frührots erwachenden Strahl.
Durchwehet von Lüften ſo friſch und rein,

Umrauſchet von Liedern im duftigen Hain.
Doch wollt ihr der Jugend euch wahrhaft erfreu'n,
Müßt ſtets ihr den Vorſatz der Tugend erneu'n.

Wie ſchön iſt die Jugend. Sie kennt kein Weh,
Es lagert der Frieden am bläulichen See,
Es lächelt der Himmel ſo klar und mild
Und ſpiegelt in ruhiger Flut ſein Bild.
Doch wollt ihr der Jugend euch wahrhaft erfreu'n,
Müßt ſtets ihr den Vorſatz der Tugend erneu'n.

Wie ſchön iſt die Jugend. Ein Paradies,
Das Gott ſeinen Kindern erblühen ließ,
Das Gott ſeinen Kindern zur Freude gab,
Wenn ſie ſich nicht ſelber bereiten ihr Grab.
Denn wollt ihr euch dauernd der Jugend erfreu'n,
Müßt ſtets ihr den Vorſatz der Tugend erneu'n.

Wie ſchön iſt die Jugend. Doch Unſchuld allein
Bewahrt ihr den zauberiſch roſigen Schein.
Die Sünden verwandelt in Todesnacht
Das lachende Leben, die ſchimmernde Pracht.
Drum wollt ihr von Herzen der Jugend euch freu'n,
So müßt ihr die Sünde ſtets haſſen und ſcheu'n.

O Jeſus, ſo gib uns denn Kraft und Licht,
Zu wandeln vor deinem Angeſicht,
In Treue zu halten dein heilig Gebot
Und nimmer zu wanken bis in den Tod.
Im Tode dann führet die Jugend allein
Zur Heimat der ewigen Jugend uns ein.

Im Jahre 1868 erſchien das Büchlein „Von Hindoſtan nach Preußen", photographiſche Reiſebilder in Verſen mit Anmerkungen. Es iſt keine Reiſebeſchreibung im gewöhnlichen Sinne. Man war nicht müde geworden, die Behauptung in die Welt hinauszurufen, der Sieg Preußens im Jahre 1866 ſei ein Sieg des proteſtantiſchen Prinzips über den Katholizismus geweſen, und das von Guſtav Adolf im 17. Jahrhundert begonnene Werk habe jetzt erſt einen Abſchluß gefunden. Barndt behauptet das Gegenteil: Die Siege in

Böhmen, Mähren und in Deutſchland waren, wenn auch nicht ein Triumph, ſo doch ein Förderungsmittel der katholiſchen Sache, und Barndt tritt in den 13 Geſängen den Beweis dafür an. In Öſterreich ſei in religiöſer Beziehung manches faul, die Niederlagen, die Öſterreich erlitten, ſeien daher ein Weckruf an ſeine Völker, ſich aus der bisherigen Lethargie zu erheben, zumal da ſie Gelegenheit hatten, an dem frommen Beiſpiel ihrer damaligen Feinde, der katholiſchen Preußen, ſich zu erbauen; denn es ſei notoriſch, daß man in Öſterreich zur Zeit des Krieges über die Pietät der katholiſchen Soldaten ſtaunte, namentlich derjenigen aus Oberſchleſien, Poſen und dem Rheinlande, welche die Gotteshäuſer fleißig beſuchten, kniend die Andacht verrichteten und eifrig die Sakramente empfingen. Seine Behauptung beweiſt er auch aus den Erfahrungen im Königreich Sachſen, Bayern, Baden, Frankfurt, Naſſau, Schleswig-Holſtein und Rußland. Ulyſſes, der Reiſende aus Hindoſtan, kommt in eine preußiſche Schule:

Und mit Kreuz und ſchönen Bildern
Sieht er rings die Wand geziert,
Die ihm klar und deutlich ſchildern,
Welcher Geiſt allhier regiert.

Und wie an gewohnte Stätte
Tritt der greiſe Pfarrer ein,
Und es freu'n ſich um die Wette
All der Kinder holde Reih'n.

„Iſt in Preußen", fragt der Wandrer,
„Jede Schule dieſer gleich?
Solcher Geiſt iſt traun ein andrer
Denn ſonſt überall im Reich!

Fern in Baden, Öſtreich, Bayern
Darf demnächſt der ‚Pfaffen Pack'
In der Schule nicht mehr leiern
Seine frommen Schnick und Schnack.

Von den Schwarzen iſt für künftig
Dort die Schul' emanzipiert:
Nicht verdummend, nein, vernünftig
Wird das Kind dann inſtruiert!

Und in Preußen? iſt's wohl ſchlimmer,
So hab' ich's bisher gedacht;
Sicher ward dem Herrn für immer
Preußens Schultür zugemacht!"

„Nein, mein Lieber, unſre Schule
Steht Gott Lob auf beſſ'rem Grund:
Wie die Welt auch um ſie buhle,
Bleibt ſie feſt mit Gott im Bund.

Ja, wir rechnen's uns zum Ruhme,
Unſre Jugend Gott zu weih'n;
Nimmer ſoll vom Chriſtentume,
Losgetrennt die Schule ſein!"

Wie in jener Kampfzeit ganz natürlich, ſo zeigt ſich die polemiſche Tendenz auch in den in zweiter vermehrter Auflage, Schweidnitz 1871 erſchienenen „Pius-Hymnen", Sonetten, die er als Feſtgabe zum 25jährigen Regierungsjubiläum Pius IX. weihte. Er feiert den greiſen Jubilar in dem Carmen „Pius confidentia Magnus":

Pius den Großen muß die Welt dich nennen,
Nicht deshalb nur, weil Großes du vollbrachteſt,
Und ob der Kirche Heil mit Treue wachteſt,
Daß heller nun der Wahrheit Fackeln brennen.

Nein, deine Größe wird die Welt erkennen
In der Geduld, womit du leidend ſchmachteſt,
Und leidend Chriſto nachzufolgen trachteſt,
Von dem kein Wehe dich vermag zu trennen.

So ernſt wie du hat noch kein Papſt geſtritten,
Noch keiner hat ſo ſchwer wie du gelitten,
Dem jede Menſchenhilfe abgeſchnitten.

Und doch will vor der Zukunft dir nicht grauen!
Drum unerreichbar groß biſt du zu ſchauen
In deinem heldenmüt'gen Gottvertrauen.

In der Dichtung „Suum cuique“ rechnet er mit den Leuten ab, von denen die Katholiken als Vaterlandsloſe bezeichnet werden:

Schwand die Erinn'rung euch an das Getoſe
Von „Achtundvierzig“ und an eure Sünde?
Halft ihr die Feuerflamme nicht entzünden?
Entkroch des Aufruhrs Tier nicht eurem Schoße?

Wir türmten damals keine Barrikaden
Wider das Königtum von Gottesgnaden,
Uns ſah man nicht wie euch wahnſinnig raſen!

Darum – ſtatt an der Ehre uns zu ſchaden
Und ſtatt zum Angriff gegen uns zu blaſen,
Zieht ſchuldbewußt euch an den eignen Naſen!

Den Abſchluß der „Pius-Hymnen“ bildet das Schleſierlied, das wohl allen Heimatgenoſſen heute unbekannt iſt.

(Nach der Melodie „Hoch vom Dachſtein“.)

Hoch vom Rieſenkamm bis zum Oderſtrom,
Bis zum Schlawer See in grüner Au,
Von der Prosna Lauf bis zum Biſchofdom,
Bis hinab zum fernen Wendengau;
Dieſes ſchöne Land iſt das Schleſierland,
Iſt mein liebes, teures Heimatland.

Wo der Bergmann fährt in den dunklen Schacht,
Wo der Schiffer ſchwimmt im leichten Kahn,
Wo auf Flur und Feld reicher Segen lacht,
Jeder friedlich wallt auf ſeiner Bahn:
Dieſes ſchöne Land iſt das Schleſierland,
Iſt mein liebes, teures Heimatland.

Wo ein Völkchen wohnt, treu dem Herrſcherhaus,
Fromm, gemütvoll, bieder, deutſch und feſt,
Das mit Gott fürs Recht mutig zieht zum Streit
Und vom Feind ſich nicht verblüffen läßt:
Dieſes ſchöne Land iſt das Schleſierland,
Iſt mein liebes teures Heimatland.

In der „Schleſiſchen Volkszeitung“ erſchien am 17. April 1875 in goldgedruckter Feſtnummer ſein „Feſtgedicht zum 50jährigen Prieſterjubiläum unſeres Hochwürdigſten Herrn Fürſtbiſchofs Dr. Heinrich Förſter“:

Ein Tugendbeiſpiel war ſein Leben,
Sein Wort entflammte jedes Herz,
Und durch ſein eifervolles Streben
Hob er die Seelen himmelwärts.

Was er getan im Gottesreiche,
Wie er gedient dem Vaterland,
Wie feſt gleich einer deutſchen Eiche
Er in dem Sturm der Zeiten ſtand.

Verkünden werden's die Annalen
Dem Schleſier einſt auf gold'nem Blatt,
Obgleich für ſolchen Dienſt dermalen
Man kaum ein Wort des Dankes hat.

Man darf wohl ſagen, der Dichter Barndt hätte ein beſſeres Los verdient als das, vergeſſen zu werden. Es erwähnt ihn nur Wilhelm Koſch in ſeinem Lexikon „Das katholiſche Deutſchland“ und Friedrich Wienſtein im „Lexikon der katholiſchen deutſchen Dichter“ (Hamm 1899).

Iſidor Barndt ſtarb am 23. Februar 1891 im Alter von 74 Jahren und 5 Monaten nach einem vierwöchigen ſchweren Leiden. 25 Prieſter und zahlreiche Honoratioren der Umgegend begleiteten die Leiche zur Kirche, nachdem im Pfarrhauſe das Totenoffizium gebetet worden war. Pfarrer Scholz aus Ottmachau zelebrierte ein feierliches Requiem und überbrachte der zahlreich verſammelten Gemeinde das Vermächtnis des Seelſorgers: „Ihr Eltern, erzieht eure Kinder zu frommen Chriſten. Haltet Treue euer aller Mutter, der heiligen katholiſchen Kirche!“ Unter Schluchzen nahm die Gemeinde das letzte Wort aus dem nun im Tode verſtummten Munde ihres Seelſorgers entgegen. Die Schweidnitzer Urſulinen widmeten dem Verſtorbenen, der 16 Jahre lang als Präzentor mit ſeltener Liebe und Treue für den Konvent und die demſelben zur Erziehung anvertraute Jugend gewirkt hatte, einen ehrenvollen Nachruf: „Er war allen ein Vater, jung und alt brachte ihm unbegrenztes Vertrauen entgegen; für jeden war er bereit zu weiſem Rate, zu heilſamem Troſt. Sein Andenken wird fortleben, ſein

Bild mit goldenen Zügen eingeſchrieben bleiben in den Herzen der vielen Lehrerinnen, die er für den Weinberg des Herrn herangebildet hatte. Der Verblichene war auch prieſterlicher Sänger, dem das Kreuz ſtets vom Lorbeer der Dichtkunſt umkränzt erſchien und dem ſich durch die goldenen Saiten der Harfe die prieſterliche Stola ſchlang. So gehe denn hin, Prieſter Gottes, mit Gott zu Gott."

KARL MARIA FRANZ LORINSER

(1821—1893)

Franz Lorinſer gehört zu den geiſtig bedeutendſten Prieſtern nicht nur unſerer Diözeſe, ſondern Deutſchlands, die meiſten überragend durch Univerſalität des Wiſſens und Schrifttums. Man kann ihn ein Univerſalgenie nennen. Er war ein hervorragender Theologe, geſchulter Philoſoph, glanzvoller Überſetzer des Spaniers Calderon und als ſolcher Schlegel, Gries und Eichendorff ebenbürtig, hochbefähigter Journaliſt, ein umfaſſender Kenner der Naturwiſſenſchaft als Verfaſſer des in ſieben Bänden erſchienenen, von dem berühmten Göppert als großartig bezeichneten Buches der Natur; tüchtiger Muſiker, begeiſterter Alpenſchriftſteller, ausgezeichneter Prediger (nach Urteil des Fürſtbiſchofs Förſter), fleißiger Sammler von Petrefakten und Beſitzer eines hervorragenden Herbariums, bis in ſein Greiſenalter Liebhaber und Leſer von Plato und Sophokles in der Urſprache.

Lorinſer wurde am 12. März 1821 in Berlin als Sohn des Privatdozenten an der Berliner Univerſität Karl Ignatz Lorinſer und ſeiner Ehefrau Auguſte, geb. Fritze, geboren. Der Vater war katholiſch, die Mutter proteſtantiſch. Der Kleine empfing die Taufe in der proteſtantiſchen Domkirche auf die Namen Karl Maria Franz. Als die Mutter im Jahre 1824 in Zippnow in Weſtpreußen das katholiſche Glaubensbekenntnis ablegte und der Ehebund, dem bisher die kirchliche Weihe fehlte, nach katholiſchem Ritus geſegnet wurde, iſt auch am Kinde die hl. Taufe sub conditione geſpendet worden. Franz war, wie der Vater erzählt, noch nicht ein halbes Jahr alt, als er ſchon ſeine Eltern und die Großmutter erkannte, einen Chriſtuskopf, der über dem Sofa hing, unterſchied und vom Bücherſchranke des Vaters an den bunten Büchereinbänden ſeine Freude zu haben ſchien. Der Vater wurde als Rat ans Medizinalkollegium in Stettin und bald darauf nach Köslin verſetzt. Für den Knaben war es eine Luſt, in dem Dorfe Bornhagen an der friſchen Oſtſee, wo die Eltern der Erholung wegen 1825 weilten, mit Muſcheln zu ſpielen und im Sande Bernſteinſtückchen zu ſammeln. Das Jahr 1825 brachte dem Vater die Verſetzung als Regierungs- und Medizinalrat nach Oppeln, wo, nach ſeinem Urteil, das kirchliche Leben ſehr daniederlag. In der Selbſtbiographie ſchreibt Ignatz Lorinſer: „Ich glaubte in eine Provinz zu kommen, wo noch katholiſches Leben vorhanden ſei, und fand eine Kirche, die faſt dem Tode nahe war, in ihren Gliedern

mehr oder minder erſtarrt, gebunden von der weltlichen Macht und vom Unglauben, Proteſtantismus, Aufklärung durchſäuert, würdelos und kaum einer ſelbſtändigen Bewegung fähig." Von dieſer Atmoſphäre merkte freilich Franz kaum etwas, „er ſprang und ſang nach Herzensluſt, tummelte ſich gern im Freien umher, ſammelte Bilder, Schmetterlinge, Käfer, Steine und Pflanzen, ſtieg am liebſten auf Anhänge und Berge hinauf und fand im Sommer das höchſte Vergnügen am Reiſen und im Winter an Reiſebeſchreibungen". Von 1832 bis 1839 beſuchte er als ausgezeichneter Schüler das Gymnaſium in Oppeln und wurde vom Religionslehrer, dem heißverehrten, früh verſtorbenen Pater Alker, auf die Erſtkommunion vorbereitet. Der Vater war dem Sohne als Arzt und Gelehrter ein kluger Führer, der den Sohn, wie Hippel ſchreibt, nicht zum Lernen anſpornen, ſondern zurückhalten mußte. Der Vater führte ihn auch in das Italieniſche, Spaniſche und Franzöſiſche ein. Muſikaliſch begabt, ſpielte Franz Geige, Flügel und Violincello.

Schwierigkeiten in der Berufswahl, die manchem Jüngling ſchwere Stunden bereiten, kannte der tiefreligiös erzogene und reine Jüngling nicht. Für ihn, der ſchon als Kind am Altar gedient hatte, galt nur ein Ziel: Theologie. Mit einem vorzüglichen Abiturientenzeugnis entlaſſen, bezog er im Jahre 1839 die Breslauer Hochſchule. Die Eltern hatten ihn nach Breslau begleitet und dem Kanonikus Förſter vorgeſtellt. Von tiefer Kenntnis der jugendlichen Natur und väterlicher Liebe zeugen die goldenen Worte, die der Vater dem Sohne als Richtſchnur für ſein Studium und ſein ganzes Verhalten am 1. November 1839 ſchrieb. Vor allem beſchwor er ihn, „die Gradheit, Einfalt, Demut und Reinheit zu bewahren und jede Gelegenheit zur Sünde wie die Peſt zu fliehen, ein treuer Wächter aller Gedanken, Neigungen und Handlungen zu ſein und allzeit in der Gegenwart desjenigen zu wandeln, der auch in die geheimſten Abgründe ſieht. Er ſolle ſich nicht mit Kollegien überladen, auch im Studium mäßig ſein, keinen Tag die körperliche Bewegung unterlaſſen, ſich vor Melancholie bewahren". Neben dem theologiſchen Fachſtudium hörte Franz auch Vorleſungen über Italieniſch, Franzöſiſch, Arabiſch, Latein und Geſchichte. Tiefen Schatten warf in ſeine Studienzeit der Tod ſeiner lieben Mutter, der auch den Vater tief beugte und ihn zu den geiſtvollen Dichtungen „Tereſa" und „De profundis" veranlaßte. Damals ſchrieb der Vater dem Sohne: „Du biſt ja nun die größte Freude, die einzige Hoffnung, die mir auf Erden noch übriggeblieben iſt. Sollteſt auch Du mir genommen werden, ſo könnte ich nicht mehr zu leben

wünſchen." 1840 begleitete Franz ſeinen Vater auf einer Reiſe – der erſten auf der Eiſenbahn – nach Wien und dann über das Salzkammergut, Oberammergau nach München. Auf dieſer Reiſe lernte er den berühmten Domprediger Veith und den Philoſophen Günther, den Konvertiten und Rechtsgelehrten Phillips, Ringseis und vor allem den alten Görres und Brentano kennen. Im folgenden Jahre überſiedelte er nach München zur Fortſetzung ſeines Studiums. Er hörte bei Döllinger Kirchengeſchichte, bei Haneberg hebräiſche Exegeſe, bei Reithmayer neuteſtamentliche Exegeſe, bei Phillips Kirchenrecht und bei Görres Philoſophie der Geſchichte, bei Herb Dogmatik, bei Stadlbauer Moral. Auch trat er damals in Beziehungen zu Jarcke, Walter Moy, Laſaulx, Arens, Görres jun., dem Geſellenvater Kolping, Windiſchmann. Döllingers kirchengeſchichtliche Vorträge intereſſierten Lorinſer außerordentlich. Der ungemeine Scharfſinn, die Klarheit ſeiner Expoſitionen, die feine Ironie, die elegante Form, in der er ſprach, zogen ſeine Zuhörer an, doch war es ihm nicht vergönnt, ſeiner Rede einen höheren Schwung mitzuteilen. An Gemüt fehlte es Döllinger faſt ganz. Dagegen trug er damals nichts vor, was ein katholiſches Gemüt hätte verletzen können. Wenig befriedigt war Lorinſer dagegen von Dr. Herb, einem lieben, frommen Mann, den Lorinſer aber einen ſehr unreifen Kopf nannte. Viel Poſitives lernte er bei dem neuteſtamentlichen Exegeten Dr. Reithmayer, dem ein feſſelnder Vortrag nicht zu Gebote ſtand und deſſen ſtiliſtiſcher Ausdruck nichts weniger als elegant war. Dagegen ſpricht Lorinſer mit höchſter Achtung von Dr. Haneberg. „Wirkliches Genie und große Gelehrſamkeit hatten bei ihm eine ganz merkwürdige Harmonie mit tiefer Demut und faſt mädchenhafter Schüchternheit eingegangen, wie mir ein ähnliches Beiſpiel bisher noch niemals vorgekommen iſt." Bei ihm hörte Lorinſer die Interpretation des Propheten Iſaias. Stadlbauer, Moraliſt, wird, obgleich von Ideen Günthers beeinflußt, als ein ſelbſtändiger ſehr ſcharfſinniger Denker und beeinflußt von den Ideen eines Thomas von Aquin bezeichnet. Profeſſor Phillips, der von ſo kleiner Statur war, daß er nur notdürftig die Klinke der Tür des Hörſaals in der neuen Univerſität bequem erreichte, außerordentlich beweglich und queckſilbrig, wußte durch ſeinen lebhaften, mit Humor gewürzten Vortrag zu feſſeln und flößte ſogar dem für Kanoniſtik durchaus nicht begeiſterten Lorinſer Neigung zu derartigen Studien ein. Über allen Genannten ſtand natürlich der alte Görres, der nie ein Kollegheft oder einen Zitatzettel gebrauchte, ſondern alles im Kopfe hatte. Er war, wenn auch der Vortrag einförmig

klang, doch bei ſeiner koloſſalen Phantaſie ein Redner erſter Klaſſe und überragte damals das gewöhnliche Niveau der Hochſchulprofeſſoren wie das Himalaya-Gebirge. Lorinſer hörte bei ihm Vorleſungen von der Schöpfung Adams bis zur Moſaiſchen Völkertafel und zum babyloniſchen Turmbau. Eine Vorleſung Görres' zu hören, war, abgeſehen von der wiſſenſchaftlichen Gediegenheit, ein künſtleriſcher Hochgenuß. Im Auguſt 1842 ging der Wunſch Lorinſers, nach Italien zu reiſen, um dort ſeine Studien fortzuſetzen und zu vollenden, in Erfüllung. Auf den Rat des Oratorianerpaters Auguſtin Theiner trat er in das Seminario Romano als Gaſt ein. Er hörte in der Dogmatik den gelehrten und liebenswürdigen Grazioſi, Kirchengeſchichte bei Palma, Moral bei Cardoni. Am 17. Dezember erhielt er die Tonſur unter großer Rührung des Vaters, der den Sohn nach Rom begleitet hatte. Damals lernte er auch den Kardinal Mezzofanti kennen, der 60 Sprachen verſtand, 33 völlig geläufig ſprach und ſich mit Lorinſer deutſch unterhielt. Auch hatte er die Ehre, von Papſt Gregor XVI. empfangen zu werden. „Der Papſt unterhielt ſich mit uns wie ein Vater mit ſeinen Kindern." Am Oſterſonnabend 1843 erhielt Franz die Subdiakonatsweihe und am 23. Dezember die Prieſterweihe, nachdem der preußiſche Miniſter Eichhorn ausnahmsweiſe die Genehmigung, die geiſtlichen Weihen in Rom zu empfangen, erteilt hatte. Die Primiz feierte er in der Kirche St. Apollinare. Seinem Vater ſchrieb er in der Ergriffenheit ſeines Herzens einige Tage ſpäter: „Mit tiefbewegtem Herzen erteile ich Dir, wenn auch aus der Ferne, meinen prieſterlichen Segen. O mein guter Vater! Wenn ich Dich jetzt bei mir hätte, würden mir die Worte fehlen, wieviel mehr, da ich Dir nur ſchreiben kann! Ja, ſeit vier Tagen bin ich Prieſter des lebendigen Gottes, habe ihn bereits in meinen Händen gehalten und das koſtbare Blut, das die Welt erlöſt hat, getrunken! Quid retribuam Domino pro omnibus, quae retribuit mihi? Hilf mir ihn lieben, aus allen Kräften und aus ganzer Seele und aus ganzem Gemüte, über alles wollen wir ihn lieben und von ſeiner Liebe auch nicht einen Augenblick ablaſſen."

Mit ſeinen Vorgeſetzten im Seminar ſtand Franz Lorinſer auf beſtem Fuße, mit dem Rektor Msgr. Bedini, dem er bei der Erlernung der deutſchen Sprache – ziemlich vergeblich – Hilfe leiſten ſollte, vor allem mit dem Vizerektor Profili, einem „kleinen, aber ſehr praktiſchen gelehrten Männchen, der den Rektor geiſtig offenbar überragte und dem auch die Leitung des Seminars tatſächlich oblag." Lorinſer wurde bald ſein bevorzugter Liebling.

Gern erinnerte ſich Lorinſer auch an den dritten Obern Bonola, der für das leibliche Wohl der Seminariſten zu ſorgen hatte, und den Spanier Profeſſor Ximenes, der 1848 einem Dolchſtoße der antipäpſtlichen Partei erlag. Auch ſei erwähnt, daß Lorinſer einmal die Ehre hatte, vor dem Papſt Gregor zu predigen. Der Nordländer ſchien dem Papſte zu wenig feurig. Der Papſt ſagte ihm zum Schluß: „più fuoco", mehr Feuer! Vor der Abreiſe aus Rom ſchrieb Lorinſer dem Vater: „Das koſtbarſte, was auf dieſer Erde mir zuteil werden konnte, hat mir ja Rom gegeben: das Prieſtertum! O Rom, wenn ich dein vergeſſe, dann vergeſſe mich meine Rechte!" Die Rückreiſe nach Deutſchland, die er am 18. April 1844 antrat, ging über München, wo er das Doktorexamen cum nota eminentiae beſtand, über Regensburg, Wien, Ratibor nach Oppeln. Der Vater trug ſich mit dem Gedanken, der Sohn möchte als Kaplan zu Kanonikus Fiſcher in Frankenſtein kommen. Allein das biſchöfliche Dekret beſtimmte unſern Neuprieſter am 3. Dezember 1844 für die Kaplanſtelle auf dem Sande zu Breslau. Hier beginnt nun die ſehr ſegensreiche Wirkſamkeit Lorinſers in der praktiſchen Seelſorge. Abgeſehen von ſeinem Wirken im Beichtſtuhle hatte er eine Menge Konvertiten zu unterrichten und führte die heute noch beſtehende Skapulierbruderſchaft ein. Doch mehr als Aufzählung einzelner Seelſorgswerke wiegt das Zeugnis des damaligen Domherrn Förſter über den jungen Kaplan in einem Briefe, den er am 13. November 1845 an deſſen Vater ſandte: „Es ſind greuliche Tage, die hinter mir liegen, Tage voll Kränkung und Schmerz, voll Sorgen und Mühen, und ſchlimmere werden folgen, denn der Herr läßt ſeine Kirche ſchwer heimſuchen. Doch ich wollte nicht klagen, darum laſſen Sie mich Ihren Vaterblick auf einen Gegenſtand hinwenden, auf welchem mein Blick ſelbſt mit unausſprechlicher Freude ruht – Ihren wackeren Herrn Sohn. Bereits iſt ſeine Wirkſamkeit die geſegnetſte, die Ihr edles Herz ſich wünſchen kann. Das Volk betrachtet ihn mit Ehrfurcht als einen jungen Heiligen, ſein Beichtſtuhl iſt umlagert, ſeine Kanzel ſo umdrängt, als in der Sandkirche ſeit Menſchengedenken unerhört war. Und wie ſehr verdient das dieſer fromme Prieſter. Ich habe ſeine Predigt vor 14 Tagen gehört und mich tief im Innerſten erbaut – ja, laſſen Sie mich's Ihnen geſtehen, auch beſchämt habe ich mich gefühlt. Dieſe einfache ſchmuckloſe Sprache, dieſes reine nackte Wort der Wahrheit, dieſer tiefe, innige, kindliche Glaube, dieſe feſte, ſichere theologiſche Gründlichkeit, dieſes echte katholiſche Element, durchdrungen von der reinſten, edelſten Wärme eines nie entweihten, ich möchte ſagen, nie

befleckten Herzens, wie ernſt muß es jedem beſſeren Gemüte werden, eine ſolche Stimme von der Kanzel zu vernehmen! Und, daß es nicht nur die beſſeren Gemüter ſind, daß Menſchen aus allen Ständen, Konfeſſionen und Verhältniſſen, Menſchen von allen Richtungen zu dieſer Predigt ſich drängen, das betrachte ich als ein gutes Zeichen der Zeit, und danke Gott von Herzen dafür." Dieſes Zeugnis ſtimmt auch, möchte man meinen, mit dem Aloyſiusgeſicht des jungen, äußerſt ſympathiſchen Kaplans, das ſein Freund, Kunſtmaler Schall, in der damaligen Zeit gemalt hat und das ſich im Diözeſanmuſeum befindet. Einen Schatten auf das von freudigem Streben und Seelſorgseifer erfüllte Leben Lorinſers wirft das Treiben einiger hyſteriſch veranlagter Weibsperſonen, wodurch Lorinſer gezwungen wurde, ſchließlich die Hilfe der Polizei in Anſpruch zu nehmen. Die immerwährende, raſtloſe paſtorale Arbeit, in Verbindung mit dem Ärger über die immerwährenden Tribulationen genannter Perſonen und die ſchriftſtelleriſche Tätigkeit („Entwicklung und Fortſchritt in der Kirchenlehre nach H. Newman", Überſetzung der Trauerrede auf Kanonikus Grazioſi unter dem Titel „Bild eines wahren Prieſters", die Predigt „Religion und Freiheit", gehalten in der Sandkirche am 26. März 1848) hatten ſeine ſchwache Geſundheit angegriffen, daß er um längeren Urlaub einkam. Er verlebte denſelben in Oppeln und in Bad Reinerz.

Neugekräftigt konnte er dann das Amt eines Spirituals im Breslauer Alumnat laut Dekret vom 18. Juli 1849 antreten, für das er durch Fürſtbiſchof Diepenbrock auserwählt worden war. Im Alumnat verlebte Lorinſer die erquickendſten und troſtreichſten Stunden ſeines Lebens. In dem Buche „Geiſt und Beruf des katholiſchen Prieſtertums" hat er die Vorträge zuſammengeſtellt, die er bei den zu empfangenden hl. Weihen in Vorbereitungsexerzitien gehalten hat und bei denen es ihm vor allem darauf ankam, den Prieſterkandidaten das Ideal des Prieſtertums tief ins Herz zu drücken. In dieſe Zeit fällt auch der Streit Lorinſers mit Profeſſor Baltzer. Lorinſer ſprach in einer Beſprechung des Compendiums der katholiſchen Dogmatik von Peronne (mit Beziehung auf Baltzer) den Wunſch aus, daß die Dozenten der Dogmatik ein Compendium benützen möchten. Baltzer verteidigte ſich, trat für die Kollegienhefte gegen die Compendien ins Feld und ſprach von der angeblich gefährdeten Freiheit der Wiſſenſchaft. Eine Entgegnung Lorinſers veranlaßte Baltzer, ſeine Beſchwerde bei Kardinal Diepenbrock vorzubringen. Wenn man Bedenken gegen die Lehrtätigkeit habe, ſolle man auf

Kanonikus Dr. Franz Lorinser

amtlichen Wege beim Biſchof gegen ihn vorgehen, nicht aber, wie es geſchehen ſei, in Rezenſionen. Lorinſer geſtand ein, daß Baltzer in keiner Beziehung von einem Dogma ſich entfernt habe, zählte aber mehrere Sätze auf, die von den katholiſchen Theologen als Propoſitionen haeresi proximae bezeichnet würden, und eine Anzahl Baltzerſche Propoſitionen, die er beim Examen gehört haben wollte. Schließlich berührte er im allgemeinen die gallikaniſchen und febronianiſchen Grundſätze Baltzers und wies hin auf den „abſprechenden Hochmut“ und die wegwerfende Geringſchätzung, womit Baltzer jede nicht in ſein Syſtem paſſende Anſicht verurteilte. In einer Kapitelſitzung drückte Baltzer ſein Mißfallen aus, daß bei der im Alumnat in der Oktav des Feſtes der immaculata conceptio B. M. V. gehaltenen Andacht der Glaube an die Unbefleckte Empfängnis vorausgeſetzt werde und tadelte, daß dieſes im Alumnat geſchehe, „wo gelehrt werde, er lehre Häreſien.“ Die Folge war, daß Lorinſer am 23. April 1853 an den Kapitularvikar Heinrich Förſter eine Beſchwerde gegen Baltzer einreichte. Er beſchwerte ſich – verleitet durch unrichtige Relationen –, von Baltzer in bezug auf die verteidigte Lehre der immaculata conceptio der Häreſie beſchuldigt worden zu ſein und beantragte, dem Profeſſor Baltzer aufzugeben, ſich der Beſtimmung Alexanders VII. vom 8. Dezember 1661 „Sollicitudo omnium“ zu unterwerfen, welche die Behauptung der maculata conceptio und die Verwerfung und Bekämpfung der immaculata conceptio unter Zenſuren in öffentlichen Vorleſungen verbiete. Der Kapitularvikar trug Baltzer auf, über die Streitfrage von der immaculata conceptio in den Vorleſungen fortan zu ſchweigen. Baltzer verſprach es auch ſofort[1]. – Im Alumnat ſetzte Lorinſer auch ſeine ſpaniſchen Studien eifrig fort. In das Spaniſche iſt Lorinſer ſchon von ſeinem Vater in jungen Jahren eingeführt worden. Er gewann die Sprache ſo lieb, daß er ſich als einen „idealen Spanier“ bezeichnete. Um das Land ſeiner Sehnſucht kennenzulernen, unternahm er 1854 ſeine erſte Reiſe nach Spanien, jenem merkwürdigen Lande, das in ſo vielfacher Weiſe verdient bekannt zu werden. Eine zweite Reiſe nach Spanien erfolgte 1857. Eine Frucht der genannten Reiſen ſind die „Reiſeſkizzen aus Spanien“ (1855), die „Neuen Reiſeſkizzen aus Spanien“ (1858) und „Spaniens Natur und Volk“ (1868), worin er den Eindruck wiedergibt, den er von Land und Leuten gewonnen hatte. Den Ertrag der Schriften verwendete er als Beihilfe für den Erweiterungsbau der Kapelle im Alumnat.

[1] Franz: Johannes Baptiſta Baltzer. Breslau 1873, 15 ff.

Am 1. April 1852 übernahm Lorinſer die Redaktion des Schleſiſchen Kirchenblattes, das kraft ſeiner Perſönlichkeit einen bedeutenden Aufſchwung nahm. Er wird von Leonhard Müller der erſte ſchleſiſche, katholiſche, wirkliche Journaliſt genannt, kein Dilettant, der, wie bisher üblich, die Publiziſtik als angenehme Nebenbeſchäftigung betrieb. Er ſtellte eine Individualität dar, die dem Blatte „einen ausgezeichneten ausgeprägten katholiſchen Charakter verlieh und ſo den ſchleſiſchen Katholiken nicht nur ein wirklich ernſt zu nehmendes Organ verſchafft, ſondern damit auch das erſtemal die wünſchenswerte Konzentration und Vertretung der katholiſchen Intereſſen in Schleſien herbeigeführt hat.“ Freilich beſaß Lorinſer als Publiziſt auch ſeine Schwächen, eine verletzende Schroffheit[1] und dazu eine, wie Müller ſagt, oft recht unangenehm berührende, geradezu antipreußiſche Tendenz. „Indeſſen, wo viel Licht, auch viel Schatten, und Lorinſers Verdienſte um die katholiſche Publiziſtik bleiben deshalb immer noch groß genug.“ In ſeinem Programm „an die geehrten Leſer des Schleſiſchen Kirchenblattes“ (3. 4. 1852) ſpricht Lorinſer den Gedanken aus, die wichtigſte Lebensbedingung des Kirchenblattes bleibe ſeine echt katholiſche Haltung. „Der Probierſtein für das Kirchenblatt iſt deshalb Rom, der Fels, auf welchem die Kirche ſelbſt ſteht.“ Niemand wird ſagen können, daß Lorinſer ſeinem Verſprechen untreu geworden ſei; ohne Furcht vertrat er die Anliegen der Katholiken im Kirchenblatt und beobachtete beſonders wachſam alle Regungen der nichtkatholiſchen Preſſe. So finden wir ihn in einer heftigen Polemik über die Jeſuitenmiſſion mit der Berliner Allgemeinen Kirchenzeitung und dem evangeliſchen Kirchen- und Schulblatt in Breslau. Dieſelbe Freiheit wahrte er ſich auch bei der Beurteilung der katholiſchen Preſſe. Er ſagte der „Deutſchen Vorhalle“ Untergang an, da ſie nach ſeiner Anſicht den Katholiken ins Geſicht ſchlage. Er, geborener Berliner, trotzdem antipreußiſch eingeſtellt, warf der katholiſchen Zeitung „Deutſchland“ und der deutſchen katholiſchen Preſſe einſeitige Stellungnahme für Öſterreich und politiſche Ungerechtigkeit gegen Preußen vor, wofür er vom Fürſtbiſchof unter Bezugnahme auf die Erfahrungen der Kirche in Preußen im Jahre 1837 und nach 1848 einen Tadel erfuhr. Dergleichen Taktloſigkeiten zu verhüten, gebiete nicht nur die Gerechtigkeit, ſondern auch die Stellung des Biſchofs in Öſterreich. Im allgemeinen hielt Lorinſer das Kirchenblatt auf einer kultivierten Höhe, die für den Katholizismus in

[1] Die Publiziſtik und das katholiſche Leben in Breslau und Schleſien während des 19. Jahrhunderts. Teil I. 1907, 26.

Schleſien repräſentativ ſein konnte, wie die Aufſätze über Spanien, die deutſche katholiſche Miſſion in Paris, die Haltung des franzöſiſchen Katholizismus gegenüber den liberalen Strömungen in Frankreich, Vorleſungen von Joſef Görres, reichhaltige hiſtoriſche Abhandlungen aus der ſchleſiſchen Kirchengeſchichte uſw. bezeugen. Mit Eifer vertrat er auch die politiſchen Belange des ſchleſiſchen Katholizismus. Das Kirchenblatt nahm Stellung zu großen kirchlichen Ereigniſſen außerhalb Preußens und übte durch die Parole, die es der katholiſchen Geiſtlichkeit gab, erheblichen Einfluß auf die Wahlen Schleſiens im katholiſchen Sinne aus. Lorinſer hatte die Redaktion bis 1863 inne. Kanonikus Wick, der das Kirchenblatt durch wertvolle Artikel unterſtützt hatte, gründete, da ihm das Kirchenblatt zuletzt „ſehr matt erſchien und langweilige, das Volk nicht intereſſierende Artikel aus der ſchleſiſchen Kirchengeſchichte brachte", die Breslauer Hausblätter. Lorinſer verſuchte es noch ein Jahr mit ſeinem neuen ſchleſiſchen Kirchenblatt, das am Schluß des Jahres 1864 wegen Mangel an Beziehern und wegen äußerer Widerſtände einging. Über die Urſache, weshalb Lorinſer die Redaktion des ſchleſiſchen Kirchenblattes aufgab, äußert ſich Müller: „Lorinſer beſaß ein großes publiziſtiſches Talent, benutzte es aber leider faſt ausſchließlich zur Polemik, die, wie eine alte journaliſtiſche Erfahrung lehrt, auf die Länge der Dauer dem Publikum nicht zuſagt und das betreffende Blatt entfremdet. Er hatte in dieſem Charakterzuge viel Ähnlichkeit mit ſeinem franzöſiſchen Kollegen Veuillot, dem berühmten Chefredakteur des tonangebenden katholiſchen Blattes in Frankreich, dem ‚Univers', und wenn Gabriel Hanotaux über dieſen Mann das Urteil fällt: ‚ein heftiger brutaler Journaliſt, deſſen Verve und Lebhaftigkeit von Rabelais und Voltaire über Joſef de Maiſtre auf ihn gekommen ſind, iſt Louis Veuillot zugleich ein ganz hervorragender Journaliſt und ein heftiger Chriſt', ſo haben wir damit zugleich die beſte Charakteriſtik Lorinſers, und auch den Schlüſſel dazu gegeben, daß ſeine Publiziſtik ihren eigentlichen Beruf nicht erfüllte, d. h. wahrhaft volkstümlich wurde."

In die Zeit der Alumnatswirkſamkeit fällt die Ernennung Lorinſers zum Proſynodal-Examinator (1854), zum Konſiſtorialrat (1857) und der Tod des geliebten Vaters. Am 2. Oktober 1855 war Geheimer Medizinalrat Dr. Lorinſer in Patſchkau einem Nervenſchlage erlegen. Die letzten Worte, die er dem Sohne kurz vor dem Tode ſchrieb, waren: „Lebe wohl und geſund, mein lieber Franz, verlaſſe den Weg nicht, auf welchen Dich Gott ſelbſt ge-

führt hat ... fides a te exigitur et sincera vita, non altitudo intellectus." Eine auch heute noch wertvolle Erinnerung an die Alumnatswirksamkeit ist Lorinsers „Lehre von der Verwaltung des hl. Bußsakramentes" (1860). Eine Frucht seiner homiletischen Studien sind die „Sieben Worte Christi am Kreuze" (1852). Diese Schrift hat er seinem Vater gewidmet, um auch einmal öffentlich vor der Welt aus innerster Herzenstiefe seine Liebe und Dankbarkeit gegen den Vater anzuerkennen.

Im Jahre 1858 wurde Lorinser vom Fürstbischof Heinrich zum Pfarrer von St. Matthias in Breslau ernannt. Mit großer Freude empfing Lorinser das Dekret seiner Ernennung und faßte bald den Vorsatz, die prachtvolle Jesuitenkirche, deren Schönheit in den zwei Jahrhunderten ihres Bestehens gelitten hatte, in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen. Einen Teil der Kosten glaubte er durch die Übersetzung der Autos sacramentales Calderons aufzubringen. Diese Autos, zur Verherrlichung des Fronleichnamsfestes gedichtet, sind nicht nur nach dem Urteil der einsichtsvollsten Katholiken das Tiefste und Schönste, was die geistliche Poesie je geleistet hat, auch Protestanten haben erkannt, daß hier eine Fülle wahrer Poesie sprudelt, die noch viel zu wenig beachtet und gewürdigt wurde. Was diesen Dichtungen die höchste Weihe verleiht, ist der erhabene Zweck, dem sie gewidmet sind, nämlich Verherrlichung des größten und heiligsten Geheimnisses der Kirche, der heiligen Eucharistie. In seinem Aufruf zur Subskription des Werkes läßt sich der Übersetzer des weiteren über die Bedeutung der Autos aus. In den Jahren 1856–1872 veröffentlichte Lorinser eine vollständige Übersetzung sämtlicher 73 Autos nebst Kommentar in 18 Bänden im Versmaß des Originals, mit großer Treue und zugleich auch mit hoher Formvollendung. Baumgartner S. J. schreibt in der Literarischen Rundschau vom 1. Juni 1881: „Lorinsers Gesamteinteilung nebst den Einleitungen zu den meisten Stücken sei der einzige bedeutende Kommentar, der bisher über die Autos vorhanden sei, sein Werk gehöre unstreitig zu den bedeutendsten Leistungen der neueren Übersetzungsliteratur. Lorinser verdiene den Ehrenplatz nebst Schlegel, Gries und Eichendorff." Letzterer schreibt u. a. am 21. September 1856 an Lorinser über den 1. Band Calderons: „Ich habe alles mit großer Aufmerksamkeit und wachsendem Interesse gelesen und kann Ihnen nur aufrichtig Glück wünschen zu dem schönen Anfange, welcher das Urteil, das ich mir über den ersten Versuch abzugeben erlaubte, vollkommen bestätigt. Auch die Einleitung ist wie aus meiner Seele geschrieben,

und gewährt eine klare, beſonnene und doch begeiſternde Umſchau über das ganze wunderbare Gebiet. Die geiſtvollen Anmerkungen zum Text endlich ſind eine wahre Wohltat, die ich während meiner Überſetzung nur zu oft ſchmerzlich vermißte; denn dieſe Autos ſind, wie Ew. Hochwürden richtig bemerken, eine Poeſie der Theologie, die, gleich Dante, für den Laien eines Kommentars bedarf. Kurz: es wäre mir wahrhaft tröſtlich und erhebend, wenn meine früheren Anſtrengungen irgend etwas hätten dazu beitragen können, Ew. Hochwürden zu dem herrlichen Unternehmen anzuregen. Ich bin ſchon zu alt dafür, auch hemmt mich überall der Mangel an theologiſcher Kenntnis, und ſo lege ich mit rechter Freude das Werk in Ihre jüngere und würdigere Hand."[1]

In das Jahr 1864 fällt die Herausgabe der Selbſtbiographie ſeines Vaters, die dem Fürſtbiſchof Heinrich Förſter gewidmet wurde. Dies Werk iſt ein Zeitdokument, das ſeinen Wert dauernd behalten wird, nicht bloß wegen der perſönlichen Erinnerungen des Vaters, der Schilderung der religiöſen Verhältniſſe in Oberſchleſien, der Kontumats-Reiſe, die auf Befehl des Miniſteriums in den Jahren 1829/30 unternommen wurde, der Erinnerungen an Rom, ſondern auch ganz beſonders wegen des Reichtums an treffenden Urteilen über hervorragende Perſönlichkeiten aus der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Außer der Biographie des Vaters hat der Sohn auch deſſen Briefe und die kurzen Aufzeichnungen desſelben in den Direktorien benutzt. Der Oheim des jungen Lorinſer, H. Fritze, ſchreibt nach dem Leſen der Selbſtbiographie: „Einen treueren, gewiſſenhafteren Beamten hat der König wohl nicht gehabt, und wie iſt er belohnt worden?"

Als Pfarrer von St. Matthias gab Lorinſer neben den „Katholiſchen Predigten" (drei Bände), zwei Jahrgänge „Faſtenpredigten" heraus, Faſtenpredigten über das heiligſte Herz Jeſu und „Die Welt in ihrem Widerſpruch gegen das Reich Jeſu Chriſti". Zur Pflege des kirchlichen Volksgeſanges veröffentlichte er im Jahre 1864 Kirchenlieder und Litaneien. Gegen Profeſſor Reinkens, der dem ſchleſiſchen Klerus zur großen Entrüſtung desſelben literariſche Minderwertigkeit vorgeworfen hatte, erhob Lorinſer im Kirchenblatt ſcharfen Einſpruch und wies neue Angriffe desſelben zurück in der Schrift: „Offene Antwort an Herrn Dr. J. Reinkens." Die Univerſalität Lorinſers äußert ſich auch im Studium des Sanskrit, der Herausgabe der Überſetzung und Erläuterung der Bhagavad-Gita. Bei der Herausgabe leitete ihn u. a.

[1] Diözeſanarchiv. Vgl. auch Schleſ. Kirchenblatt 1857, S. 615.

die Absicht, nachzuweisen, daß dieses vielbewunderte Denkmal altindischen Geistes gerade seine reinsten und am meisten gepriesenen Lehren zumeist den Schriften des Neuen Testamentes verdankt.

„Als im Jahre 1869", erzählt Wick in seinen Erinnerungen, „zwei Kanonikate, eines im bischöflichen, eines im staatlichen Monat, erledigt wurden, fuhr Fürstbischof Förster bei dem Sandpfarrhaus vor und eröffnete mir: ‚Ich komme zu Ihnen zuerst und habe Sie zum Kanonikus ausersehen und dann werde ich zum Pfarrer Lorinser bei St. Matthias mich begeben, dem ich dieselbe Eröffnung machen will.' Der Herr Fürstbischof vermeinte eben, daß auch das sogenannte Regierungs-Kanonikat nach seinen Wünschen werde vergeben werden. Er wandte sich daher dieserhalb an den Kultusminister von Mühler und präsentierte uns beide zur Auswahl für die staatliche Stelle. Herr von Mühler aber antwortete: ‚Keiner von beiden.' Der Herr Fürstbischof war ob der Versprechungen in Verlegenheit und hat noch weiter mit dem Minister verhandelt; denn er schrieb mir am 18. Oktober 1869: ‚Ich habe mehrfach mit dem Minister verhandelt, bin aber mit ihm nicht weiter gekommen, als bis dahin, daß er sich allenfalls entschließen würde, den p. Lorinser dem Könige vorzuschlagen, wenn ich Sie dagegen aufgebe; das kann und darf ich aber nicht.' Finale: Der Herr Fürstbischof besetzte das ihm zustehende Kanonikat mit Dr. Lorinser."

Im Jahre 1870 wurde Lorinser Generalvikariatamtsrat. Später auch Scholasticus im Domkapitel und Magister fabricae. Als ein Freund des klassischen Kirchengesanges hatte er einen reichen Schatz von Musikalien gesammelt, die er gern dem Domkapellmeister zur Aufführung im Dom zur Verfügung stellte. Auch wurde er zum Ehrenpräses des schlesischen Cäcilienvereins ernannt, dem er u. a. reiche Geldzuwendungen machte. In seiner letzten Lebenszeit stand er dem St. Bonifatiusverein als Präses vor und leitete den Verein 15 Monate bis zu seinem Tode. Auch diesem Verein machte er reiche Zuwendungen.

Ende November 1870 begleitete Lorinser den Fürstbischof als sein Theologus zum Vatikankonzil nach Rom, wo die wichtige Frage über die Infallibilität des Papstes entschieden wurde. Lorinser hatte schon im Jahre 1856 im oberhirtlich genehmigten vorgeschriebenen Diözesankatechismus die päpstliche Unfehlbarkeit in einem sich fast an die spätere vatikanische Entscheidung annähernden Sinne behandelt. Er war entschiedener Anhänger des Dogmas schon vor der Promulgation und hatte dasselbe u. a. in einer Broschüre und

im Hausblatte verteidigt. Nach der feierlichen Promulgation des Dogmas dauerte leider der Kampf in Schleſien zwiſchen den Fallibiliſten und Infallibiliſten fort. Lorinſer und Profeſſor Bittner traten kräftig für Papſt und Konzil ein, Profeſſor Elvenich betrachtete dieſes Vorgehen als frevelhafte Wühlerei und rief den Fürſtbiſchof an, zugleich die Gültigkeit des Konzils und ſeine Entſcheidungen leugnend. Leider ſchwieg der Fürſtbiſchof. Lorinſer und die Profeſſoren Bittner, Probſt und Scholz beſchworen den Oberhirten ehrerbietig „aus dem Schweigen herauszutreten, um die Beſtrebungen der Feinde der Kirche lahmzulegen, um den Klerus in dem unausbleiblichen Kampf in Wahrheit ermutigen, die Schwankenden zu ſtärken, die Irregeleiteten auf den rechten Weg zu führen". Auch erinnerten ſie ihn an ſeine ſiegreichen Kämpfe, die er früher gegen den Apoſtaten Ronge und den abtrünnigen Sedlnitzky geführt hatte. Der Fürſtbiſchof nahm das Drängen übel, ſchwieg weiter und reichte dem Papſte am 15. Auguſt 1870 von Landeck aus ſeine Reſignation auf das Bistum ein in der Meinung, er habe das Vertrauen der Diözeſanen verloren. Dem Domkapitel teilte der Fürſtbiſchof die Abſicht ſeiner Abdikation mit und bemerkte dabei in bezug auf ein Schreiben Lorinſers[1]: „Das Anſchreiben des Herrn Kanonikus Dr. Lorinſer und der drei unterzeichneten Profeſſoren anlangend, ſo hätten wir von dem Erſteren erwarten dürfen, daß er als Mitglied des Hochwürdigſten Domkapitels nicht ohne deſſen Beirat handeln würde[2]. Was die Herren von uns verlangen, wiſſen wir nicht. Sollen wir etwa die neueſten Entſcheidungen der Mehrheit des Konzils vom 18. Juli proklamieren[3]. Aber noch iſt das Konzil, wie der Heilige Vater ausdrücklich erklärt hat, nicht zu Ende; noch ſind die dogmatiſchen Entſcheidungen der dritten öffentlichen Kongregation vom 24. April nicht proklamiert, noch hat der Heilige Stuhl über die Proklamation der letzten Entſcheidungen keine Beſtimmungen getroffen, noch haben wir von Rom nicht einmal eine authentiſche Form der Kapitel und canones de ecclesia erhalten, und doch wiſſen wir, daß ſeit der Abſtimmung vom 13. Juli, der wir noch beiwohnten, bis zum 18. Juli, wo die öffentliche Ab-

[1] Seppelt: Das vatik. Konzil und die religiöſen Wirren in Schleſien. 1925. Schleſ. Paſtoralblatt, Jahrg. 45, Nr. 4, S. 52 ff.

[2] Lorinſer verteidigt ſich gegen dieſen Vorwurf, indem er bemerkt, daß es ſich hier um eine Angelegenheit handle, die außerhalb ſeiner kapitulariſchen Verpflichtungen liege (S. 52).

[3] Lorinſer ſtellt ebenda in Abrede, daß jenes Schreiben vom 12. 8. dies gefordert habe; er habe nur ein entſchiedenes Wort gegen die Schismatiker und ein Wort der Unterwerfung unter das Konzil, wie es andere Biſchöfe geſprochen hätten, verlangt (S. 52).

ſtimmung war, im IV. canon noch eine Veränderung, i. e. eine Verſchärfung vorgenommen worden iſt. Sollen wir und die Biſchöfe, welche auf dem Konzil nicht gegenwärtig waren, etwa unſere Proklamationen der neuen canones aus den Zeitungen entnehmen? Aber ganz abgeſehen von alledem und angenommen, wir ſeien imſtande, das neue Dogma ſofort zu proklamieren, ſo fragen wir jeden Unparteiiſchen, der die Verhältniſſe und Perſönlichkeiten kennt, mit denen wir es hierbei zu tun haben, was dadurch erreicht wird, höchſtens, daß die Oppoſition noch lauter und allgemeiner hervortritt. Und dann? Wahrſcheinlich ſollen wir dann mit Zenſuren, mit Suspenſionen und Exkommunikationen einſchreiten, damit das Feuer, das ſchon brennt, zur lichten Lohe ausſchlage und zu dem großen inneren Abfalle in der Kirche, den wir ſchon zu beklagen haben, noch der lärmende äußere Abfall tritt." An Lorinſer ſchrieb der Fürſtbiſchof aus Landeck am 26. Auguſt 1870: „Im Übrigen dürfte die Zeit nicht zu fern ſein, die es klar machen wird, ob mehr mein Schweigen oder mehr das Reden der Hausblätter und ihrer Freunde die Mißſtimmung hervorgerufen und unterhalten hat, die Euer Hochwürden beklagen. Auch dürfte ſich dann zeigen, welche Dimenſionen dieſe Mißſtimmung in meiner Diözeſe angenommen hat. Sollten dieſelben in Wirklichkeit ſo groß ſein, als Euer Hochwürden gefälliges Schreiben vermuten läßt, ſo würde mir das Scheiden aus meinem ſchweren Amte erleichtert, in welchem mir meine Arbeit und mein Opfer mit frevelhaften Urteilen über meine Glaubenstreue vergolten worden ſind. . . ."

Drei Tage ſpäter lehnte der Hl. Vater das Abdikationsgeſuch des Biſchofs Heinrich Förſter ab, nachdem Kirche und Volk die einſtimmige Bitte an den Biſchof gerichtet hatten, die Seinen nicht zu verlaſſen und auch vom Domkapitel dieſelbe Bitte unter Hervorhebung der Verdienſte des Fürſtbiſchofs dem Papſt unterbreitet worden war.

Von ſeinem Vater hatte Lorinſer die Liebe zur Natur geerbt und als Knabe Aufzeichnungen über ſeine Reiſen, z. B. über Reiſen in das Mähriſche Geſenke, ſpäter auch über ſeine Reiſe nach Wien und München gemacht. Im Mannesalter zog es ihn nach Spanien und nach der Schweiz, am liebſten weilte er aber in Tirol. In der Vorrede zum erſten der vier Bändchen „Erinnerung an Tirol"[1] ſchüttete er ſein Herz aus über ſeine Anhänglichkeit an Tirol:

[1] Als Manuſkript gedruckt 1876–1884. Manche Verſe ſind nicht muſtergültig, aber voll Wahrheit und Gefühl.

O gutes Land Tirol
Wie hab' ich dich so lieb,
Im Herzen wird mir wohl
Bei der Erinnerung Trieb.

Du bist es, wo ich fand,
Was mich am meisten freut.
Du bist mein Heimatland,
Leb' ich auch von dir weit.

Du bist's, wo mich umfangen
Die traulichsten Gefühle.
Nach dir steht mein Verlangen
Im öden Stadtgewühle.

Die feine Luft, die Schönheit der Täler und Wälder, das Eis der Ferner hat große Anziehungskraft für ihn, ebenso die Treuherzigkeit der Bewohner. Aber eins noch hat Tirol vor der Schweiz voraus, nämlich die besondere Verehrung des Herzens Jesu. Andreas Hofer ließ einst am Berge Isel die Feinde angreifen und siegte.

Drum weihte ganz Tirol
Sich dem Erlöserherzen.
Drum ist's uns drin so wohl,
Drum atmen frei die Herzen.

Als er um 1876 in Breslau einen Beinbruch erlitt und die Ärzte ihn nach den Heilquellen von Teplitz schicken wollten, meinte er, Alpenluft bekäme ihm besser und er wagte eine Reise nach der Hohen Salve. Mit Hilfe eines Führers unternahm er die Wanderung von Hopfgarten aus und es ging besser als er dachte. Im Nebeldunst erreichte er das Gasthaus auf der Spitze des Berges und las auch am folgenden Tage in der Kapelle oben zum Danke die hl. Messe. Im Laufe des Vormittags verschwand der Nebel.

Um die Mittagsstunde war
Kaum ein Wölkchen mehr zu schauen;
Salve! ja du hieltst dein Wort,
Deinem Winke konnt' ich trauen.

Nur die allerhöchſten Gipfel,
Nur der Glockner und Vened'ger
Hielten feſt die Nebelkappen,
Alle andern grüßten gnäd'ger.

Wie entzückend war das Bild!
O, wie tat's mir wohl im Herzen!
So, o guter Gott, belohneſt du
Eines Beinbruchs kurze Schmerzen?

Nur mit Widerſtreben konnt' ich
Mich von dieſem Tabor trennen;
War der Aufenthalt dort oben
Höchſte Wonne ja zu nennen!

In demſelben Jahre beſuchte er die Dolomiten, die ihm freilich weniger gefielen wie die Berge Weſttirols,

Wo die Matten bis oben vom Grat
Freundlich herniedergrüßen,
Wo die Waſſerfälle in Fülle
Donnernd vom Abhang gießen.

Im Jahre 1877 beſtieg er das Hörndljoch auf einer Tour von Taufers im Ahrntale nach dem Zillertale.

Gar hohe Stufen ſoll haben
Die Cheopspyramide;
Das Hörndljoch hat wohl kaum klein're,
Sie machen gewaltig müde.

Zwiſchen den Felstrümmern lagen oft mächtige Schneemaſſen, in denen der Wanderer faſt bis an den Bauch verſank. Einen merkwürdigen Anblick gewährte ein kleiner See, der gefroren dalag, und doch war es im heißen Juli. Der liebſte Genuß war ihm das Waſſer der köſtlichen Quelle; Brot in Wein getaucht war ſtärkender Überfluß. Als im Jahre 1878 eine furchtbare Überſchwemmung im Zillertal und im Ahrntale das Land verwüſtete, ſandte Lorinſer aus Schleſien reiche Gaben nach Taufers und erhielt von dem ehrwürdigen Pfarrer, der ſo alt war wie Pius IX., ein rührendes Dankſchreiben.

Könnt' ich doch in unſrem Widum
Ihnen Herberg noch einſt geben!
Wieviel Dank dann würd' ich ſagen.
Ach, ich werd's wohl nicht erleben.

Doch jetzt können wir nur beten
Hier für unſere Wohltäter;
Schon vor dem hochwürd'gen Gute
Sammelt' ich dazu die Beter.

Im Jahre 1878 wurde die Pfandleralp beſucht und der Abſturz der Sulzenau bewundert. Die Waſſer des Sulzenauferners ſtürzen ſich an ſteiler Wand jäh herab:

In breiteſter Fülle rieſelt
Und gießet es toſend nieder;
In ganz Tirol kaum ſieht man
So prächtigen Waſſerfall wieder.

Im Jahre 1879 beſchrieb er eine Wanderung von Bärenbad zum Alpeiner Ferner im Stubaital. In dieſem kleinen Tiroler Badl hat Lorinſer ſpäter eine Kapelle eingerichtet und das hl. Meßopfer dargebracht. Das folgende Jahr, 1880, kam das Kitzbühler Horn und Pinnistal an die Reihe. Unvergeßlich blieb Lorinſer der Spaziergang zur Karalp im Pinnistale, wo die drei Schweſtern Roſa, Reſi und Kathi im Angeſicht des gewaltigen Habicht mit ihren ſchönen Stimmen ihre Jodler ſangen. In den Erinnerungen aus Tirol finden wir 1881 die Beſteigung des Hohen Burgſtalls, 1882 eine Tour ins G'ſchlöß. 1883 ging die Reiſe ins Zillertal, nachdem er vorher fünf Sommer hintereinander das Stubaital aufgeſucht hatte. Er wanderte in der Stillup, auf die Wandeckalp und den Triſtner, in den Zemmgrund und in den Zamſergrund, nach Hinter-Dux und auf das Duxer-Joch. 1884 ſind in den „Neuen Tiroler Erinnerungen" Touren auf den St. Georgenberg und durchs Ötztal zur Etſch beſchrieben. Eine dauernde Erinnerung an die ſchönen Tiroler Tage iſt durch die Vermittlung Lorinſers unſerer Kathedrale zuteil geworden in dem herrlichen Kreuz der Kreuzkapelle. Dieſes früher dem berühmten Tiroler Bildſchnitzer und Maler Michael Pacher zugeſchriebene, mindeſtens aus ſeiner Schule hervorgegangene Werk ſtammt aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, wird aber neuerdings von Hans Hochenegg dem Anfang des 16. Jahrhunderts zugeſchrieben. Es ſtammt aus

dem Servitenkloſter Maria Waldraſt und wurde bei der Aufhebung der Klöſter durch Joſef II. vom letzten Prior einem Freunde im nahen Vulpmes geſchenkt. Durch Erbſchaft kam es in das Gaſthaus der Latznerwirtin zu Vulpmes, die es dann an der Treppe des Hauſes aufhing und eine Kniebank davorſetzte. Lorinſer ſah es 1880, und nach Verhandlungen mit der Beſitzerin des Gaſthauſes, Maria Bacher, erwarb er das Kleinod für die Kathedrale. Hier hängt es, ſpäter neu ſtaffiert, im Scheine von fünf Silberlampen zur Erbauung für die vielen frommen Verehrer des hl. Kreuzes, als Ziel der Kunſtfreunde und als ſtetes Andenken an den in der benachbarten Totenkapelle ruhenden Domherrn Franz Lorinſer. Die letzte Reiſe führte unſeren Lorinſer nach der Herzegowina. Die Briefe wie ſein Nachlaß bezeugen, daß er in Tirol viele perſönliche Beziehungen angeknüpft und Werke der Barmherzigkeit geübt hat. Als begeiſterter Anhänger des Deutſchen Alpenvereins ſchrieb er für die Zeitſchrift des Alpenvereins die Aufſätze: „Der Wildkogel im oberen Pinzgau“ und „Der Hohe Burgſtall im Stubai“.

1875 machte Lorinſer den Abſchluß ſeiner ſpaniſchen Studien mit der Überſetzung von vierzehn der größten und berühmteſten „Comedias“ Calderons, von denen eine zweite verbeſſerte Auflage nach ſieben Jahren erſchien. Auch dieſe Arbeit erntete Anerkennung, z. B. von Holtei und von dem Jeſuitenpater Baumgartner, der ihm „mit Gefühlen innigſter Verehrung und Bewunderung“ für die Erſchließung des reichſten und herrlichſten Schatzes Calderonſcher Poeſie am 23. Mai 1881 dankte. Von Lope de Vega überſetzte er zwei hiſtoriſche Schauſpiele, „König Vamba“ und „Das Lager von Santa Fé“, herausgegeben unter dem Titel: „Aus Spaniens Vergangenheit“.

Ein wahrhaft monumentales Werk, die Frucht langjähriger, mühevoller Arbeit iſt „Das Buch der Natur“, der Entwurf einer kosmologiſchen Theodicee, das in den Jahren 1876–1880 entſtand. Bei der Abfaſſung des Buches, das eine ſtaunenswerte Kenntnis der Natur zeigt, verfolgte er das Ziel, die Übereinſtimmung der Naturphänomene mit der geoffenbarten Wahrheit einerſeits ſo deutlich als möglich vor Augen zu ſtellen, und andererſeits die Beziehungen klarzumachen, in denen die Natur zur Erkenntnis Gottes, ſeiner Eigenſchaften und Vollkommenheit ſteht. Es erſchien im 1. Bande 1876 die Aſtronomie, im 2. die Geologie und Paläontologie, im 3. die Geographie und Meteorologie, im 4. Bande die Botanik und im 5. die Zoologie, während der 6. Band die Mineralogie und Chemie und

der 7. Band die Physik behandelte. Dieses geniale, großartige Werk wäre allein imstande, den Namen Lorinser im Schrifttum Schlesiens und darüber hinaus unsterblich zu machen. Er selbst sagt: „Ich habe Grund genug, dem lieben Gott zu danken, daß er mir Festigkeit und Ausdauer verliehen hat, dieses Buch zu vollenden."

Gegenüber einer im „Literarischen Handweiser" erschienenen ziemlich matten Kritik sei hier das Urteil eines Fachgelehrten, des berühmten Erforschers der fossilen Pflanzenwelt, Geheimrats Prof. Dr. Goeppert, angeführt. Am 3. Januar 1877 schreibt Goeppert an Lorinser: „Euer Hochwürden danke ich verbindlichst für Mitteilung Ihres neuesten interessanten Werkes, welches fast das ganze Gebiet unseres physikalischen Wissens umfaßt und gewiß auch entsprechende Würdigung finden wird, obschon gegenwärtig die fast allgemein verbreiteten Darwinschen Auffassungen nahedenn bald nur zwei Lager bilden werden, zwischen denen es sehr schwer halten dürfte, den Mittelweg zu finden[1]."

Am 14. November 1878: „Euer Hochwürden sage ich meinen verbindlichsten Dank für die gütige Mitteilung Ihres großartigen Werkes, welches als eine wahre Enzyklopädie der Naturwissenschaften anzusehen ist, und der letzte nun soeben vollendete Teil desselben besonders zeigt, welche umfassende Studien Sie auch auf die Einzelheiten der Naturkörper verwendeten, wozu auch, wie nicht zu verkennen ist, Ihr ausgezeichnetes Herbarium erheblich mitwirkte."

Am 12. Januar 1881 schreibt der 81jährige Gelehrte: „Euer Hochwürden können am Ende des verwichenen Jahres mit wahrer Genugtuung und Zufriedenheit auf ein nun vollendetes Werk schauen, welches sich in der neuesten Literatur sowohl hinsichtlich des allumfassenden Inhaltes als gleichmäßiger Bearbeitung des überreichen, schon in seinen einzelnen Teilen als die Kräfte eines Einzelnen übersteigenden Ganzen vergebens nach seinesgleichen umsieht und reichste Belehrung sowie Glauben und Vertrauen auf eine uns freilich unbegreifliche Leitung eines allerhöchsten Wesens, Gottes, zu erhalten, und, wo erforderlich, auch zu erwecken imstande sein wird. Herzlichen Dank für die unverdiente Aufmerksamkeit, welche Sie mir durch Mitteilung dieser wahren naturwissenschaftlichen Enzyklopädie erwiesen haben."

Bis zum Ende seines Lebens arbeitete der bewegliche und umfassende Geist

[1] Original im Diözesanarchiv.

dieſes außerordentlichen Mannes. Im Jahre 1892 gab er die erſten zwei Bände einer Selbſtbiographie heraus unter dem Titel: „Aus meinem Leben, Wahrheit und keine Dichtung". Leider gehen die Erinnerungen nur bis zu ſeiner Prieſterweihe. Die Fortſetzung dieſes durch Wahrheitsliebe und intereſſante Tatſachen bemerkenswerten Buches niederzuſchreiben, verhinderte das Eingreifen des Kardinals Kopp und der frühe Tod des Verfaſſers. Offenbar hat der Oberhirt Anſtoß genommen an der Darſtellung einzelner auf geiſtliche Perſonen bezüglicher Begebenheiten. Seinen Sammlungen, nämlich der ſehr bedeutenden Stein- und Muſchelſammlung, dem Herbarium, wandte er ſeine Sorgfalt zu bis in ſeine letzten Tage. Er las auch noch bis zuletzt Plato und Sophokles in der Urſprache.

Als Lorinſer am 14. Juni 1892 ſeinen Freund Karker begrub, ſagte er in der Sakriſtei der Domkirche, „der nächſte werde ich ſein." Mitte Oktober des Jahres 1893 kränkelte er, und am 12. November 1893, früh 8 Uhr, ging er, durch den Empfang der hl. Sterbeſakramente geſtärkt, in die Ewigkeit hinüber. Am 15. November fand die Beerdigung ſtatt, bei welcher Weihbiſchof Dr. Hermann Gleich, mit dem ihn von Oppeln her halbhundertjährige Freundſchaft verband, die Exequien hielt. In der Totenkapelle ſchlummert er dem Auferſtehungsmorgen entgegen.

LEOPOLD NERLICH

(1829 — 1895)

Leopold Nerlich ſtammt aus Raſchau, Kreis Oppeln, wo er am 1. November 1829 als Sohn des Lehrers Joſef Nerlich und ſeiner Gemahlin Joſepha, geb. Kaczmarczyk, geboren wurde. Der Vater war ein Lehrer alten katholiſchen Schlages und von rührendem Fleiß. Außer der Lehr- und Organiſtenſtelle verwaltete der alte Nerlich das Amt eines Gerichtsſchreibers. Im Jahre 1852 ſchreibt er: „Ein Glück, daß ich des Nachts arbeiten, gut ſehen kann und geſund bin. Am Tage arbeite ich in der Schule als Lehrer und nachts die anderen Geſchäfte und fühle mich glücklich, beſonders wenn ich von meinen Kindern gute Botſchaft höre.“ Als er im Jahre 1853 an Blutvergiftung ſtarb, hinterließ er neun Kinder, deren jüngſtes ſieben Jahre zählte. Auf Anregung des Ortspfarrers Lorenz Kubis kam Leopold auf das Gymnaſium in Oppeln, das unter Leitung des Direktors Dr. Stinner ſtand. In ſeinem Lebenslaufe, den er beim Eintritt in das Alumnat einreichte, erwähnt er, daß auf dem Gymnaſium ihm zunächſt die deutſche Sprache Schwierigkeiten machte, da im Schulhauſe zu Raſchau polniſch geſprochen wurde, und daß die Eltern, welche mehrere Kinder zu ernähren hatten, infolge ihrer ungünſtigen Vermögenslage in Sorge waren, wie ſie dieſelben unterhalten könnten. An der Ausbildung ſeiner ziemlich guten Anlagen arbeitete er mit angeſtrengtem und ausdauerndem Fleiße in reger Aufmerkſamkeit im Unterricht und in ſorgfältiger Erfüllung ſeiner Schulaufgaben und erhielt am 27. September 1849 nach neunjährigem Beſuche der Anſtalt das Reifezeugnis. Seit 22. Oktober 1849 ſtudierte er in Breslau Theologie und arbeitete zwei Jahre im kirchenhiſtoriſchen Seminar des ihm beſonders wohlgeſinnten Prof. Dr. Ritter. Seine ungünſtige finanzielle Lage erleichterte ihm Profeſſor Ritter durch Aufnahme in das Konvikt. In beſonderer Verehrung gedachte Nerlich ſpäter noch des Rector magnificus Dr. Baltzer, des Profeſſors Friedlieb ſowie des Kanonikus Dr. Sauer, der ihm drei Semeſter hindurch in ſeiner Kurie Wohnung gewährte. In die Alumnatszeit fällt der Tod des unvergeßlichen Kardinals Diepenbrock, bei deſſen impoſanter Beerdigung auch die Alumnen vertreten waren. Da der ſchon zum Biſchof gewählte Kanonikus Heinrich Förſter noch nicht die Biſchofsweihe empfangen hatte, wurde die Prieſterweihe am 9. Juli 1853 durch den Weihbiſchof Daniel Latuſſek erteilt. In der Charakteriſtik des Alumnatskurſus 1852/53 heißt

es über Nerlich: Utraquiſt, ziemlich groß, geſundheitlich ſchwächlich, Talent gut, Fleiß recht gut, Betragen muſterhaft. Charakter offen, freundlich, brav und bieder, zuverläſſig, voll des beſten Willens. Im Predigen deutſch und polniſch befriedigend. In Katecheſen ziemlich befriedigend, für drei Jahre approbiert.

Seine erſte Kaplanſtelle, für die er am 9. Auguſt 1853 beſtimmt wurde, war Landsberg OS., einer Pfarrei an der oberſchleſiſch-polniſchen Grenze von 3300 Katholiken, von wo aus die Filialen Jamm und Koſelwitz zu verſehen waren. Nach zwölf Monaten wurde er nach Toſt verſetzt zu dem Jubilar und Senior der Diözeſe, Erzprieſter a. D. und Schulinſpektor Karl Dronke, der wegen ſeiner 88 Lebensjahre einen Adminiſtrator in der Perſon ſeines tüchtigen Nachfolgers Karl Bannert erhalten hatte. Am 15. Juni 1857 wurde Nerlich zum Lokalkaplan in Konſtadt, einer Diaſporagemeinde von damals ungefähr 414 Katholiken bei 4682 proteſtantiſchen und 165 jüdiſchen Einwohnern, ernannt. Seit der Reformation hatten die Katholiken von Konſtadt an dieſem Orte kein Gotteshaus mehr. Sie hielten ſich nach Bodland. So blieb es bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Ein katholiſcher Poſtbeamter, Villain, brachte die Gründung einer eigenen Seelſorgsſtation in Konſtadt in Anregung und ruhte nicht eher, bis das Ziel erreicht war. Er machte Fürſtbiſchof Diepenbrock auf die traurige Lage der Katholiken in Konſtadt aufmerkſam und bemerkte, daß ein bequemes, zum Gotteshaus paſſendes Grundſtück, nämlich ein einſtöckiges Haus nebſt Stall und Garten, für 3000 Taler zu erwerben ſei. Diepenbrock war bereit, ein Kirchenſyſtem in Konſtadt zu errichten und ſtellte ein Darlehen zum Ankauf des Grundſtücks zur Verfügung. Er bezahlte auch aus ſeiner Kaſſe 2500 Taler vorweg als Darlehen, ohne das Kapital jemals zurückzuerhalten. 1846 wurde das Grundſtück gekauft und als Bethaus und zugleich Wohnung für den Geiſtlichen eingerichtet. Erſter Seelſorger war Heinrich Kienel aus Oppeln. Auf ihn folgte Kuratus Heinrich Nalepa, der den Entſchluß faßte, da das Bethaus an ſich ſchon alt, zu klein und unbequem war, eine Kirche zu bauen, die den Bedürfniſſen der Gemeinde beſſer entſprach, und dieſelbe auf den Titel der Unbefleckten Empfängnis, die eben als Dogma vom Papſt erklärt war, weihen zu laſſen. Er kaufte ein Stück Gartenland mit Hilfe des frommen Erbſcholtiſeibeſitzers Gottlieb Scholtyſſek zur Erweiterung des Kirchplatzes, ließ Zeichnung und Koſtenanſchlag von dem talentvollen Architekten Alexius Langer aus Breslau anfertigen und begann mit der Anfuhr des

Baumaterials. Vom Biſchof als Pfarrer nach Thule berufen, übergab er Leopold Nerlich die Ausführung ſeines Planes und die Aufgabe, Geldmittel zu beſchaffen; keine leichte Sache, da der Koſtenanſchlag ohne Spanndienſte und ohne Inneneinrichtung ſich auf 12 000 Taler belief, während der vorhandene Baufonds nur 600 Taler enthielt. Dem G. V. A. ſchrieb Nerlich am 3. Februar 1858, um eine Unterſtützung für den Kirchbau bittend, er würde niemals wagen, um eine Hilfe zu bitten, wenn er nicht ganz feſt überzeugt wäre, daß die Not einer Kirche nirgends in der ganzen Diözeſe ſo groß ſei, wie in Konſtadt[1].

Aber P. Nerlich verzagte nicht. Der liebe Gott gab ihm den guten Gedanken ein, bei kirchlichen Feſtlichkeiten an verſchiedenen Orten Schleſiens zu predigen und Almoſen für den Kirchbau zu ſammeln. So reiſte er denn in benachbarte, aber auch in weiter entfernte Gemeinden und erntete reichlichſt Gaben für ſeinen heiligen Zweck. Gott hatte ihm ein beſonderes Talent verliehen, die Herzen der Menſchen für ſeinen Zweck zu erwärmen; einen lebhaften, gemütvollen, zu Herzen gehenden Vortrag, eine klare Stimme und beſonders das vollſtändige Verſtändnis der Verhältniſſe des oberſchleſiſchen katholiſchen Landvolkes. So wurde er bald ein ſehr beliebter Volksprediger. Wenn er ſich nach gehaltener Predigt vor die Kirchentür ſtellte, gelegentlich mitten unter die Bettler, ſo floſſen die Gaben für die Konſtädter Kirche reichlich, und oft kam es vor, daß er an einem Ablaßorte einige hundert Taler ſammelte. Hatte er, wie weiland Pfarrer Kromer in Olbersdorf bei Würbenthal, am Sonnabend nicht ſo viel Geld, um den Arbeitern den Wochenlohn zu bezahlen, da machte er ſich voll Vertrauen auf den Weg, predigte in einer Gemeinde und kehrte reich geſegnet am folgende Tage zurück, um ſeine Arbeiter zu bezahlen. Für die Herbeiſchaffung des Baumaterials erbat er ſich eine Menge unentgeltlicher Fuhren. Wie erzählt wird, bot er den Fuhrleuten, um ſich einigermaßen erkenntlich zu zeigen, anfangs Wein oder Bier an. Bald wurde ihm dies bei der großen Anzahl von Fuhren zu koſtſpielig. Daher beſchränkte er ſich darauf, eine Zigarre zu präſentieren. Als ihm aber auch dies zu teuer erſchien, da ſchaffte er ſich eine Doſe an und präſentierte den Fuhrleuten eine Priſe[2].

Das Intereſſe für den Kirchbau war ſo groß, daß ſich ſelbſt Damen der

[1] Bauakten Konſtadt, Bd. I, Bl. 39.

[2] „Was iſt in Hinſicht auf Kirchen- und Schulanſtalten im Kreuzburger Kreiſe ſowohl von proteſtantiſcher als katholiſcher Seite in den letzten 25 Jahren geſchehen?“ S. 241, 251.

Stadt Konſtadt beim Abladen der Ziegeln beteiligten. Nicht allein konnte durch die Gaben der Wohltäter, unter denen ſich der Fürſtbiſchof Heinrich Förſter befand, die Kirche fertiggebaut, ſondern auch die innere Einrichtung beſchafft werden. Am 19. November 1859 wurde der Grundſtein zum Bau gelegt und am 9. Juni 1861 die neue, ſchöne, gotiſche Kirche konſekriert. Der Fürſtbiſchof kam am 8. Juni mittels Extrapoſt in Konſtadt an und zog, begleitet von den Poſtillionen zu Pferde, in die feſtlich geſchmückte Stadt ein, die wohl zum erſtenmal in ihren Mauern einen katholiſchen Biſchof ſah. Die feierliche Konſekration der Kirche, die der Unbefleckten Empfängnis geweiht wurde, begann um 8 Uhr. Die deutſche Predigt wurde von Erzprieſter Strauß aus Roſenberg, die polniſche von Pfarrer Nalepa aus Thule gehalten. Am folgenden Tage vollzog Fürſtbiſchof Heinrich die Taufe an zwei Kindern in der neuen Kirche, die eine an einem Knaben, dem Großneffen des frommen, großen Wohltäters Scholtyſſek, zu deſſen Beerdigung die neuen Glocken zum erſtenmal geläutet wurden. Die geſamten Baukoſten für die Kirche, Pfarrhaus und Wirtſchaftsgebäude beliefen ſich auf 30 000 Taler. Auch eine zugunſten des Kirchbaues veranſtaltete Lotterie (4000 Taler) hatte Anteil an dieſem Ergebnis.

Lehrer Peter[1], deſſen Chronik die Ausführungen über den Konſtädter Kirchbau zum größten Teil entnommen ſind, bemerkt, daß das Landvolk oft meilenweit zum Sonntagsgottesdienſt nach Konſtadt ſtrömte und die Kirche oft die Beſucher nicht faſſen konnte, ſo daß die Predigt im Freien, auf dem Kirchhof, gehalten wurde. Pfarrer Nerlichs Perſönlichkeit übte eben einen faſt magiſchen Einfluß wegen ſeiner volkstümlichen Predigten auf die Zuhörer aus. Am 13. Juni 1862 wurde Konſtadt zur Pfarrei erhoben, nachdem auch die Pfarrgebäulichkeiten erbaut waren. Auch für die Schule zeigte Nerlich als Seelſorger großes Intereſſe. Unter mannigfachen Widerſtänden erreichte er die Bewilligung eines Gehaltes. 1865 kaufte er eine Stelle in Wundſchütz und richtete dort eine Schule ein. Viele Schwierigkeiten, die ihm von den proteſtantiſchen Wirten in Wundſchütz gemacht wurden, überwand er und konnte 1866 das katholiſche Schulhaus einweihen.

In Konſtadt war er ſehr beliebt, auch bei Andersgläubigen. Allerdings betrübte ihn ſehr die Abkehr vom alten katholiſchen Glauben. Seinen Verwandten ſchreibt er: „Der liebe Gott wird wiſſen, mit welchen Mitteln unſer heiliger Glaube, der hier ſo in Verfall geraten iſt, wieder wird aufgerichtet

[1] Peter: Chronik der katholiſchen Kirchengemeinde von Konſtadt, Königshütte 1875.

werden können. Aber daß mir das ſehr wehe tut und daß mir ſolches das Herz zerbricht, das ſage ich Euch. Wie ſchön wäre es, wollte es ſo ſein wie einſtens: eine Herde, eine Kirche, ein Glaube, ein Gottesdienſt! Wie bitter iſt doch die Glaubensſpaltung!"

Im Jahre 1864 am St. Hedwigstage hatte er die Freude, in der vom Amtsrat Merz in Konſtadt geſtifteten Schweſternſtation die erſten drei Grauen Schweſtern einzuführen[1].

Im Jahre 1867 nahm Pfarrer Nerlich Abſchied von der Gemeinde Konſtadt, um einem Rufe nach Kaulwitz Folge zu leiſten. Seine Abſchiedspredigt ging aus von dem Text: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn ſo hat es Gott gefallen."

Mancherlei Ärgerniſſe, Kränkungen und Sorgen hatte der Kirchbau dem Seelenhirten bereitet, aber Nerlich dachte nur mit Dank gegen Gott an ſein Wirken in dem kleinen Diaſporaſtädtel zurück, das doch ſo ſegensreich geweſen war. Mit Recht ſchreibt ſein Nachfolger in der Pfarrchronik: „Nerlich war ein Prieſter nach dem Herzen Gottes, der Konſtadt in jeder Hinſicht auf katholiſchem Gebiete zu Glanz und Ehre und herrlichem Leben brachte[2]. Seine Einführung in Kaulwitz erfolgte am 29. März 1867 als Adminiſtrator, die Ernennung zum Pfarrer am 31. März 1873. Zum Erzprieſter wurde er am 6. Februar 1869 ernannt, ſpäter auch zum Kommiſſarius des Trachenberger Kommiſſariats. Auch in Kaulwitz harrte des neuen Pfarrers ein Kirchbau. Zu der Pfarrei gehörte die mater adjuncta Reichen und die filia Gießdorf. Bei einem Neubau aus Stein, der auf 15 000 Taler veranſchlagt wurde, hätte die katholiſche Gemeinde Kaulwitz außer den Hand- und Spanndienſten nach einem mit dem Kirchenpatron Graf Georg Henckel von Donnersmarck getroffenen gütlichen Übereinkommen noch 5000 Reichstaler bares Geld aufbringen müſſen, während der Kirchenpatron die vorausſichtlich weiter erforderliche Bauſumme, über 12 000 Taler, bereitwilligſt leiſtete. Nerlich ſchreibt am 1. Juli 1870 dem Generalvikariat: „Gott weiß es, daß ich als Ortsſeelſorger alle meine Kräfte aufbiete, um meiner armen Gemeinde, ſoweit ich imſtande bin, zunächſt beim Kirchenbau behilflich zu ſein." Deshalb nahm er die von Konſtadt her bekannten Sammelreiſen wieder auf. Allerdings fand er für Kaulwitz nur ſelten einen ähnlich guten Willen bei den Herren Pfarrern, wie er ihm ſeinerzeit für Konſtadt entgegengetreten

[1] Schweter: Geſchichte der Grauen Schweſtern 1937, II 227.
[2] Handſchrift: Pfarrarchiv Konſtadt.

war[1]. Deshalb wandte er ſich an das Generalvikariat mit der Bitte um eine weitere Unterſtützung aus dem Gangrebſchen Fonds, worauf Fürſtbiſchof Heinrich der armen Gemeinde aus dem Diözeſanbaufonds 1000 Taler bewilligte. Der Grundſtein zur Kirche wurde am 8. September 1868 gelegt und am ſelben Tage der Grundbau begonnen. Vorbildlich beteiligte ſich am Kirchbau der Patron und ſeine fromme Gemahlin Eleonore, geborene Gräfin von Frankenberg durch freudige Übernahme des Patronatsanteils, außergewöhnliche Geldſpenden und geleiſtete Spanndienſte. Täglich erſchien die gräfliche Familie mit dem Sohn Hans Edgar, den Komteſſen Eleonora und Erneſtina, mit ihrer braven Gouvernante auf dem Bauplatz und während die gräflichen Kinder Steine und Ziegeln zuſammentragen halfen, ermunterten der Graf und Gräfin die am Bau Beſchäftigten durch Anerkennung und Geſchenke. Der Pfarrer konnte den ſonſt ſelten gehörten Ausſpruch tun: „Es iſt eine Freude und ein Glück, eine ſolche Patronatsherrſchaft zu haben.“ Am 8. Dezember 1870 vollzog Weihbiſchof Adrian Wlodarſki die Konſekration der Kirche, die ebenſo wie die in Konſtadt der Unbefleckten Empfängnis Mariens geweiht wurde. Die neue Kirche war im gotiſchen Stil unter Leitung des Kgl. Baurats Lüdecke gebaut und zierte neben der eine Viertelmeile entfernten Schmograuer Kirche das weite friedliche Tal der Weide. Die trefflichen Glasgemälde in den Hauptfenſtern zeigen das Bild der hl. Hedwig und der hl. Eleonore. Die Ölgemälde am Hochaltar ſtellen die Immakulata, in den Nebenaltären den hl. Joſeph und die hl. Katharina dar. Die Gräfin Henckel beſchenkte die Kirche mit neuen Ornaten, den Produkten ihrer Kunſtfertigkeit in der höheren Nadelmalerei. Pfarrer Nerlich, auf dem die Hauptſorge um den Bau laſtete, hatte für den Gemeindeanteil auf Abläſſen etwa 4000 Taler geſammelt und eine kleine Schrift des Seminarlehrers Damroth in Pilchowitz: „Żywot najswiętszej Maryi Panny“, deren Reinertrag ſeinem Kirchenbau zugute kommen ſollte, in Selbſtverlag übernommen.[2]

Der eifrige Pfarrer, der ſchon als Kaplan Schüler für das Gymnaſium vorbereitet hatte, konnte auch als Kreisſchuleninſpektor im Kreiſe Namslau ſeine pädagogiſchen Talente verwerten. Er erwarb ſich die Achtung und die Liebe der Lehrer, denen er als Lehrersſohn ein ſtets wohlmeinender Freund und ratgebender Helfer war. Auch die Kinder hingen an ihm mit großer

[1] Bauakten Kaulwitz, Band 2, Bl. 84 ff. (Nerlichs eigene Worte).
[2] Schleſ. Kirchenblatt 1868, S. 501; 1870, S. 538 und 608.

Liebe. Freude ſtrahlte aus ihren Augen, wenn er bei Schulreviſionen und Kirchenviſitationen an ſie Fragen ſtellte und ſie lobte, wenn ihre Antworten von Fleiß und Aufmerkſamkeit Zeugnis ablegten. Bei Schulkonferenzen des Kreiſes Namslau richtete er unvergeßliche, ermunternde Worte an die Lehrer und brachte großes Intereſſe der Gründung des Erziehungsvereins entgegen.

Natürlich verlor er im Kulturkampf die Schuleninſpektion. Am 5. Mai 1875 ſchreibt er: „Da ich bis heut noch kein Abſetzungsdekret erhalten habe und in meinem Amte mir keine Pflichtverletzungen habe zuſchulden kommen laſſen, ſo habe ich mich entſchließen müſſen, die Reiſen noch einmal und in dieſem Jahre ſtramm hintereinander zu machen. Es ſind dies gewiß meine letzten Schulprüfungsreiſen. Gott befohlen! Wenigſtens habe ich die Beruhigung, daß ich mich auch in dieſem Amte, ohne meinen prieſterlichen Charakter verloren zu haben, ſo lange gehalten habe, als es nur irgend gegangen."

Auch in Kaulwitz blieben ihm Kummer und Ärger nicht erſpart; ſie wurden ihm bereitet durch ſeine aus Gewiſſensbedenken beim Generalvikariat eingereichte Beſchwerde über die – angebliche – Verminderung des Widmutackers in Reichen um zirka zehn Morgen vor ſeinem Amtsantritt und die durch einen Fanatiker und eine Breslauer Zeitung verbreitete Klatſcherei über eine an proteſtantiſchen Leichen beim Kirchbau verübte pietätloſe Behandlung.

An dem damals ſchon tobenden Kulturkampfe trug er ſchwer. „Doch aber weiß ich", ſchreibt er, „zuverſichtlich, daß aus dieſem Kampfe, und wenn er noch ſo heiß und hart werden ſollte, die heilige Kirche, die unbefleckte Braut des Hl. Geiſtes, ſiegreich hervorgehen wird, wie ſie immer und auch da ſiegreich geweſen, wo man Tauſende ihrer treueſten und beſten Kämpfer zum Martertode geſchleppt hatte. Zu lange ſchon vielleicht hatten wir Ruhe. Gott in ſeiner Weisheit erkennt die Notwendigkeit ſeiner Heimſuchung, und darum läßt er die Verfolgung zu, um ſeine hl. Kirche um ſo mehr zu verherrlichen. Das iſt meine unerſchütterliche Hoffnung, die immer ſtärker in mir wird, wenn wieder ein neuer Akt der Verfolgung in die Blätter der Geſchichte verzeichnet wird[1]."

Im Jahre 1886 ſchied Erzprieſter Nerlich aus Kaulwitz, um im Alter von 56 Jahren auf Präſentation der Regierung die arbeitsreiche Pfarrei an der Wallfahrtskirche in Deutſch Piekar, die etwa 9900 Seelen zählte, zu übernehmen. Der Fürſtbiſchof hatte ihn zur Bewerbung um die Pfarrei

[1] Briefe Nerlichs, neu zur Verfügung geſtellt von Erzprieſter Ogorek und Dr. E. Nerlich.

aufgefordert; aus „höheren Beweggründen“ war von der Regierung ein anderer Geiſtlicher in Ausſicht genommen. Nerlich ſchrieb ſeinem Schwager: „Freuen würde ich mich ſehr, wenn ich nach Piekar käme, überlaſſe es aber doch dem lieben Gott und ſage aus aufrichtigſtem Herzen: Wie Gott will, ſo will auch ich.“ Da der Fürſtbiſchof aber an der Kandidatur Nerlichs feſthielt, erhielt dieſer ſchließlich doch Piekar. Die Inveſtitur datiert vom 20. März 1886. Die Vorſehung fügte es, daß er nach der Wirkſamkeit an zwei Marienkirchen, die er ſelbſt erbaut hatte, gegen Schluß ſeines Lebens an einer dem Namen Mariä geweihten Wallfahrtskirche wirken ſollte. Von der Arbeitsleiſtung, die unſern P. Nerlich in Piekar erwartete, kann man ſich eine Vorſtellung machen, wenn man bedenkt, daß zu dem Gnadenort, der häufig das ſchleſiſche Jeruſalem genannt wird, jährlich mehr als 800 000 Wallfahrer aus Schleſien, Galizien und Polen hinſtrömten, von denen viele die hl. Sakramente in Deutſch Piekar empfingen. P. Nerlich glühte vor Eifer für das Heil der Seelen. Und wenn auch tüchtige Kapläne und andere Geiſtliche, namentlich Ordenspriester, ihn bei der Arbeit unterſtützten, ſo blieb doch noch ein die menſchliche Kraft überſteigendes Quantum Arbeit auf ſeinen Schultern. Dabei wurde er durch Ernennung vom 20. Oktober 1892 noch Erzprieſter des Tarnowitzer Archipresbyterats und Fürſtbiſchöflicher Kommiſſarius des Kommiſſariats Pleß[1].

Das Hauptwerk, das er in Piekar ſchuf, iſt der Bau der neuen Kalvarie. Schon Fietzek hatte nach ſeiner Rückkehr aus Rom und Jeruſalem, wie auch ſein Nachfolger Purkop, den Wunſch, in Deutſch Piekar Jeruſalem nachzubilden. Nerlich führte den Plan aus und fand eine vortreffliche Hilfe in ſeinem Freunde und Studiengenoſſen P. Ladislaus Schneider O. F. M., der den Plan zu den Kapellen genau nach dem Muſter und der Entfernung in Jeruſalem entwarf und den Bau, ſelbſt in Piekar weilend, in jeder Weiſe unterſtützte. Nerlichs Schwager, Herr Karl Ogorek aus Scharley, leitete gratis die Maurerarbeiten. Aus Liebe zur Muttergottes und aus Verehrung des Ortspfarrers arbeiteten täglich Hunderte von Piekarer Parochianen ohne Entgelt an den Bauten. Die Geldſammlung war in den Händen Nerlichs organiſiert. Er ſelbſt ſammelte im Birett, oft bei rauheſtem Wetter, die Gaben ein, ebenſo ſeine eifrigen Kapläne. Der Bau der Kalvarie wurde auch in Berlin bekannt. Eines Tages erſchien der Kultusminiſter in Piekar. Nerlich geleitete ihn auf die Kalvarie, und es entwickelte ſich folgendes Ge-

[1] Schindler: Quellen und Forſchungen zur Geſchichte von Deutſch Piekar, 1912.

ſpräch: Miniſter: „Da haben Sie ja, Herr Kanonikus, eine ſehr große Kirche auf der Kalvarie gebaut; davon iſt uns in Berlin nichts bekannt.“ Nerlich: „Exzellenz, das iſt keine Kirche, ſondern eine Zuſammenfaſſung der 12., 13. und 14. Station.“ Man geht weiter. Exzellenz ſieht einen Adler auf einer Kapelle. „Herr Kanonikus, ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Patriotismus.“ Nerlich: „Aber Exzellenz, das iſt ja der römiſche Adler“ (auf der Pilatuskapelle). Miniſter: „Nun will ich Sie nicht mehr weiter fragen, ſonſt falle ich noch mehr herein[1].“

Am 7. Auguſt 1887 wurde in feierlicher Weiſe der Grundſtein zur neuen Kalvarie geweiht und eingeſenkt. Die Vollendung ſollte der unermüdliche Bauherr aber nicht mehr erleben. Erſt im Frühjahr 1896 kam das große Werk zur Vollendung. Am 21. Juni wurde die Kalvarie von Kardinal Kopp geweiht. Als der Kirchenfürſt tags vorher, nach Beendigung der Firmung in Piekar, von einem Beſuche des Grafen Henckel von Donnersmarck nach Piekar zurückgekehrt, in der achten Abendſtunde vom offenen Fenſter des Pfarrhauſes den großartigen Fackelzug und die unabſehbare jubelnde Menge zu ſeinen Füßen erblickte, dankte er den Leuten mit herzlichen Worten und berührte den weiteren Zweck ſeiner Reiſe, die Einweihung der herrlichen Kalvarie. Er bezeichnete ſie als ein „Rieſenwerk“, das aus dem Gold der Liebe des katholiſchen oberſchleſiſchen Volkes erbaut ſei, und gedachte in wehmütigen Worten des Gründers und Stifters derſelben, des verewigten, deſignierten Kanonikus Nerlich, dem die Freude von Gott nicht beſchieden war, die Krönung ſeines Werkes zu erleben. Am folgenden Tage konſekrierte der Kardinal die neue, auf den Titel des hl. Kreuzes geweihte Kalvarienkirche und zelebrierte vor dem Hauptportal der Kirche unter Aſſiſtenz des derzeitigen Ortspfarrers Karl Nerlich und der Kapläne Abramſki und Sigulla in Gegenwart von etwa 100 Prieſtern und einer unabſehbaren Volksmenge das Pontifikalamt. Die Einweihung der einzelnen Kalvarienkapellen erfolgte durch einen vom Kardinal beauftragten Prieſter. Die Koſten der ganzen Kalvarie betrugen ſchätzungsweiſe 700 000 Mark. Das ganze, durch eine Umfaſſungsmauer eingeſchloſſene, mit elektriſcher Beleuchtung verſehene Kalvarienterrain umfaßt 38 Morgen und enthält die Kreuz- und Auferſtehungskirche und 25 größere und kleinere Kalvarienkapellen. Auf der Innenſeite der Umfaſſungsmauer ſind 15 Kapellen der Roſenkranzgeheimniſſe in würdiger Weiſe errichtet. Ein erheblicher Anteil an dem Verdienſte des

[1] Frdl. Bericht von Msgr. Sigulla, Rybnik.

Kalvarienbaues kommt auch dem Amtsnachfolger, seinem Bruder Karl Nerlich zu, der das Werk vollendet hat.

Kurz vor seinem Tode wurde Leopold Nerlich zum Ehrendomherrn der Kathedrale ernannt, erlebte aber nicht mehr seine Einführung. Was Kanonikus Fietzek für den Aufbau der Pfarrkirche war, tat Herr Kanonikus Nerlich für die Kalvarie. Rastlose Arbeit und das unermüdliche Bestreben für den Aufbau und die Vollendung der Kalvarie ließen ihn zu Anfang des Jahres 1895 schwer erkranken. Er erholte sich bis Anfang Mai so weit, daß er seine pastorale Tätigkeit wieder aufnehmen konnte. Auf den Rat der Ärzte begab er sich zur Behebung seiner Krankheit und ungewöhnlichen Schwäche und Abspannung nach Bad Salzbrunn und weilte dort vom 4. Juni bis 1. Juli. Aber die erhoffte Wirkung trat nicht ein. Todkrank wurde er nach Piekar zurückgebracht. In Piekar angekommen, verlor er das Bewußtsein. Im Fieberwahn rief er: „Ich will nach Piekar." Erzpriester Mysliwietz aus Beuthen fragte ihn, als das Bewußtsein wiedergekommen war, ob er sich vor dem Tode fürchte. Er gab zur Antwort: „Lieber Theodor, es stirbt sich gut, wenn man viel gearbeitet hat." Auf die Frage des Kaplans: „Was wünschen Sie?" antwortete er: „Den Himmel."

In seinen Leidensstunden treu gepflegt von einem Barmherzigen Bruder aus Bogutschütz, starb er, durch die öftere hl. Kommunion gestärkt, ruhig, wie er stets gelebt hatte, umgeben von vielen Geistlichen und Verwandten, an der Wassersucht im Alter von 66 Jahren am 20. Juli 1895. Am 23. Juli fand die Beerdigung statt. Schon seit dem frühen Morgen pilgerten ganze Scharen nach der verwaisten Pfarrkirche in Piekar, um dem geliebten Seelsorger das Grabgeleit zu geben. Stundenlang vor dem Beginn der Trauerfeier war das Gotteshaus überfüllt. 104 Priester, darunter Kanonikus Märr, Breslau, und Ehrendomherr Baunert aus Tost, waren erschienen. Nach dem Totenoffizium zeichnete Pfarrer Kuboth das Bild des Entschlafenen, der sein ganzes Leben lang für jedermann ein musterhaftes Vorbild war und sich, abgesehen von seinen Kirchen- und Schulbauten, das größte Verdienst erworben hat durch den Ausbau der Kalvarie. Leider sollte er die Vollendung der Kalvarie nicht erleben. Mit noch größerem Eifer war er bestrebt, die Herzen der Parochianen für Gott zu erziehen. Sein ganzes Leben hat er mit rastlosem Eifer bis zur Erschöpfung gearbeitet. Bei all seinem Streben und Schaffen war er streng gegen sich selbst und fand allezeit seinen Trost in dem Kreuzweg unter Nacheiferung des Gekreuzigten. Auch in den

letzten Augenblicken, als er noch eine halbe Stunde vor ſeinem Tode die letzte Wegzehrung empfangen hatte, richtete er ſeine Blicke auf das Bild des Gekreuzigten und wünſchte nichts ſehnlicher, als aufgelöſt und mit ſeinem Heiland vereinigt zu werden. Die Trauerrede ſchloß mit den Worten: „Ich glaube nicht vermeſſen zu urteilen, wenn ich den Verewigten als einen Gerechten, dem der himmliſche Lohn zuteil geworden iſt, bezeichne.“ Nach dem vom Domherrn Marx unter Aſſiſtenz der Kapläne Abramſki und Sigulla gehaltenen Requiem ſowie dem Libera wurde der Leichnam nach der letzten Ruheſtätte überführt, die der Verblichene ſich auf dem neuen Friedhofe gewählt hatte, wobei die Stellenbeſitzer des Ortes in ihrer maleriſchen Nationaltracht den Sarg trugen. Erzprieſter Myslwietz hielt, nachdem der Sarg in die Gruft hinabgelaſſen war, am Grabe eine Trauerrede in polniſcher Sprache. Er ging von der Schriftſtelle: „Nachdem Moſes die Iſraeliten durch die Wüſte geführt hatte, durfte er nicht in das Gelobte Land eingehen; er beſtieg den Berg Nebo und ſtarb“ aus und wandte dieſen Spruch auf das Wirken des Verblichenen, ſpeziell auf die Erbauung des Kalvarienberges beziehend, ſo ergreifend an, daß ſich ein nicht endenwollendes Weinen und Schluchzen erhob[1].

Zum Charakterbilde Nerlichs tragen wir noch folgendes nach. Nerlich war unabläſſig tätig in ſeinem Amte als Seelſorger. Täglich ſah man ihn im Beichtſtuhl. Als ſeine Kapläne ihn baten, ſich zu ſchonen, „wir werden ſchon fertig werden“, gab er zur Antwort: „Ich bin Pfarrer und muß täglich im Beichtſtuhl ſitzen. Kann ich es nicht mehr, da muß ich eben in Penſion gehen.“ Seine Predigten waren ſehr populär, packend, zum Herzen ſprechend, oft durch lautes Schluchzen der Zuhörer unterbrochen, namentlich bei der Bewillkommnung der Wallfahrer auf dem Paradieshof. Wie ſein Amtsvorgänger Fietzek übte er die Caritas in einer Weiſe, die ihm den Namen „Vater der Armen“ eintrug. Das Verhältnis zu ſeinen Parochianen war das denkbar beſte, ſo daß von einer cornuta gens, wie man die Parochianen von Piekar gelegentlich bezeichnete, nicht die Rede ſein konnte. Sein mildes, gemütsreiches Weſen offenbarte ſich ſchon im Antlitz und herzlichen Ton. Er war die perſonifizierte Demut und wurde, wie ſeine Kapläne berichten, niemals aufgeregt geſehen, obwohl oft dazu Gelegenheit vorhanden war. Gegen jedermann zeigte er ſich freundlich und beſcheiden. Ein Neuprieſter, deſſen Vater in Landsberg ſein Miniſtrant geweſen war, tritt in ſeine Wall-

[1] „Schleſ. Volksztg.“, 25. 7. 1895.

fahrtskirche ein. Nerlich kommt ihm im Mittelgange entgegen, kniet nieder und bittet um den neupriesterlichen Segen.

Seine Vermögensverhältnisse waren durchaus geordnet. Peinlich war geschieden zwischen Privat- und Kirchengeldern. Der Nachlaß war bescheiden. Das Verhältnis zu seinen Verwandten war herzlich, wie seine Briefe an seine Verwandten bezeugen. Als der Vater gestorben war, nahm Leopold sich der noch im Kindesalter stehenden Geschwister in Liebe an und sorgte für sie wie ein leiblicher Vater.

Als Erbauer der neuen Kalvarie ruht er, wie sein leiblicher Bruder und Nachfolger, in der Begräbniskapelle am neuen Friedhof. Das Grab Pater Nerlichs, der wegen seines erbaulichen Wandels und der Verehrung der seligsten Jungfrau ein zweiter „Fietzek" genannt werden kann, wird in hohen Ehren gehalten. Die Wallfahrer, die nach Piekar kommen, beten am Grabe des Erbauers der Kalvarie.

KARL WONTROPKA

(1834 — 1888)

Am 4. Juli 1934 jährte sich zum 100. Male der Geburtstag des Pfarrers Karl Wontropka in Dembio (heut Reichenwald), der zwar schon im Jahre 1888 das Zeitliche segnete, aber heute noch wegen seines priesterlichen Eifers in seiner Pfarrei unvergessen ist. In seinem Leben finden wir keine außerordentlichen Begebenheiten, aber eine seltene Treue im Kleinen, ein zähes Streben nach christlicher Vollkommenheit, treueste Pflichterfüllung, immerwährende Fröhlichkeit des Gemütes, Gottergebenheit im Leiden und schließlich das „Meisterstück des Lebens": ein seliges Hinscheiden.

Seine Eltern waren der Glöckner und Paramentenverfertiger Karl Wontropka zu Oppeln und Luzia, geborene Czmiel. Seine Schwester Ottilie trat bei den Schulschwestern unter dem Namen Apollonia ein. Sie war eine hervorragende, vom Museumsdirektor Jungnitz in seiner Beschreibung der Breslauer Domkirche rühmlich erwähnte Kunststickerin, die vielen Reliquien die Fassung gegeben hat und sich der Freundschaft mit Speil und Jungnitz erfreute. Der fleißige Gymnasiast Wontropka versammelte seine Mitschüler zur Aloysius-Andacht in der Dreifaltigkeitskapelle der ehrwürdigen alten Kreuzkirche, mußte noch bei Talglicht und erst später bei einer Petroleumlampe lernen und absolvierte als guter Mittelschüler das Oppelner Gymnasium. Im Breslauer Alumnat waren Dr. Kremski, der Geistvolle und Sprachgewandte, Eduard Schneider, der spätere P. Ladislaus (Pionier für das Deutschtum in Palästina), und Bowroth, Ostrog, seine Kursusgenossen und Kanonikus Sauer, dessen Grundsatz „Laß keinen Augenblick unbenützt!" er immer zu befolgen strebte, sein gütig-ernster Rektor.

Nach der hl. Priesterweihe wirkte er als Kaplan in Rosenberg, Laband, Rybnik, Groß Zyglin, Deutsch Piekar, als Administrator in Preißwitz, Markowitz und erhielt im Sommer 1865 das Dekret als Lokalist nach Dembio, das damals noch formell zu Raschau gehörte. Dembio, Dobredębie, wird erstmalig 1297 urkundlich genannt und besaß 1447 eine mit zwei Hufen Acker dotierte Pfarrkirche; später sank sie zu einer Tochterkirche von Raschau herab und wurde 1826 Lokalie. Die Kirche war eine — wohl 1618 erbaute — Marienkirche mit einer 1548 gegossenen Marienglocke, die mit „Ave Maria gratia plena" beschriftet war, und einem alten Gnadenbilde, das aus einer zwei Fuß hohen Holzplastik „Maria

mit dem göttlichen Kinde" besteht, zu dem viele Gläubige in geistlichen und leiblichen Nöten vertrauensvoll ihre Zuflucht nahmen. Jährlich pilgerten an den zwei Ablaßtagen Tausende von Menschen hierher. Lokalist Wontropka kam nun als richtiger Mann an die richtige Stelle. Als großer Marienverehrer betete er täglich in der Kirche mit seiner Gemeinde früh, mittags und abends den hl. Rosenkranz. Mittags eilten die Kinder nach der Schule in das freundliche Kirchlein, den Schluß machte der „Engel des Herrn" und ein Marienlied, wobei des Seelsorgers schöner Tenor immer voran war. Abends, im Winter zeitiger, im Sommer nach vollbrachter Feldarbeit, ertönte vom Pfarrhaus die Trillerpfeife des Seelenhirten, und wieder begann das Lob Mariens zu erschallen, das mit einem schönen Marienliede schloß. Die Zahl der mitbetenden Kinder war immer sehr groß. Es gab manche Kinder, die während des ganzen Jahres auch nicht eine einzige Rosenkranzandacht versäumt haben. Er war für die Kinder in seinem engen Kreise ein zweiter Don Bosco, der eine frohe, fromme Kinderschar gern um sich sah. Er veranstaltete für sie auch verschiedene Spiele und Unterhaltungen, setzte Belohnungen und Preise aus; selbst die Harmonika in seiner Hand mußte bisweilen mit lustigen Weisen hierzu beitragen. Als sich der Ruf von Marienerscheinungen in Dittrichswalde — die später kirchlicherseits nicht anerkannt wurden — verbreitete, reiste Wontropka dahin und baute nach der Rückkehr an der Kirchhofsmauer zwischen Kirche und Pfarrei eine Marienkapelle — seine spätere Grabkapelle — nach dem Muster der Kapelle in Dittrichswalde. An den Ablaßtagen Mariä Geburt, St. Rochus und am Skapulierfeste konnte die Kirche die Zahl der Teilnehmer nicht fassen. Um die Kirche herum knieten und saßen die Gläubigen und sangen, keiner ausgenommen, ihre schönen polnischen Kirchenlieder. Natürlich waren auch stets Geistliche herbeigeeilt, um dem Seelsorger bei der großen Arbeit im Beichtstuhl zu helfen. Am Patrocinium Mariä Geburt kamen jährlich wenigstens 20 große Prozessionen aus der Umgegend zur Festfeier, aber auch im Mai und im Rosenkranzmonat erschienen allsonntäglich viele Fremde, um an der üblichen feierlichen Rosenkranzprozession um die Kirche teilzunehmen.

Bald nach der Ankunft Wontropkas in Dembio erfolgten die Bemühungen um die Erhebung Dembios zur Pfarrei. Am 30. März 1867 erhob Fürstbischof Heinrich Förster die 1826 unter Bischof Emanuel Schimonski errichtete Lokalie zu einer selbständigen Pfarrei, nachdem die Gemeinde freiwillig einen hohen Betrag zur Pfarrdotation gestiftet hatte. So

wurde Wontropka der erste Pfarrer von Dembio, nach einer jahrhundertelangen Unterbrechung.

Der apostolische Eifer Wontropkas war groß. In seiner eigenen Gemeinde erfüllte er unentwegt seine priesterlichen Pflichten, suchte Gelegenheiten zu Ärgernissen zu beseitigen und half überall aus, wo seine Hilfe begehrt wurde, so namentlich in Chronstau, wo später Geistlicher Rat Wrzodek (Oppeln) eine Kirche erbaute. Für seine Kirche stiftete er die Münchener Kreuzwegstationen rings auf der Friedhofsmauer, verschönerte das Innere der alten Holzkirche und schaffte aus eigenen Mitteln den auf der Gewerbeausstellung 1884 in Breslau ausgestellten und prämiierten gotischen Hochaltar aus der Kunstwerkstatt Buhl an. Die Kirche vergrößerte er durch ein Seitenschiff und ließ dort einen Alloysiusaltar aufstellen, malte das Gotteshaus aus und schaffte einen schönen Kreuzweg in der Kirche. Die Wirtschaftsgebäude, die dem Verfall nahe waren, baute er neu auf und vergrößerte das Pfarrhaus durch Anbau eines Saales. Er förderte begabte brave Knaben seiner Gemeinde im Studium und in der Liebe zum Priestertum. Zwei derselben haben ihr schönes Ziel erreicht, Geistlicher Rat Erzpriester Melzer, den das Andenken seines „heiligmäßigen Heimatpfarrers Wontropka" durch sein Leben begleitet, und Paul Rogowski aus Dembiohammer, der als Pfarrer von Jendrysseck gestorben ist. Der Pfarrer verschaffte ihnen Freistellen im Knabenkonvikt zu Breslau und bestritt die verschiedenen weiteren Kosten sowie das Schulgeld aus eigener Tasche. Auch erweckte er Ordensberufe. Während aus der Pfarrei Dembio bisher nie eine Ordensschwester hervorgegangen war, traten auf seine Veranlassung verschiedene Mädchen ins Kloster ein. Im Beichtstuhl war er unermüdlich, jeden Tag fast saß er drinnen vor der hl. Messe. Die Predigten – nicht zu lang – waren stets sehr gut vorbereitet, mit großer Wärme vorgetragen und wahrhaft populär, in bildhafter Sprache und mit vielen praktischen Beispielen. Öffentliche Tanzmusik, Unmäßigkeit, Feindschaft und Prozeßsucht waren die Laster, die er besonders hart bekämpfte. Gegen jede Unreinigkeit kämpfte er mehr indirekt durch eifrigste Förderung der Jugendreinheit und Verehrung der Unbefleckten Empfängnis. Zwei Neffen Wontropkas widmeten sich dem geistlichen Stande. Der eine, Geistlicher Rat Max Wontropka, erbaute die gotische Kirche in Heydebreck (Kandrzin) († 12. 12. 1938), während der andere als Direktor des Erzbischöflichen Diözesanarchivs und -museums in Breslau amtiert. Auch literarisch betätigte sich Pfarrer Wontropka durch die Schriften „Die

geistliche Rose" (Handbüchlein für die Mitglieder der Erzbruderschaft des hl. Rosenkranzes, 1885), „Arcybractwo Rożańca św.", „Die sieben Worte der allerseligsten Jungfrau Maria", geistliche Lesungen besonders für die Tage des Marienmonats, 1879 (Erlös für die armen Missionen in Norwegen und Lappland), und „Dobrodębie" (Chronik von Dembio, 1874). Für arme Notleidende hatte er stets eine offene Hand und verstand auch andere dazu zu begeistern. Als am Anfang der achtziger Jahre eine riesige Feuersbrunst in Dembiohammer ausbrach und sehr vielen armen Familien alles entriß und sie an den Bettelstab brachte, da gelang es ihm durch einen Aufruf in den Zeitungen in dichterischer Form weite Kreise zur Wohltätigkeit zu begeistern, wie er es nie geahnt hatte. Spenden in Geld, Naturalien und Kleidungsstücken kamen aus weiter Ferne. Natürlich fehlte es auch nicht an einigen schlechten Elementen, die ihm seine Arbeit erschwerten, ihn verfolgten und verleumdeten, so daß er schließlich, wie einst der Pfarrer von Ars, die Pfarrei verlassen wollte und beim Fürstbischof um die Verleihung von Gammau einkam[1].

Für seine Person war Pfarrer Wontropka ein strenger Aszet, äußerst mäßig in Speise und Trank, wovon auch seine hagere, aber sehr behende und geschmeidige Gestalt schon Zeugnis ablegte. Daß er es mit der priesterlichen Aszese ernst nahm, kann man auch daraus schließen, daß er oft – was damals infolge Fehlens einer bischöflichen Vorschrift nur wenige Geistliche taten – an Exerzitienkursen für Priester teilnahm. Als im Kulturkampfe die Klöster der Franziskaner und Jesuiten sich schlossen und es an Exerzitienleitern fehlte, gehörte er nebst Prälat Schirmeisen zu den wenigen (fünf) Weltgeistlichen der Diözese, die sich dem Bischof auf Grund seines Aufrufes zur Abhaltung von Exerzitien zur Verfügung stellten. Trotz seiner Güte, Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit verstand er es, am rechten Platze auch recht ernst und energisch aufzutreten. Sobald – in der Schule – das Gewitter vorüber war, zeigte er den Kindern sofort wieder seine lächelnde, freundliche Miene, vergaß auch gern und schnell wieder alles, trug nie dem fehlenden Kinde etwas nach, wohl aber zeigte er ihm ein besonderes Wohlwollen, wenn es Besserung und guten Willen zeigte. Wontropka war ein gottbegnadeter Pädagoge. Er verlangte von den Kindern ziemlich viel, bei Schwachbegabten war er äußerst nachsichtig. Der vorbereitende Unterricht für die Erstbeichte dauerte wenigstens ein halbes bis ein ganzes Jahr, ebenso für die Erstkommunion, die in der Regel

[1] Frdl. Bericht des Geistl. Rates Melzer.

erſt ein Jahr ſpäter folgte. Er nahm die Kinder ſchon damals – um 1870 – ſpäteſtens mit dem neunten Lebensjahre zum Erſtbeichtunterricht, alſo wenigſtens zwei Jahre früher, als es damals allgemein geübt wurde. Der Erſtkommuniontag wurde ſo feierlich wie möglich begangen. Nachmittags pflegte er ſämtliche Erſtkommunikanten in das Pfarrhaus zum Kaffee einzuladen, machte dann mit ihnen einen Spaziergang in den nicht weit abgelegenen Wald und ſchloß den Tag mit einer Segensandacht, wobei die Kinder in das „Blaue Skapulier" der Unbefleckten Jungfrau Maria aufgenommen wurden. Schon früh bei der Erneuerung des Taufgelübdes pflegten die Erſtkommunikanten das Verſprechen abzulegen, als Kinder jeglichen Alkoholgenuß zu meiden und ſpäter ſich wenigſtens im Rahmen der damals weitverbreiteten Mäßigkeitsbruderſchaft zu halten. Faſt alle wurden auch in die Erzbruderſchaft des hl. Roſenkranzes aufgenommen, die er im Jahre 1879 in Dembio kanoniſch errichten ließ.

Von Natur war Pfarrer Wontropka ſehr heiter. In ihm ſteckte eine Ader von edlem, heiterem Humor, der fern von beleidigender Witzelei jedem gefiel und der namentlich in ſeinen zum Teil heute noch vorhandenen dichteriſchen Erzeugniſſen zum Durchbruch kam – als der Abglanz ſeines ruhigen, reinen, ſonnigen Gemütes. Von Kopfhängerei, ſaurer Miene und Trübſeligkeit war bei ihm keine Spur. Frömmigkeit im Verein mit Traurigkeit hielt er für „eine traurige Frömmigkeit". Er taute förmlich auf, wenn ein Konfrater im einſamen Dembio ihn beſuchte oder er ſich im Kreiſe ſeiner Angehörigen befand. Im letzteren Falle, wenn die Verwandten mit Kind und Kegel an einem ſchönen Sommertage ſeine Einſamkeit aufſuchten, holte er ſogar ſeine Harmonika hervor und ſpielte Lieder und Tanzſtückchen; die Tanzdiele war der Hof.

Ein jahrelanges Leberleiden quälte in der letzten Lebenszeit unſeren Pfarrer ſehr, vermochte aber nicht, ihn von der genauen Erfüllung ſeiner Seelſorgspflichten abzuhalten. Etwa zwei Wochen vor ſeinem Tode ſchrieb er an ſeine Schweſter Anna: „Seit Sonntag früh bin ich wieder ſehr krank. Ich bekam vor der hl. Meſſe einen ſo heftigen Schmerz in der Geſchwulſt, daß ich nicht wußte, wie ich die hl. Meſſe zelebrieren ſollte. Jede Kniebeugung war für mich ein halbes Fegfeuer. Dieſer Schmerz hielt bis heute an und noch iſt keine Ausſicht vorhanden, daß es aufhören wird." Wenige Tage vor ſeinem Tode noch glaubte er, jede menſchliche Beihilfe ablehnen zu können: „Übrigens iſt ja auch der Schmerz noch zu ertragen, man hat ja viel mehr verdient und

das Fegfeuer iſt noch viel ſchlimmer. Unſerem göttlichen Heilande, der nur eine Wunde war und unendliche Schmerzen fühlte, hat keine barmherzige Schweſter behufs Linderung Einſpritzungen gemacht." Deshalb bat er die Oberin des Krankenhauſes in Oppeln von Abſendung einer Schweſter nach Dembio abzuſehen. Ja, noch am Tage vor ſeinem Tode las er in der Kirche die hl. Meſſe und ſpendete einem Kinde die hl. Taufe. Am nächſten Tage (2. März) wollte er zum erſten Male von der biſchöflichen Erlaubnis, das hl. Meßopfer in einem Pfarrzimmer darzubringen, Gebrauch machen, da ſtellte ſich morgens der Tod an ſein Bett. Pfarrer Wieloch aus Raſchau war ſchnell herbeigeeilt, erteilte ihm die letzte Ölung und Generalabſolution und verweilte bei ſeinem Freunde, bis abends, in der zehnten Stunde, ein ſanftes Entſchlummern das vorbildliche Leben dieſes Dieners Gottes und der hl. Jungfrau beendete.

Nach ſeinem Tode fand man auf einem Zettel folgende Zeilen, die er — ſich zum Troſt im Leiden — in ſeiner letzten Krankheit gedichtet hatte:

Mein Kopf, mein Kopf, der ſchmerzt mich ſehr,
Wie wird mir jetzt die Arbeit ſchwer!
Doch denk' ich an die Dornenkron',
Die Jeſus trug, der Gottesſohn:
Da wird das Leiden mir verſüßt,
O heil'ges Kreuz, ſei mir gegrüßt!

Mein Kopf, mein Kopf, der ſchmerzt mich ſehr,
Wo nehm' ich Lind'rungsmittel her?
Ich denk' an jene Feuerpein,
In der ſich wäſcht die Seele rein,
Wenn ſie auf Erden nicht gebüßt,
Was ſie in Sünde jetzt genießt!

Trotz des heftigen Schneegeſtöbers erſchien am 6. März eine große Zahl ſeiner geiſtlichen Mitbrüder und ſehr viel Volk aus Dorf und Umgegend zum Begräbnis. Als der mit Blumenkränzen und Palmenwedeln reich geſchmückte Sarg geſchloſſen werden ſollte und nur noch ein letzter Blick auf das milde Antlitz des Dahingeſchiedenen geſtattet war, erhob ſich ein lautes Schluchzen, und kein Auge blieb tränenleer. Es wurde eine deutſche und eine polniſche Leichenrede gehalten; die deutſche Rede hielt Kanonikus Porſch, Stadtpfarrer von Oppeln.

Pfarrer Wontropka ist an der Stätte seiner 23jährigen segensreichen Wirksamkeit in Dembio gestorben und begraben. Im Jahre 1906 brannte das stimmungsvolle Gotteshaus in Dembio ab, nachdem das Sanctissimum, die sehr verehrte Marienfigur, der Hochaltar und einiger Sakristeibestand gerettet war. Auch das alte, bescheidene Pfarrhaus, in dem der Heimgegangene die letzten Leidensstunden verlebt hat, steht nicht mehr, nur das Grab unterhalb der Marienkapelle und das treue Gedenken namentlich der älteren Parochianen hält das Andenken an den großen Marienverehrer Karl Wontropka aufrecht. Aus dem Munde älterer Leute hörte man noch in späteren Jahren: „Einen zweiten Wontropka wird Dembio nicht mehr bekommen." Ein älterer Geistlicher schreibt: Wontropka lebt in meiner Erinnerung als eine edle, ideale, heiligmäßige Priestergestalt, als ein in jeder Hinsicht vorbildlicher Seelsorger, wie ich einem besseren bisher in meinem Leben nicht begegnet bin.

11.12.60

LINUS MACHE

(1836 — 1927) 91 Jahre alt

In dem einſtöckigen, ſchlichten Schulhauſe zu Neuſtädtel, Kreis Frauſtadt, erblickte Linus Mache als Sohn des Kantors, Lehrers und Organiſten Karl Mache und ſeiner Ehefrau Barbara, geborene Kahl, am 9. März 1836 das Licht der Welt. Die Eltern waren ſtrenggläubige Katholiken, die ihr Chriſtentum praktiſch ausübten, wenngleich ohne beſondere Oſtentation. Die erſte Bekanntſchaft mit den Wahrheiten des Glaubens, die erſten Hinweiſe auf den göttlichen Heiland verdankten die Kinder der Mutter, die ſie beten lehrte, ihnen die bibliſche Geſchichte erzählte und ſie auch in das Verſtändnis der kirchlichen Zeremonien einführte. Während die Mutter von milder und weicher Gemütsart war, trat der Vater dem Kleinen mehr als das ſtrenge Haupt der Familie entgegen. Bezeichnend für den Pflichteifer des Vaters war ſeine Abneigung gegenüber den Ferien. Da die Schülerzahl ſeiner Klaſſe wohl niemals weniger als hundert betrug, hätte man annehmen können, daß er die Unterbrechung der anſtrengenden Tagesarbeit mit Freude begrüßt haben würde. Allein das Gegenteil war der Fall. Am Tage vor dem Beginn der Vakanz pflegte er die Ferien in folgender Weiſe anzukündigen: „Morgen beginnen die Ferien. Sie dauern bis zum Soundſovielten. Wer in die Schule kommen will, kann kommen, ich werde da ſein.“ Von letzterer Genehmigung machte allerdings die Mehrheit der Schüler keinen Gebrauch. Aber die Judenkinder, deren Zahl gewöhnlich vierzig und mehr betrug, fanden ſich regelmäßig ein und machten gute Fortſchritte, da der Lehrer ſich mehr und eingehender mit der Minorität beſchäftigen konnte, als mit der gewöhnlichen Vollzahl der Schüler. Der Mutter gefiel dieſe Einrichtung ſehr gut, da ſie unter dem mürriſchen Weſen, das der Vater an ſchulfreien Tagen zeigte, ſehr litt. In der Rechenkunſt befriedigte Linus ſeinen Vater weniger als in der Muſik. Schon im Alter von acht Jahren war er ſo weit vorgeſchritten, daß er einen einfachen Choral ziemlich ſicher ſpielen konnte. Der Ortspfarrer Jammer, ein tadelloſer, aber ſtrenger Prieſter, erteilte dem kleinen Linus den erſten Lateinunterricht. In ſeiner Rechten hielt er die Angriffswaffe, eine Fliegenklatſche, die er mit außerordentlichem Geſchick gelegentlich bei ſeinem Schüler zur Anwendung brachte. Als Küſtersſohn mußte Linus natürlich auch dem Pfarrer miniſtrieren. Beſonderen Eindruck machten auf den jungen Miniſtranten bei feierlichen Ämtern

die oft wiederholten Intraden und Tuſche (Trompete, Waldhorn, Poſaune, Bombardon), bei denen ſein Vater die Paukenwirbel auszuführen hatte. Am 15. Juli 1845 ſah Linus den neuen Fürſtbiſchof Melchior von Diepenbrock bei ſeiner Reiſe in die neue Diözeſe. Auf Bitten des Pfarrers Jammer ließ der Fürſtbiſchof ſeinen Wagen vor die Kirche fahren, erteilte den ſakramentalen Segen und richtete an die verſammelte Gemeinde einige Worte. „Ich habe den Kardinal", erzählte Linus Mache, „nur dieſes eine Mal geſehen, aber noch heute, nach 76 Jahren, erinnere ich mich ſeiner hohen ehrwürdigen Geſtalt und gedenke der Freude, mit der die katholiſche Gemeinde von Neuſtädtel erfüllt war." In die Schülerzeit Maches fiel auch der Einzug des „Reformators" Johannes Ronge, den Linus von Angeſicht nicht ſah, da die Eltern dies keinesfalls zugelaſſen hätten. Seit Michaelis 1847 beſuchte Linus das Gymnaſium in Glogau, dem der bekannte Goetheforſcher Direktor Dr. Wentzel vorſtand. Die Tollheiten des Revolutionsjahres 1848 machte er nicht mit, obwohl das hitzige Revolutionsfieber damals auch in Glogau jung und alt, Große und Kleine, Idioten und Gelehrte ergriffen hatte. Am Gymnaſium kam es zu Unbotmäßigkeiten und Frechheiten. Die polniſchen Schüler traten in Nationaltracht auf, einzelne Primaner und Sekundaner zeigten ſich bereit, das Gymnaſium zu verlaſſen, um mit den Inſurgenten der Provinz Poſen gegen Preußen und Rußland zu kämpfen. Auch die Penſion, die unſer Mache innehatte, wurde ein kleiner Revolutionsherd. Der Bruder Maches und ſeine Mitſchüler Schießler und Auguſtin Knoblich (die ſich ſpäter zu ausgezeichneten Menſchen entwickelten) riſſen allabendlich die zur Ruhe mahnenden Plakate von den Häuſern, erſetzten ſie durch aufreizende Plakate, beſaßen die Keckheit, ſogar im Gymnaſium, und zwar an den Türen einzelner Lehrer, ſie anzukleben.

Die erſte hl. Kommunion empfing Mache in aufrichtiger Ergriffenheit aus der Hand des Religionslehrers Emmrich, der ſeinem Vorgänger Hauſſe im Amt gefolgt war. Seinen Lehrern brachte Mache aufrichtige Verehrung entgegen, obwohl dieſelben, zwar im Amte tüchtig, aber nicht immer im Geiſte Don Boscos ihre pädagogiſche Tätigkeit ausübten. Das Studium machte dem Schüler keine Schwierigkeiten, nur das Kopfrechnen und die Mathematik ging nicht richtig in ſeinen Kopf. Algebra und Geometrie waren ihm ein Sanskrit. Was noch nicht vorgekommen war, trat im Jahre 1855 ein, indem unter 18 Abiturienten drei derſelben, darunter auch Mache, vom mündlichen Examen befreit wurden. Zur Schlußfeierlichkeit erſchienen die

Abiturienten wie zur mündlichen Prüfung im Frack und Zylinder. Direktor Wentzel sah es gerne, daß die Primaner und Sekundaner seiner Anstalt sich ein würdiges mannbares Ansehen gaben. Namentlich wünschte er, daß seine Primaner wenigstens an Sonn- und Feiertagen zum Gottesdienst in hohen Zylinderhüten erschienen. Mache hatte sich von seinem Onkel einen Frack ausgeborgt, der ihm mit seinen zu langen Armeln das Aussehen eines ländlichen Hochzeits- oder Grabebitters verlieh. Sechs Wochen nach dem Abiturium trat Mache in Breslau in das katholische theologische Konvikt ein, das unter Leitung des Dr. Stern stand. Das alte Konvikt, an das später das zweistöckige, jetzt den Schulschwestern gehörende Flügelgebäude angebaut wurde, bot Raum für zirka 60 Studenten. Das größte Studienmuseum beherbergte 20 Kommilitonen, der größte Schlafsaal 17. Der Verkehr unter den Theologen gestaltete sich recht friedlich. In großer Spannung sah Mache den theologischen Kollegien entgegen, die im Konvikt in gewisser Beziehung durch Dr. Soffner und später durch Dr. Otto ergänzt wurden. Professor Friedlieb, ein tüchtiger Exeget, mischte seinen Darbietungen über Hermeneutik, Einleitung ins Neue Testament und Evangelienharmonie kein Körnlein Salz bei, um seine – verhältnismäßig wenigen – Zuhörer mit besonderem Interesse zu erfüllen, und schonte seine Stimme so zärtlich durch leises, undeutliches Sprechen, daß sein Vortrag unserm Mache nicht sympathisch erschien. Dagegen hörte Mache mit gespannter Aufmerksamkeit den geistvollen, damals noch unverfänglichen Vorträgen Baltzers zu, die weit mehr spekulativ als positiv waren. Das größte Interesse flößte ihm der durch seine Leutseligkeit und Schlagfertigkeit bekannte Kirchenhistoriker Professor Ritter ein. Hatte Ritter einen trockenen Gegenstand behandelt, während auf dem Welttheater sich interessante Dramen abspielten, da geschah es wohl, daß er sein Kollegheft zuklappte und sagte: „Meine Herren, jetzt werde ich Sie noch ein wenig über die allgemeine Weltlage unterhalten." Diese gewöhnlich geistreich gebotene Extragabe wurde von den Zuhörern natürlich freudig begrüßt. Bei Professor Reinkens stieß ihn die gezierte Sprechweise ab. Mit einer gewissen Begeisterung sprach Mache dagegen von dem Moraltheologen Prof. Dr. Bittner, der namentlich die Übereinstimmung des christlichen Sittengesetzes mit wahren Zeugnissen des klassischen Altertums betonte und mit seinem klassischen Latein bei öffentlichen Disputationen glänzte. Professor Dr. Pohl machte einen bescheidenen Eindruck und war bisweilen in seinen predigtähnlichen Ansprachen so gerührt, daß er Tränen vergoß. Mache hörte

auch Kollegien bei dem Kanoniſten Gitzler, der ſeine Vorträge mit Anekdoten würzte und ſich bei den Examina als gütiger Zenſor zeigte, bei dem bedeutenden Phönizierforſcher Movers, bei Stern und Scholz Metaphyſik, bei dem ſpäter altkatholiſch gewordenen Elvenich Logik. Durch ſeinen Kommilitonen Hnizdil trat Mache dem Katholiſchen Leſeverein bei, aus dem ſich die Studentenverbindung Winfridia entwickelte. Intereſſant waren die Vorträge von Lizentiat Thienel, Künzer jun., Speil, Micke, die im Leſeverein und in einzelnen Kränzchen gehalten wurden.

Nach beſtandenem Konkurſum trat Mache in das Alumnat ein. In dem alten, räumlich beſchränkten Alumnatsgebäude gab es keine Einzelwohnungen. Die Studien konnten die Alumnen in drei geräumigen Zimmern (Muſeen) betreiben. Als Schlafräume dienten mehrere Dormitorien. Das Muſeum, in dem Mache ſtudierte, mußte 20 bis 25 Alumnen beherbergen, die an zehn langen Pulten arbeiteten. Die Leitung der Anſtalt ruhte in der Hand des Domherrn Dr. Joſeph Sauer, dem als Spiritual Lizentiat Paul Storch und als Subregens Joſeph Kleinwächter zur Seite ſtanden. Pater Rektor wurde von Mache wie ein Heiliger verehrt und bewährte ſich in jeder Beziehung als ein wahrer Vater der Alumnen, ſtets treu beſorgt um das geiſtige und leibliche Wohl jedes einzelnen, allzeit zugänglich für jedermann, niemals mürriſch und ungeduldig, wenn er, der Vielbeſchäftigte, Störungen in der Arbeit oder im Gebete erlitt. Sauer imponierte ſchon durch ſeine äußere Geſtalt; er war hochgewachſen, asketiſch hager, ernſt und würdevoll und doch ſtets mild und väterlich gütig. Der Spiritual Storch führte ſich bei den Alumnen ſehr vorteilhaft ein durch die zehntägigen Exerzitien, die Mache tief erſchütterten. Pater Kleinwächter gab das beſte Beiſpiel durch ſeine Frömmigkeit. Er hat ſein ganzes Leben bei aller anſtrengenden Arbeit ſein frommes Kindergemüt bewahrt und iſt als Franziskanerguardian auf dem Annaberge heiligmäßig geſtorben.

Was die wiſſenſchaftliche Fortbildung anlangt, ſo trug Pater Rektor Paſtoral, der Spiritual Moral und der Subregens die Erklärung der Brevierpſalmen, Lizentiat Baucke von St. Adalbert wöchentlich einmal Pädagogik vor, während der Domorganiſt Hahn ſich um die Ausbildung im liturgiſchen Geſange bemühte. In Bauckes Vorträgen war von Methode und Zuſammenhang keine Rede. Man konnte ſie eine Kette pädagogiſcher Anekdoten nennen. Doch konnte der nachdenkende Zuhörer manches Goldkorn einheimſen. Pater Rektor kümmerte ſich ſcheinbar wenig um die Alumnen,

in Wahrheit aber beobachtete er jeden einzelnen ſehr genau und ſuchte ſich ein richtiges Urteil zu bilden über Fähigkeiten, Charakter und Verwendungsmöglichkeiten eines jeden. An den Inhalt ſchriftlicher, von den Alumnen ausgearbeiteten Meditationen knüpfte er dann unter vier Augen Beſprechungen, in denen die Alumnen ihr Inneres vertrauensvoll enthüllten. Selten hat ſich Pater Rektor bei der Beurteilung getäuſcht. Mache fühlte ſich im Alumnat, wie er ſelbſt in ſeinem Alter bezeugt, ſo glücklich, daß er gern noch einen zweiten Kurſus verlebt hätte.

Am 2. Juli 1859 empfing Mache die hl. Prieſterweihe und feierte am 13. Juli in Neuſtädtel ſeine Primiz. Es war ein doppeltes Freuden- und Ehrenfeſt, denn ſein Bruder hatte eben das juriſtiſche Doktorexamen und faſt unmittelbar darauf das theologiſche Examen fürs Alumnat beſtanden. Leider raffte ſchon nach wenigen Wochen ein Nervenfieber den hochbegabten Jüngling dahin. Bald darauf, am 7. Oktober, ging auch die Mutter in die ewige Heimat. Es gab damals einen Überſchuß an Geiſtlichen in der Breslauer Diözeſe. Deshalb nahm Mache vorläufig gern das Angebot des Pfarrers Fröhlich in Kursdorf, Diözeſe Poſen, an, ihm als perſönlicher Kaplan zur Seite zu ſtehen. Sehr erwünſcht war ihm ein Monatsgehalt von 8 Reichstalern 10 Silbergroſchen, da er die Schulden ſeines Bruders im Betrage von 600 Reichstalern übernommen hatte. Der junge Kaplan, der vom Pfarrer bei ſeiner Ankunft mit den Worten: „Na, Junge, biſt du da?“ empfangen wurde, fühlte ſich in Kursdorf allgemein ſehr wohl, nur fehlte dort die prieſterlich katholiſche Atmoſphäre, da der Pfarrer vielfach mit proteſtantiſchen Predigern verkehrte. Arbeit gab es für Mache ſehr viel, da er den Pfarrer als Perſonalkaplan meiſtens vertreten mußte. Intereſſant war die Sitte, daß ſich die Gemeinde am Hl. Abend in der Kirche ſingend und betend verſammelte, während der Geiſtliche die Mette betete. Um 12 Uhr nachts fand das Engelamt ſtatt. Am Stephanustage wurden die mit Getreide gefüllten Säcke geweiht. Die Poſener biſchöfliche Behörde verlangte, als Mache noch länger in Kursdorf verblieb, den Nachweis ſeiner Jurisdiktion. Als das Dokument, durch das Mache in Breslau für drei Jahre Jurisdiktion erhalten hatte, eingereicht war, wurde von der Poſener Behörde nochmals die Ablegung einer Prüfung verlangt, wogegen ſich Mache ſchon aus Rückſicht auf die abgelegte Jurisdiktionsprüfung in Breslau ſträubte. So nahm er dann Abſchied von ſeiner erſten Kaplanſtelle und ſiedelte infolge eines vom Breslauer Generalvikariat ergangenen Dekretes vom 18. Mai 1860 als

Kaplan nach Grünberg über. Hier wirkte er unter den angenehmſten Verhältniſſen zwei Jahre in völliger Harmonie mit ſeinem geiſtlichen Chef, dem Erzprieſter Thamm, und ſeiner Gemeinde. Erzprieſter Thamm teilte die Wochenarbeit mit dem Kaplan ſo, daß auf den letzteren niemals der größere Anteil entfiel. Niemals wurde von dem Vorgeſetzten ein herriſches, befehlendes oder tadelndes Wort vernommen, ſo daß Mache die zwei Jahre ſeines dortigen Aufenthaltes als das Idyll ſeines Prieſterlebens bezeichnen konnte. Die frühe Abhaltung des Gottesdienſtes, ſeine Predigt und die Erfüllung ſeiner Pflichten, ſein Beiſpiel in Kirche und Schule machten Mache in der Gemeinde beliebt, zumal da es ihm gelang, ſeinen Pfarrer, der allzuviel in ſeinem Arbeitszimmer ſaß, zu erholenden Spaziergängen zu bewegen. Zu einer großen Laſt wurden für den Kaplan die Kolendegänge wegen der gutgemeinten Bewirtung in den einzelnen Häuſern der Gläubigen. Er ſchreibt darüber: „Erſtes Haus: Temperatur 0 Grad, ein Bierglas voll Glühwein, Butterſemmel; zweites Haus: Temperatur 30 Grad, Taſſe Schokolade, Pfannkuchen; drittes Haus: eiskalter Weißwein, Sardellenſchnitten; viertes Haus: kalter Rotwein mit Splitterkuchen; fünftes Haus: friſche Wellwurſt und ein Glas Wein; ſechſtes Haus: Heringſalat, dazu ein Bierglas Glühwein. So ging es fort bis zum Abend."

Bald nach Neujahr 1862 erhielt Mache eine Mitteilung des Alumnatsrektors Sauer, er ſolle in Breslau erſcheinen, um ſich dem Fürſtbiſchof Heinrich, deſſen Geheimſekretär, Herr von Braunſchweig, ſeine Stellung verließ, vorzuſtellen. Auf die Anfrage des Fürſtbiſchofs, ob er den Poſten annehmen wolle, bekannte Mache, der am liebſten in Grünberg geblieben wäre, ſeine Ungeeignetheit für dieſe Stellung und glaubte, dadurch die Angelegenheit erledigt zu haben. Doch der Fürſtbiſchof erwiderte: „Nun, ich ſehe ſchon, Sie haben ebenſowenig wie die anderen Luſt, zu mir zu kommen. Ich kann in meiner Vereinſamung verkommen und darf nicht darauf rechnen, daß jemand des alten Mannes ſich annehme." Die letzten Worte ſprach der Fürſtbiſchof mit zitternder Stimme und feuchten Augen. Das regte den Angeſprochenen auf. Er erwiderte: „Nein, Fürſtliche Gnaden, einen derartigen Vorwurf möchte ich mir nicht verdienen. Ich habe aufrichtig meine Nichtbefähigung bekannt, aber wenn Ew. Fürſtlichen Gnaden dies überſehen wollen, ſo wird mich nichts abhalten, einem etwaigen Ruf Folge zu leiſten." Kurz, Mache wurde angenommen, und daß der Fürſtbiſchof die Wahl nicht zu bereuen hatte, ergibt ſich daraus, daß Mache fünf Jahre lang dieſen Poſten

bekleidete. Außer dem gewöhnlichen Tagesdienſt gab es mancherlei Freude und Abwechſlung. Dazu gehörte der jährliche, etwa ein Vierteljahr dauernde Aufenthalt in Johannesberg, deſſen prachtvolle Lage vom Fürſtbiſchof Heinrich in der Biographie Diepenbrocks reizend geſchildert iſt. Hier lernte Mache auch die Bekannten und Freunde des Fürſtbiſchofs kennen. Zunächſt den Ehrendomherrn und Herzensfreund des Fürſtbiſchofs Heide, Stadtpfarrer von Ratibor, den Ehrendomherrn Siegert, den Bruder des Fürſtbiſchofs, der Zeichenlehrer in Glatz war und Profeſſor tituliert wurde, den liebenswürdigen Ritter von Urſprung, den Kameraldirektor Anton Schroll, Linner und Holtei, der auf Mache einen unſympathiſchen Eindruck machte. Während die Gäſte am Vormittag auf ſich angewieſen blieben, machte der Fürſtbiſchof nachmittags mit ihnen Ausfahrten z. B. in den Krebsgrund und nach dem in herrlicher Landſchaft gelegenen Krautenwalde. Natürlich war Mache auch Begleiter des Fürſtbiſchofs auf den Firmungsreiſen, und zwar in die Dekanate Freyſtadt, Friedek, Karvin, Beuthen OS., Frankenſtein, Lauban, Liebenthal, Militſch, Ratibor, Trachenberg. Beſucht wurden auch Kloſter Annaberg, Groß Strehlitz, Neiſſe, Neuſtadt, Oppeln, Reichenbach, Sagan und Trebnitz. Ein beſonders freudiges Andenken bewahrte Mache den Beſuchen in Öſterreich-Schleſien, wegen der größeren Zutraulichkeit des Volkes. Im Jahre 1863 begleitete er den Fürſtbiſchof nach Trient zur Teilnahme an der Gedächtnisjubelfeier des Trienter Konzils. Auf dieſer Reiſe lernte er Perſönlichkeiten kennen, die dem Fürſtbiſchof ihre Aufwartung machten, ſo Sebaſtian Brunner und den genialen Emanuel Veith, deſſen Äußeres nicht an den ſchönen Apollo erinnerte. In Trient ſelbſt bekam er den Kardinal Franchi zu Geſicht. Die Rückreiſe wurde über Wien angetreten. Beſonders intereſſant ſind die zwei Reiſen, die Mache nach Berlin unternahm, wo er als Gaſt des Königs an der Hoftafel ſpeiſte. Im Jahre 1864 hatten in Berlin wichtige Verhandlungen zwiſchen dem Biſchof und dem Kultusminiſter ſtattgefunden. Am Schluß der Verhandlungen erhielt der Biſchof den „Befehl", ſich mit dem Geheimſekretär an der königlichen Tafel einzufinden. Nicht ohne Unbefangenheit ſchritt Mache als Begleiter des Biſchofs die Treppe des Palaſtes empor. Als alle Gäſte verſammelt waren, wurde die Ankunft des Königs gemeldet. Bevor der König die Gäſte begrüßte, trat er in die Mitte des Saales, zog aus der Taſche ſeines Rockes ein Telegramm und verkündete laut: „Fridericia ſoeben ohne Schwertſtreich genommen." Allgemeines Verneigen und Gratulieren. An der Tafel ſaß der Fürſtbiſchof mit ſeinem

Sekretär ſchräg dem König gegenüber und wurde auch eines Wortes Sr. Majeſtät gewürdigt. „Ah, Sie ſind Breslauer, aber hoffentlich gehören Sie nicht zu jenen Breslauern, die man ja kennt!“ Dabei lächelte er und hob warnend den Zeigefinger empor. Auch die Königin zog Mache in ein Geſpräch. Die zweite Reiſe unternahm Mache in Begleitung des Fürſtbiſchofs nach Berlin anläßlich der Trauung des Grafen von Flandern, des Bruders des Königs der Belgier, mit Prinzeſſin M. von Hohenzollern. Während der Fahrt äußerte Miniſterialdirektor Dr. Krätzig zu Mache, daß gegenwärtig in ſeiner nächſten Umgebung eine ſchwüle Atmoſphäre herrſche. Fürſt Bismarck koche vor Wut wegen eines Artikels in den „Hiſtoriſch-Politiſchen Blättern“[1]. Überall habe er nach dem Verfaſſer fahnden laſſen, ſogar in Rom durch den Geſandten. Doch ohne Erfolg. Unter der Blume verriet ihm Mache, daß er der Verfaſſer ſei. Am Abend ſagte Mache zum Fürſtbiſchof: „Heute hat Fürſt Bismarck wiederholt hart neben mir geſtanden. Hätte er gewußt, wer neben ihm ſteht, würde er mir wohl mit ſeiner mächtigen Fauſt den Schädel eingeſchlagen haben.“ Der Biſchof entgegnete: „Das iſt ſehr fraglich; er könnte ſich auch ſagen: Den Mann will ich mir kaufen ... und für meine Zwecke benützen. Denken Sie an Barth! Der war ſeinerzeit feuerrot — und jetzt iſt er fügſamer, gutbeſoldeter Redakteur der ‚Norddeutſchen Zeitung‘.“ Während der Fürſtbiſchof den Großorden des Belgiſchen Leopoldordens erhielt, bekam der Sekretär das Offizierskreuz des belgiſchen Ordens.

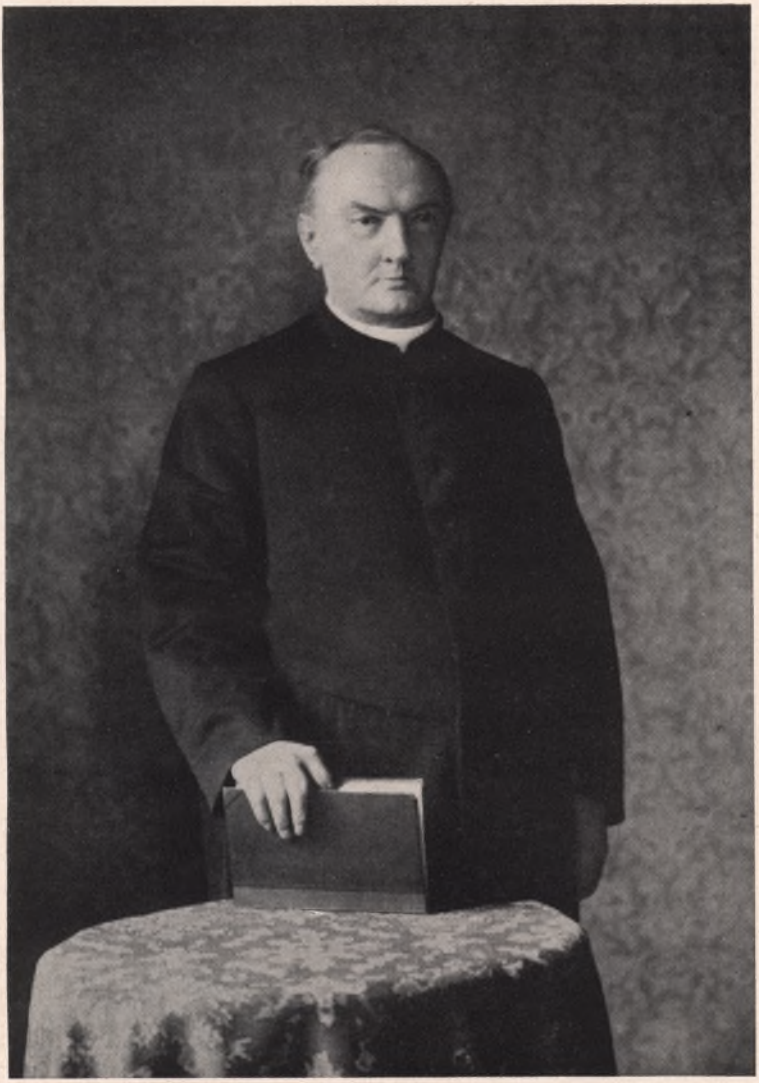
Zweimal hatte Mache Gelegenheit, den Fürſtbiſchof aus ſchwerer Lebensgefahr zu retten. Das eine Mal im Fürſtbiſchöflichen Palais, als ein unglücklicher Kaplan, der ſpäter durch Selbſtmord endete, den Fürſtbiſchof am Halſe würgte. Das andere Mal auf dem Kapellenberg bei Neuſtadt, als ein Geiſtlicher, deſſen Vater Ruſſe und deſſen Mutter Franzöſin war, den Fürſtbiſchof an der Kehle feſthielt und heftig auf ihn losſchrie.

Namentlich in der letzten Zeit ſeines Sekretariats wurde Mache von wahrem Heimweh nach ſeelſorglicher Betätigung gequält. Der Fürſtbiſchof machte dem ein Ende, indem er ihm 1867 erklärte: „Ich habe mir die Sache überlegt, ich werde Sie zum Rat im Generalvikariat und Benefiziat der Kurfürſtlichen Kapelle ernennen.“ Keine Mitteilung hätte Mache unangenehmer überraſchen können. Der Fürſtbiſchof widerlegte die Einſprüche Maches und ließ ihm das Dekret als Vikariatsrat ausfertigen. Mache fügte ſich, da er dieſe Stelle als Durchgangspoſten zur Erlangung einer Seelſorgsſtelle be-

[1] 1866, 2. Bd., 654–680.

trachtete. Am 2. Juli 1867 wurde er durch den ihm stets wohlgesinnten Generalvikar Neukirch in das Gremium eingeführt. Das ihm überwiesene Arbeitsfeld war nicht klein. Es umfaßte mehrere der wichtigsten, umfangreichsten Archipresbyterate, wie Neisse, Neustadt, Grottkau, Ottmachau, Patschkau, Oberglogau und Ziegenhals. Zugleich wurden ihm die nicht angenehmen Aufträge als Untersuchungskommissar im Klagewesen zugewiesen, die für einen jungen Herrn naturgemäß besondere Schwierigkeiten mit sich brachten. Ein Vorzug des damaligen Regimes war der Umstand, daß Sitzungen gewöhnlich nur von 9 bis 12 Uhr dauerten, während sie früher unter Weihbischof Latussek bis 2 Uhr nachmittags und länger sich hingezogen hatten. Mache wohnte im Erdgeschoß des Hauses der Kurfürstlichen Kapelle. Sein außeramtlicher Verkehr erstreckte sich auf seinen ehemaligen Schulfreund Dr. Ginella, einen hochbefähigten Mann, der vier Preisaufgaben gelöst hatte und schließlich im Verfolgungswahnsinn den Tod durch Sturz aus dem Fenster seiner Wohnung im Konviktsgebäude fand. Seine Beziehungen erstreckten sich auch auf den Domherrn Dr. Lorinser, die Professoren Scholz, Probst, Bittner und auf den Redakteur der „Schlesischen Volkszeitung" Dr. Virnich, später auch auf den Weihbischof Wlodarski. Mache bedauerte, den Verkehr mit dem schlichten, gemütvollen Weihbischof nicht schon früher aufgenommen zu haben, da er von ihm, dem geschäftsgewandten ehem. Erzpriester, für seine spätere Pfarrverwaltung hätte Nutzen schöpfen können.

Das Verlangen nach einer selbständigen Seelsorgstelle veranlaßte Mache gegen Anfang des Jahres 1871 sein Entlassungsgesuch einzureichen, zur allgemeinen Verwunderung vieler Confratres, die in dem Übergange eines Generalvikariatsrates in die Stellung eines Pfarrers eine Erniedrigung zu sehen wähnten. Der Fürstbischof, der unserem Mache, wie seine Briefe bezeugen, sehr geneigt war, suchte ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Schließlich verlieh er ihm aber auf sein ungestümes Verlangen die Pfarrei Klopschen bei Glogau, wo Mache sein Ideal – ein Dorf, eine Kirche, eine Schule, keine Filiale, kein Pastor, kein Dominialherr – zu finden glaubte. Am 31. März 1871 erfolgte die Einführung in Klopschen. Ihm verdankt die Pfarrei manche segensreiche Neuerung. So führte er die Andacht am Silvesterabend, die Maiandacht und die schon in Vergessenheit geratene Markusprozession ein. Im sogenannten Kulturkampfe hielten die Parochianen wacker und treu zur Kirche. Verdächtigungen, Belästigungen der Geistlichkeit, wie sie damals Sitte waren, ließen die Pfarrei Klopschen unbe-



Geiſtlicher Rat Dr. Linus Mache

rührt. Dies war hauptſächlich dem edlen Verhalten des proteſtantiſchen Landrats Herrn von Jagwitz auf Biegnitz zu verdanken. Dieſer humane, ſehr verſtändige Beamte verurteilte im Herzen die Mißhandlung des katholiſchen Klerus und Volkes und gab feindſeligen Anklagen kein Gehör. Als ihm Mache ſpäter in ſeiner Eigenſchaft als Archipresbyteratsverweſer für ſeine edle Haltung den Dank der Geiſtlichkeit für die milde und freundliche Rückſichtnahme gegenüber den Katholiken während ſeiner Amtsverwaltung zum Ausdruck brachte, ſchrieb ihm Herr von Jagwitz wörtlich, er habe beim Leſen ſeines Briefes ſich der Tränen nicht erwehren können, in ſo hohem Grade habe die dankbare Anerkennung ſeines guten Willens ihn erfreut. Dieſe Dankbarkeit entſchädige ihn vollkommen für ſo manche Verdächtigungen und rohen Angriffe, die er um ſeines wohlgeſinnten Handelns willen habe ertragen müſſen. Vom Jahre 1873 an war Mache durch ein Dezennium Mitarbeiter an dem St. Hedwigsblatt, rettete ein Klopſchener Schöppenbuch durch Abſchreiben vor dem Untergange und verfaßte gelegentlich Artikel für katholiſche Zeitungen. Einmal verſtieg er ſich auch auf das landwirtſchaftliche Gebiet und ſchrieb für die „Schleſiſche Volkszeitung“ einen Artikel: Die Seide im Klee. Kaum war der Artikel erſchienen, da empfing der Redakteur von Inſpektoren, Großgrundbeſitzern uſw. mehrere Anfragen. Sie alle wollten den Namen des Verfaſſers erfahren, um von dieſem „außerordentlich praktiſchen Landwirt“ noch weitere Lehren zu empfangen. Natürlich winkte er ſchleunigſt ab und zog ſich in das Schneckenhäuschen ſeiner Einſamkeit zurück.

Am 1. Auguſt 1894 verſchied in Glogau der Stadtpfarrer und päpſtliche Hausprälat Dr. theol. Warnatſch. Kardinal Kopp bot die Pfarrei dem nunmehr 59jährigen Pfarrer Mache an. Nach Äußerung einiger Bedenken vertauſchte Mache die ſtille Landpfarrei gegen die ſehr arbeitsreiche Stadtpfarrei. Am 15. November fand die Einführung ſtatt, die auf Wunſch des Introducendus ganz ſtill vollzogen wurde. In den 21 Jahren ſeines Wirkens hat Mache in Glogau eifrig gearbeitet. Im Jahre 1903 wurde von den Grauen Schweſtern ein Nachbarhaus zur Gründung eines Altersheims, des ſogenannten St. Joſephshauſes, erworben. Am 21. Juli 1904 trat die Kirche den Pfarrgarten, der auf dem ehemaligen Kirchhofe lag, zur Erweiterung und Fortführung der Poſtſtraße an den Magiſtrat ab, wofür die Stadt ihre vermutlichen Anſprüche an dem alten Schulgebäude aufgab. Am 1. April 1906 wurde das alte Konviktsgebäude gekauft und zu einem katholiſchen Vereinshaus umgeſtaltet. Namentlich war natürlich ſeine Pfarrkirche Gegenſtand

ſeiner Fürſorge. Er ſorgte für ein neues Pflaſter, neue Bedachung und für eine neue Orgel. Die St. Joſephskapelle wurde von der Gemeinde reſtauriert, ein wertvolles Geſchenk zu ſeinem Prieſterjubiläum im Jahre 1904. In der Lorettokapelle errichtete er einen neuen Altar. Die Kapelle in Sieglitz und die Filialkirche in Tſchepplau wurden erbaut. 1907 ließ er eine Volksmiſſion halten. Auch hatte er die Freude, den Oberhirten der Diözeſe, Kardinal Kopp, im Jahre 1904 zur Firmung zu empfangen. Beim Feſteſſen hielt er eine ausgezeichnete Rede auf den Kardinal. 21 Jahre, bis in ſein 80. Lebensjahr, wirkte Mache als Stadtpfarrer von Glogau.

Mache war perſönlich ſehr beſcheiden, demütig und wohltätig. Wenn man ſein Bild betrachtet, möchte man ihn für einen ſehr ernſten, ja ſtrengen Herrn halten. Doch ſaß dem würdigen Herrn Rat der Schalk im Nacken. Er beobachtete alles ſehr genau und knüpfte daran ſeine Bemerkungen. Er liebte fröhliche, mitteilſame Menſchen, die recht herzlich lachen konnten, hielt gute Freundſchaft mit alten Freunden und war ſehr kinderlieb. Der Beſuch von Kindern erfreute ihn ſtets. Er verſtand es, ſich mit ihnen lebhaft zu unterhalten, ſo daß die Kinder von ihm nicht fortwollten. Sein Gedächtnis war außerordentlich gut. Bis in die letzten Jahre ſeines Lebens lernte er Gedichte auswendig, um ſein Gedächtnis zu ſtärken. Hervorzuheben iſt ſeine Promptheit, mit der er Briefe beantwortete. Nur unangenehme Sachen erledigte er nicht unter drei Tagen. Mit einem praktiſchen, geſunden Urteil verband er die nötige Energie, die ihm manchen Gegner ſchuf. Ein altes Kirchenvorſtandsmitglied äußerte, als Mache ſich ſchon im Ruheſtande befand, zu der treuen Martha ſeines Hauſes, Fräulein Agnes Schneider: „Es fehlt uns in den Sitzungen der Rat jetzt ſehr. Wenn die Herren nicht einig werden konnten, da ſchlug der Herr Rat mit der Fauſt auf den Tiſch und machte bald Schluß.“ Die prieſterlichen Amtspflichten erfüllte er mit peinlicher Gewiſſenhaftigkeit. Das Brevier betete er bis zum Sterbetage und zwar zuletzt unter Benutzung eines Vergrößerungsglaſes. Seine Predigten bereitete er gewiſſenhaft vor und ſchrieb ſie auf. Bald nach der Predigt, an demſelben oder dem folgenden Tage, ſetzte er ſich, wie ſeine Kapläne ſagten, an die Vorbereitung einer neuen Predigt. Daß er als Prediger hochbedeutend war, beſtätigen nicht nur ſeine Parochianen, ſondern auch die Leſer ſeiner gedruckten Predigten. Unter anderem ſchrieb er ein Bändchen Faſtenpredigten über die Leidenswerkzeuge des Herrn. Von archivaliſtiſcher und hiſtoriſcher Befähigung zeugen die Früchte ſeiner Arbeit im Diözeſanarchiv und ſeine Aufſätze in den Hiſtoriſch-

Politiſchen Blättern und im Glogauer Pfarrarchiv. An Auszeichnungen hat es nicht gefehlt. Der Herrgott ließ ihm am 2. Juli 1909 das 50jährige, 1919 das 60jährige und 1924 das 65jährige Prieſterjubiläum feiern. Die katholiſche theologiſche Fakultät ernannte ihn zum Ehrendoktor. Staatlicherſeits erhielt er den Roten Adlerorden 4. Klaſſe und ſchließlich den Adlerorden 3. Klaſſe mit der Schleife.

Viele Jahre hindurch, ſeit einem Schlaganfall, litt er an einer Schwäche ſeiner Beine, ſo daß er ſich eines Stockes bedienen mußte. In den zwölf Jahren ſeiner Penſionierung ging er anfangs noch täglich in den Anlagen bei ſeiner Wohnung (an der Poſtſtraße 5) ſpazieren. Später ſtellte ſich Herzſchwäche ein, ſo daß der Spaziergang auf Anordnung ſeines Arztes unterbleiben mußte. Wurde er bedauert, daß er in ſchönen Tagen das Zimmer immer hüten mußte, dann äußerte er: „Ich wäre der unglücklichſte Menſch, wollte ich unzufrieden ſein. Ich habe noch ſehr viel Urſache, dem lieben Gott zu danken." Der Tod nahm ihn, der mit 91 Jahren der älteſte Prieſter Schleſiens war, am 3. Januar 1927 von der Erde. Sein Geiſt blieb klar und friſch bis zum letzten Atemzuge. Still und friedlich, ohne allen Kampf iſt er eingeſchlafen. Ein Pfarrkind ſchrieb im Jahre 1925 im „Katholiſchen Sonntagsblatt": „Er lebt als Chriſt und als Weiſer, täglich arbeitend, täglich von den Gaben der Weisheit, die ihm das Leben verlieh, ſeinen Beſuchern ſpendend. Froh eines jeden Tages, den Gott ihm ſchenkt, in ſteter fröhlicher Bereitſchaft zu folgen, wenn der Bruder Tod ihn ruft."

KARL SELTMANN

(1842 — 1911)

In Neuſtadt OS. erblickten im Jahre 1842, nur einen Monat voneinander getrennt, zwei Männer das Licht der Welt, die an der Breslauer Univerſität als Profeſſoren in der Theologiſchen Fakultät ihrer Heimatſtadt Ehre machten, der eine durch ſeine auf die Wiedervereinigung der getrennten Chriſten abzielenden ireniſchen Beſtrebungen, der andere durch ſeine geiſtvollen moraltheologiſchen Spekulationen: Domherr Dr. Karl Seltmann, ordentlicher Honorarprofeſſor in der Katholiſch-theologiſchen Fakultät der Univerſität Breslau, und Dr. Adam Krawutzky, Profeſſor der Moraltheologie und Pädagogik.

Karl Seltmann wurde am 2. April 1842 als älteſtes Kind des Hausbeſitzers und Bäckermeiſters Auguſt Seltmann und ſeiner Ehefrau Joſefa, geb. Thanhäuſer, geboren. Sein Vater überlebte die Mutter, die ſchon im Jahre 1854 ſtarb, zog ſpäter zu Karl und ſtarb in der Kurie des Sohnes. Seltmann beſuchte die Elementarſchule des Ortes und erwarb ſich nicht bloß gute Elementarkenntniſſe, ſondern in der Oberklaſſe auch die Anfangsgründe des Lateiniſchen und Franzöſiſchen. In Ermangelung eines Gymnaſiums in Neuſtadt bezog er im Jahre 1855 das Gymnaſium zu Neiſſe und legte nach ſiebenjähriger Studienzeit im Jahre 1862 das Abiturientenexamen ab. In Breslau ſtudierte er drei Jahre Theologie und erinnerte ſich ſpäter noch freudig der Profeſſoren Lämmer und Probſt, bei welch erſterem er das dogmatiſche Seminar belegt hatte. 1865 trat er in das Alumnat ein. Im folgenden Jahre wurde er am 28. Juni 1866 zum Prieſter geweiht und zum Senior ernannt. 1867 – 1870 wirkte er bei Pfarrer Lic. Welz als Kaplan in Striegau. Bekanntlich iſt die Striegauer ehemalige Malteſerkirche eine der höchſten in Schleſien. Damit war für den jungen Prieſter die Gefahr einer Schädigung ſeiner Geſundheit verbunden. Die Befolgung des Rates des Pfarrers Nippel in Neuſtadt, nicht mehr von ſeiner Stimme und von ſeiner Kraft überhaupt zu verbrauchen, als man hat, zumal wenn man ſonſt eine deutliche Ausſprache beſitzt, hatte zur Folge, daß Seltman nicht nur keinen Schaden litt, ſondern geſundheitlich ſogar eine Stärkung erfuhr. Leider waren die Verhältniſſe in Striegau im dritten Jahre ſeines Dortſeins durch die Bewegungen, welche das Vatikaniſche Konzil hervorrief, etwas getrübt, ſo daß er ſchließlich, ſo ungern er auch von Pfarrer Welz wegging, eine Verſetzung

gern sah. Die nun folgende Wirksamkeit als Kaplan in Grottkau dauerte nur dreiviertel Jahre. Hier befaßte er sich u. a. mit dem Studium über das Verhältnis von Kirche und Staat. Im Jahre 1870 erhielt er das Dekret als Missionspfarrer in Wittstock, wozu als Filialort Neustrelitz in Mecklenburg-Strelitz gehörte. Während seines dortigen Pfarramtes lebte aber Seltmann größtenteils in Neustrelitz, da er die internierten Franzosen und die preußischen Truppen zu pastorieren hatte. Er benutzte die Zeit zur Vervollkommnung in der französischen Sprache und hielt an jedem Sonntag im Gotteshause eine französische Ansprache. Am Schluß des Krieges erhielt er durch den Großherzog von Mecklenburg-Strelitz die Kriegsgedenkmünze von Stahl am Nichtkombattantenbande für Pflichttreue in den Reservelazaretten. Oktober 1871 wurde er nach Eberswalde, damals noch Neustadt-Eberswalde genannt, versetzt, einem Orte, der ihm immer höchst sympathisch geblieben ist. Viel Anregung bot der Verkehr mit dem Direktor der Kgl. Forstakademie, Dr. Danckelmann, einem Schwiegersohn Peter Reichenspergers. Häufig kamen Abgeordnete aus dem nahen Berlin nach Eberswalde. So hatte er Gelegenheit, mit hervorragenden gebildeten Katholiken zu verkehren. Viel Anregung verdankt er dem berühmten Ornithologen Prof. Dr. Altum.

Im Frühjahr 1872 unternahm er es, eine Station der Grauen Schwestern hier einzurichten; obwohl nur 60 Taler für diesen Zweck zu Gebote standen, wurde das Werk im festen Vertrauen auf Gott mit zwei Schwestern aus Berlin begonnen und bewährte sich so, daß später fünf Schwestern in ambulanter Krankenpflege tätig waren. Im Jahre 1876 wurde der Bau einer Kirche an Stelle des Betsaales begonnen und im November 1877 vollendet.

Das Jahr 1879 bedeutet einen Markstein in Seltmanns Leben. Er brachte den langgehegten Gedanken zur Ausführung, ein periodisches Blatt zur Erörterung der sogenannten Unterscheidungslehren unter dem Titel „Ut omnes unum" zu gründen, um durch die Aussprache zwischen Katholiken und Protestanten eine günstige Atmosphäre zur Wiedervereinigung der getrennten Christen zu schaffen. Eine Folge dieser ireniſchen literarischen Tätigkeit war, daß die Staatsregierung auf den Ireniker aufmerksam wurde und ihn als Domkapitular präsentierte.

Am 2. Juli 1884 erfolgte seine Installation als Domherr in der Kathedrale. Er bezog die Kurie Nr. 1, die er bis zu seinem Lebensende innehatte. Dem Domkapitel gehörte er 27 Jahre an. Viele Jahre verkündete er auf der Domkanzel das Wort Gottes. Die Predigten zeugten von fleißiger Vor-

bereitung und wirkten, wenn auch nicht begeisternd, durch den aus ihnen sprechenden kirchlichen Geist und den wohlgesetzten Vortrag zur Erbauung der Domgemeinde. Viele Jahre war er Generalvikariatsamtsrat und Konsistorialrat zweiter Instanz und hat auch als Kurator des Waisenhauses ad Matrem Dolorosam und als Prokurator der Baron von Tharoullschen und Prälat von Blachaschen Armen- und Krankenstiftung segensreich gewirkt. Aber als seine Lebensaufgabe betrachtete er das Bestreben, die getrennten Christen, Katholiken und Protestanten, miteinander durch Aufklärung und Gebet zu vereinigen. Er sagt im Vorwort seiner Schrift „Zur Wiedervereinigung der getrennten Christen, zunächst in deutschen Landen" (1903): „Es erschien mir von jeher als eine große Ungeheuerlichkeit und war mir stets ein widerwärtiger Greuel, daß diejenigen, welche denselben christlichen Namen tragen, durch die verschiedenen Glaubensbekenntnisse in Parteien gespalten sind und infolgedessen im privaten wie im öffentlichen Leben vielfach nicht bloß wie Feinde im einzelnen und im kleinen, sondern wie feindliche Heerlager im ganzen und im großen einander gegenüberstehen. Der fortwährende Schmerz nun über eine getrennte Christenheit hat mich schon vor vielen Jahren dahin geführt, mich unablässig mit der Frage zu beschäftigen, ob dieser beklagenswerte Zustand der Trennung nicht irgendwie noch einmal wieder geheilt werden könne, und die Hoffnung auf Heilung – genährt zumal, wie durch ein Vorbild und Seitenstück, durch die wiedergewonnene Einigung der deutschen Stämme nach den gewaltigen Erfolgen des Jahres 1870/71 – hatte mir schon im Jahre 1879, als ich noch Pfarrer in Eberswalde war, den Mut eingeflößt, versuchsweise ein Blatt zu gründen, welches den Gläubigen auf beiden Seiten Gelegenheit bieten sollte, sich zum Zwecke der künftigen Einigung in friedlicher Weise zu äußern. Dasselbe erhielt nach Joh. 17, 21 den Titel ‚Ut omnes unum' (Auf daß alle eins seien) und hat gar manche Anregung zu ernsten Erwägungen in vielen Kreisen gegeben. Dasselbe ist seit dem 1. Oktober 1901 mit den früher im Verlag von Dr. Hutter (Michael Seitz) in Augsburg, jetzt (1903) Göbel und Scherer in Würzburg erscheinenden Friedensblättern verschmolzen worden und wird unter dem Leiter derselben, Bernhard Strehler, fortfahren, seinem bisherigen hohen Zwecke auch fernerhin zu dienen." Im Jahre 1903 gab Seltmann die Schrift „Zur Wiedervereinigung der getrennten Christen, zunächst in deutschen Landen" bei Aderholz in Breslau heraus. In dieser Schrift faßt er das in periodischen Zeitschriften stückweise Gebotene kurz zusammen. Wohl weiß er, daß Ab-

handlungen und Disputationen an und für ſich nicht zum Ziele führen können, da Menſchenwitz und Redekunſt nicht die Mittel ſind, die ein ſo umfaſſendes Werk, wie die Wiedervereinigung der getrennten Chriſten iſt, zu vollbringen vermögen. „Aber Untätigkeit tut's auch nicht; denn man darf nicht von Gott verlangen, daß er ganz unvermittelt, d. h. ohne Anſchluß an die natürlichen Kräfte und Verhältniſſe, ein Wunder wirken und die Gläubigen plötzlich zuſammenführen ſoll, ſondern die Sache muß vorbereitet, es muß geredet und gehandelt werden. Selbſtverſtändlich ohne Gehäſſigkeit . . ., vielmehr in Frieden und Liebe, mit Anſtand und Würde. Ein ſolches Wirken muß natürlich vom Gebet begleitet ſein." Seltmann wendet ſich an die Chriſten, die vornehmlich durch die deutſche Reformation getrennt ſind, und von dieſen wieder an diejenigen, welche an die Gottheit Chriſti und die göttliche Inſpiration der Bibel glauben. Am tiefſten geht er ein auf die Rechtfertigung des Sünders, da die Reformation mit dem Streit über die Rechtfertigung begonnen hatte, und dieſe Frage „Wie erhalte ich einen gnädigen Gott?" für jeden Menſchen von größter Wichtigkeit iſt. Hauptſächlich ſchenkt er Beachtung der Confessio Augustana, auf welche (nach ſeiner irrigen Anſicht) die Theologen vereidigt werden. Er legt zunächſt die Urſachen der Trennung dar, dann die Verſuche zur Wiedervereinigung, hierauf die unbedingte Notwendigkeit, die Möglichkeit und den Segen derſelben und zeigt, wie weit unſere Übereinſtimmung noch eine wirkliche geblieben iſt und wie ſie wieder zur anerkannt wirklichen werden kann. In der 1906 erſchienenen Schrift „Kritik und Neues zur Wiedervereinigung der getrennten Chriſten" ſtattet er öffentlich für jedes, auch das geringſte anerkennende Wort, welches ſeinen Beſtrebungen von irgendeiner Seite zuteil geworden iſt, ſeinen tiefſten Dank ab: „Jede Zuſtimmung hat mir begreiflicherweiſe ſehr wohlgetan, aber andererſeits hat mich keine einzige abweiſende Äußerung irgendwie entmutigt oder verſtimmt; denn dazu reden wir ja miteinander, daß wir nach beſten Kräften überallhin Klarheit ſchaffen wollen, und da iſt es unausbleiblich, daß nicht bloß Rede und Gegenrede hervortritt, ſondern ſich auch mitunter etwas ‚Temperament' in die Form einmiſcht." Daß eine förmliche Widerlegungsſchrift nicht erſchienen ſei, ſieht er als ein verhältnismäßig gutes Zeichen an. Wenn Seltmann allerdings in der Schrift von 1903[1] ſagt, „daß in allem Übereinſtimmung zum großen Teil entweder bereits vorhanden iſt oder bei rechtſchaffenem und feſtem Willen doch ſo weit hergeſtellt werden

[1] S. 389.

kann, daß eine Wiedervereinigung unter uns getrennten Chriſten mit Gottes Hilfe nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, das Nähere würden die mündlichen Verhandlungen ergeben", ſo muß doch darauf hingewieſen werden, daß die Confessio Augustana und die anderen Bekenntnisſchriften keine geeignete Grundlage für eine Wiedervereinigung bieten können, da die Proteſtanten ja von dieſen Bekenntnisſchriften längſt abgerückt ſind. Seppelt ſagt mit Recht, es werde wohl vornehmlich aus dem Mangel an tieferer hiſtoriſcher Bildung und aus dem Vermögen, mit unbeirrbar nüchternem Blick die Tatſachen der geſchichtlichen Entwicklung in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen, zu erklären ſein, daß Seltmann ſich von Unionsverſuchen auf der von ihm gewählten Grundlage Erfolg verſprach. Auch ließe ja die „Confessio" nicht offen erkennen, wie groß ſchon damals die Gegenſätze geworden waren; ſollte ſie doch zeigen, daß die proteſtierenden Stände, als deren Bekenntnis ſie vorgelegt wurde, noch auf dem Boden der alten Kirche ſtünden, ſo daß Luther über das Verſchweigen, das Diſſimulieren wichtiger Gegenſätze in derſelben ſein Mißbehagen äußerte und urteilte „plus satis cessum est". Jedenfalls iſt anzuerkennen, daß Seltmann den Mut hatte, ernſtlich an eine Frage von Weltbedeutung heranzugehen, deren Löſung ſchon der Abt von Michaelsfeld, Prechtl, Boſſuet, Leibniz, Molan verſucht hatten, ebenſo ſeine Sachlichkeit und ſeine edle, ireniſche Geſinnung.

Im Vorwort der Schrift zur Wiedervereinigung bemerkt er, im übrigen habe er niemanden beleidigen, niemandem wehetun, ſondern alle nur in beſter Abſicht anregen wollen, zur vorliegenden Frage Stellung zu nehmen. Sind auch greifbare Erfolge der Seltmannſchen Bemühungen nicht zu verzeichnen, ſo hat er doch mitgewirkt, hier und da eine freundliche Atmoſphäre für die Idee der Union geſchaffen.

Schön ſagt Seppelt[1]: Es gibt Gedanken, die wie ein köſtlich Kleinod geſchützt werden müſſen, bis einſt ihre Stunde gekommen iſt; ſie iſt manchmal näher, als Menſchenwitz vermeint. Wer will ſagen, daß mit der Wiedervereinigung der chriſtlichen Kirche es nicht ſo ſein könnte?

Im Jahre 1885 übernahm Seltmann die Redaktion des Schleſiſchen Paſtoralblattes, die er bis zum Jahre ſeines Todes innehatte. 1887 beſorgte er eine griechiſche Ausgabe der Schrift De Sacerdotio des hl. Chryſoſtomus mit praktiſchen Anmerkungen. 1896 erſchien das Werk „Angelus Sileſius und ſeine Myſtik". In dieſem Buche weiſt er manche gottinnigen Ausſprüche

[1] Biogr. Jahrbuch und deutſcher Nekrolog. Berlin 1914, S. 129.

des ſchleſiſchen Myſtikers, die bei oberflächlicher Betrachtung pantheiſtiſch oder ſonſt unchriſtlich erſcheinen, als durchaus kirchliche Gedanken nach, ſoweit ſie im rechten Zuſammenhange verfaßt ſind. Im Jahre 1898 veröffentlichte Seltmann „Des Hr. Hieronymus Savonarola Ord. P. Triumph des Kreuzes, zur Verherrlichung der chriſtlichen Religion an der Neige des 19. Jahrhunderts überſetzt".

Die katholiſch-theologiſche Fakultät von Freiburg im Breisgau erteilte Seltmann im Hinblick auf ſeine Schrift über Angelus Sileſius die theologiſche Doktorwürde. Im Jahre 1905 wurde er ordentlicher Honorarprofeſſor an der katholiſch-theologiſchen Fakultät der Univerſität in Breslau. Als ſolcher las er u. a. über chriſtliche Myſtik im Anſchluß an Angelus Sileſius, über Chryſoſtomus, De Sacerdotio und über die Wiedervereinigung der getrennten Chriſten.[1] Staatlicherweiſe wurden ſeine ireniſchen Beſtrebungen und ſeine loyale, pflichttreue Haltung anerkannt durch Ordensauszeichnungen.

Seltmann war eine freundliche, liebenswürdige Erſcheinung, die ganz ſeinem ireniſchen Weſen entſprach. Pflichttreu und eifrig, ſtreng in der Diät, erfreute er ſich immer einer feſten Geſundheit, bis Oſtern 1911 ſich Magengeſchwüre bildeten, gegen die er in einer Badekur vergeblich Hilfe ſuchte. In den Morgenſtunden des 7. Oktober 1911 ſtarb er, oft durch die hl. Sakramente geſtärkt, geduldig und gottergeben. Auf ſeinen beſonderen Wunſch wurde die entſeelte Hülle auf dem Laurentiusfriedhofe an der Seite ſeines Vaters unter großer Beteiligung hochachtbarer Perſonen und einer großen Volksmenge beigeſetzt, nachdem Dompropſt König im Dom das feierliche Requiem gehalten hatte. Erſt wenige Wochen vorher hatte das Domkapitel das Ableben des Weihbiſchofs Marx und des Kanonikus Frank zu beklagen gehabt, und am Tage vor Seltmanns Tode war der hochbegabte Muſikdirektor und Domkapellmeiſter Profeſſor Max Filke in die Ewigkeit abberufen worden. Ein Nachruf der theologiſchen Fakultät bezeugt die allſeitige Hochſchätzung, deren ſich Seltmann bei ſeiner perſönlichen Liebenswürdigkeit, ſeiner Pflichttreue und ſeiner wiſſenſchaftlichen Tätigkeit erfreute.

[1] A. König, Chronik der Kgl. Univerſität zu Breslau XXVI (1911/12), S. 222 ff.

OTTO WERNICKE

(1842 — 1937)

Otto Wernicke wurde am 27. Mai 1842 in Kreuzburgerhütte, Kreis Oppeln, geboren und am 3. Juli in der protestantischen Kirche in Kupp getauft. Seine Eltern Heinrich Wernicke, Forst- und Hüttenrendant, und dessen Ehefrau Emilie, geb. Woitowsky, waren beide protestantisch. Er besuchte das Gymnasium St. Elisabeth in Breslau. Das Lernen machte ihm keine Schwierigkeiten. Das Abiturientenzeugnis hebt seine ungewöhnliche Fertigkeit, seine guten mathematischen Kenntnisse für Lösung von Aufgaben fruchtbar zu machen, hervor. Nach Absolvierung des Gymnasiums trat er zum katholischen Glauben über und widmete sich dem Studium der Theologie. Nach bestandenem Examen kam er ins Alumnat, mußte es aber wegen in jugendlichem Übermut bekundeter Schwäche für Alkoholika Anfang 1867 verlassen und erhielt nach aufrichtiger Besserung und auf Grund bester Zeugnisse maßgebender Persönlichkeiten vom Fürstbischof die Genehmigung zum Wiedereintritt. Am 28. Juni 1870 spendete Weihbischof Adrian Wlodarski ihm die hl. Priesterweihe. In der Zeit vorher hat er als Privatlehrer in Schweidnitz gewirkt, seiner Dienstpflicht als Einjährig-Freiwilliger genügt, bei Seminardirektor Marx, auf den er den besten Eindruck machte, die Rektoratsprüfung bestanden und schließlich eine Zeitlang eine Hauslehrerstelle in Ujazd bei Grätz (Posen) in der Familie des Grafen Zoltowsky verwaltet. Die Schreiben, die er um Rehabilitierung eingereicht hatte, zeugten von bestem Willen. Daß er das Versprechen der Besserung gehalten hat, bestätigt sein vorbildlicher Wandel in den nun folgenden 67 Priesterjahren.

Seine erste priesterliche Wirksamkeit entfaltete er in Kreuzendorf bei Namslau. 1873 kam er nach Berlin, um die Leitung der St. Hedwigschule zu übernehmen. Musikalisch sehr begabt, war er Jahre hindurch Chordirigent und Organist bei St. Hedwig. Nach vierzehnjähriger Wirksamkeit in Berlin erhielt er tristis et afflictus die Ernennung zum Domkuratus in Breslau. Die Investitur erfolgte am 11. Februar 1887.

Die Dompfarrei zählte damals 12 000 bis 15 000 Seelen, die sich zum großen Teil in physischem und moralischem Elend befanden und an die Seelsorge große Ansprüche stellten. In der Zeit vom 1. Januar bis 31. August 1888 hatte Wernicke damals ohne Kaplan bereits 318 Taufen, 62 Beerdigungen und 65 Trauungen abgehalten, wobei ein großer Teil dieser Dienste

gratis geleistet wurde. Krankenbesuche gab es im Durchschnitt wöchentlich neun, in der Osterzeit 800 Beichtleute. Bei den Trauungen handelte es sich großenteils um Beseitigung von Konkubinaten unter der Arbeiterbevölkerung. „Man meint gewöhnlich," sagt Wernicke in seinem Schreiben an das Domkapitel vom 19. September 1888, „im Beichtstuhl sei in der Kirche wenig zu tun. Demgegenüber kann ich bemerken, daß ich in der diesjährigen Osterzeit bloß an Sonntagen und Festtagen von Palmarum bis zu Trinitas 566 Polen und 42 Deutsche gehört habe. Man schickt mir auch polnische Nupturienten zur Beichte aus der ganzen Stadt, auch aus weiter Entfernung. Ich werde auch zu schwerkranken Polen in der ganzen Stadt gerufen. So war ich im Verlauf von anderthalb Jahren schon ungefähr zwölfmal in den jüngsten Pfarreien, so viermal am anderen Ende der Stadt, auf der Neudorf- und Sadowastraße. Trotzdem könnte ich mir schon vorstellen, daß ich die eigentlichen actus ministeriales auch ohne Kaplan verrichten könnte, wenn nicht folgender Umstand hinderlich wäre: Die Pfarrei ist sehr groß, die meisten Parochianen kenne ich nicht; ich werde zu jeder Tag- und Nachtstunde zu Schwerkranken gerufen. Wenn ich keinen Vertreter habe, so wage ich kaum das Haus auf ein paar Stunden zu verlassen. So bin ich, als Kaplan Wischel in Warmbrunn war, während fünf Wochen nur einmal auf längere Zeit ins Freie gekommen. Eine solche Lage ist auf die Dauer unerträglich." Wernicke erwähnt außerdem noch den pflichtmäßigen Konvertitenunterricht, der wöchentlich acht Stunden ausmache, und den Beicht- und Kommunionunterricht für jährlich 100 Kinder aus den vier großen Kommunalschulen, denen sich bald eine fünfte anschließen werde, sodann die jährlich wenigstens 1200 Kinderbeichten und den regelmäßigen Religionsunterricht in zwei Schulen. 1890 übernahm Wernicke noch die Seelsorge in der Universitäts-Frauenklinik und im folgenden Jahre auch an der chirurgischen Klinik. Ihm oblag auch die Inspektion der Domschule, der Schule in Grüneiche und zweier Kinderbewahranstalten. Als Ehrenvorsitzender des Arbeitervereins der Sandtorgruppe suchte er mit Hilfe der Vereinsmitglieder segensreich auf die arme verlassene Arbeiterbevölkerung einzuwirken. Den unerträglichen Verhältnissen an der Kreuzkirche bezüglich der Gottesdienststeinteilung machte er dadurch ein Ende, daß nach seinem Vorschlage der Militärgottesdienst Sonntags um 10 Uhr stattfand, so daß die Zeit von 7 bis 10 Uhr für die Zivilgemeinde ausschließlich zur Verfügung stand. Er beantragte beim Domkapitel die Reinigung und Restaurierung der Wände der Kreuzkirche im Jahre 1889 und schlug vor, die

Unterkirche St. Bartholomäus für den Gottesdienſt während der Reſtaurierung verwenden zu dürfen mit dem Bemerken, daß man Licht und Luft hier zuführen müſſe, um dieſe Kirche zu einer Interimskirche umzuſchaffen.

Im Jahre 1892 erhielt er auf Präſentation des Grafen Yorck von Wartenburg, Kleinöls, (17. Oktober) die Pfarrei Tempelfeld, Kreis Ohlau, deren Pfarrkirche erſtmals 1376 urkundlich erwähnt wird. Hier ſuchte er die Kirche, zu der noch Jenkwitz und Langwitz gehörten, zu erweitern. Da der Patron Einſpruch gegen Einzelheiten der Bauausführung erhob, zog ſich die Sache bis 1895 hin. Die Sakriſtei wurde auf die Südſeite verlegt. Die alte Sakriſtei mit gotiſchen Rippen und intereſſanten Rippenſchildern wurde als Sitzraum für die Gläubigen und zwar der Frauen umgebaut und darüber ein neuer Seitenchor für die Männer aufgeſetzt; vom äſthetiſchen Standpunkte kein Vorteil, ebenſowenig wie die Ausmalung des Inneren der Kirche. Das linke Seitenſchiff erhielt einen neuen Altar und eine neue Kanzel, 1899 eine neue Orgel. Auch den Bau des Kirchhofes und der Leichenhalle ließ er ausführen. Am 31. Dezember 1896 iſt der neue Kirchhof feierlich eingeweiht worden. 1899 wurde Pfarrer Wernicke zum Erzprieſter des Archipresbyterates Wanſen ernannt. Da er ein tüchtiger Redner war, ſtellte man ihn bei der Reichstagswahl als Zählkandidaten auf.

In ſeelſorglicher Beziehung iſt nur ein Wort des Lobes über Pfarrer Wernicke zu ſagen. Er war ein Prieſter nach dem Herzen Gottes, ein wahrer Vater der Armen. Ein Pfarrkind ſchreibt: „Was er hier Gutes getan hat, iſt mit Worten nicht zu beſchreiben. Er war arm wie eine Kirchenmaus. Alles ſchenkte er weg, ſelbſt Rock, Hoſe und Schuhe. Seine Reverende war ſchon richtig grün, nicht mehr ſchwarz. Man ließ ihm beim Schneider eine neue machen, da fragte er ganz erſtaunt: ‚Ach warum denn? Meine iſt doch noch ſchön!‘“

Als er ſchon Pfarrer in Tempelfeld war, gingen ihn noch viele Arme aus Breslau um Unterſtützungen an. Zum Kirchbau in der Diaſpora ſparte er das ganze Jahr, und zu Weihnachten ſchickte er eine große Summe weg. Jedem Kranken drückte er etwas in die Hand. Wenn Männer nicht in die Kirche kamen, „weil ſie keinen Anzug haben“, kaufte er ihnen einen. Oft wurde von Kranken ſeine Hilfe auch als Naturarzt in Anſpruch genommen. Die Armen, Alten, Verlaſſenen oft zu beſuchen, war ihm Herzensſache.

Von weit und breit kamen die polniſchen Saiſonarbeiter zu dem die polniſche Sprache beherrſchenden Pfarrer zur hl. Beicht. Vor der hl. Kommunion der Gläubigen betete er knieend den Kommunikanten aus dem Herzen

laut vor. Er führte auch (1894 – 1895) die viermalige Nachtanbetung – die erſte in dieſer Art – ein. Oft kniete er ſtundenlang in der Kälte in der Kirche und betete für ſeine Angehörigen, die alle evangeliſch waren, daß ſie auch den Weg zur Kirche finden möchten. Sein Großvater war in Langwitz Paſtor geweſen. Wenn Wernicke zu Fuß nach Brieg ging, beſuchte er in Langwitz immer das Grab desſelben, ſprach auch im Paſtorat vor, unterhielt ſich mit dem damaligen Paſtor, ließ ſich zur Stärkung ein Glas kalten Waſſers reichen und ging wieder.

Seine Predigten waren muſtergültig, indem er auch ganz moderne Themata auf der Kanzel in praktiſcher unverfänglicher Weiſe behandelte. Seine alte Vorliebe zum Erzieherberuf bekundete er dadurch, daß er außer den Religionsſtunden auch anderen Unterricht in der Tempelfelder Schule, deren Ortsſchulinſpektor er war, übernahm. Wiederholt bereitete er völlig unentgeltlich Schüler, die Luſt zum Studium zeigten, für die Quarta des Gymnaſiums vor. Im Jahre 1905 reſignierte er, durch Kränklichkeit, durch wirtſchaftliche Verhältniſſe und Unſtimmigkeiten mit ſeinem unverträglichen Kantor veranlaßt, auf die Pfarrei Tempelfeld. Mit großer Trauer ſahen die Tempelfelder Parochianen den geliebten Seelſorger, der bei ſeiner Antrittspredigt geäußert hatte, er hoffe einmal an der Tempelfelder Kirchenmauer beerdigt zu werden, ſcheiden[1]. Er übernahm die Stelle eines Spirituals im Kloſter der Barmherzigen Brüder in Neuſtadt. Hier lernte ihn der Verfaſſer kennen und erlebte den gewaltigen Einfluß Wernickes als Seelſorgspriеſter. Bewunderswert waren ſeine praktiſchen und wohldurchdachten, mit feinem Formſinn geprägten Predigten. Jeden Morgen um 5 Uhr war er in der Kirche zur Anbetung und beſuchte nach der hl. Meſſe und Anhörung der Beichten die Krankenſäle, wo er jedem Kranken freudig zur Seite ſtand. Im Beichtſtuhl war er von den Neuſtädter Parochianen und von Auswärtigen gern aufgeſucht, da er die Pönitenten mit vieler Klugheit und großer Liebe zu behandeln verſtand. Der Andrang zu ſeinem Beichtſtuhl war ſo groß, daß er der Arbeit erlegen wäre, wenn er nicht noch zur rechten Zeit die arbeitsreiche Stelle des Spirituals aufgegeben und mit der eines Hausgeiſtlichen in Friedrichsfelde vertauſcht hätte.

Geſellſchaftlichen Verkehr pflegte Wernicke nicht; er hielt ihn für Zeitverſchwendung. Um ſo inniger übte er den Verkehr im Gebet mit Gott. Ihn

[1] Über die Wirkſamkeit Wernickes in Tempelfeld berichtete freundl. ein Amtsnachfolger desſelben, Pfarrer Leo Görlich.

beten zu ſehen oder beten zu hören, brachte Erbauung. Wenn es galt, Hilfe in Not zu erteilen, war der ſonſt ſchweigſame Prieſter gern und ſofort dazu bereit.

Es wäre noch ein Wort zu ſagen über die Geſundheitspflege dieſes kleinen, hageren Prieſters, der ſein Leben auf 95 Lebensjahre brachte. John Rockefeller, der berühmte Amerikaner, ſchlug ſich mit Milch und Sauerſtoff bis zum 98. Lebensjahre durch. Wernicke verlängerte ſein Leben durch die Anwendung ſchlichter, jedem Menſchen zur Verfügung ſtehender Mittel. Frühmorgens nahm er ein kaltes Bad, ſuchte das Herz zu trainieren durch Bergauf-Bergabſteigen und lief zu dieſem Zwecke jeden Tag den Gartenberg in dem Barmherzigen Brüderkloſter mehrere Male hinauf und hinab. Er pflegte zu ſagen: „Die Natur belohnt ihre treuen Diener.“ Dieſer ſein Lieblingsausſpruch hat ſich in der Tat in ſeinem Leben trefflich bewährt. Eiſenbahn und Wagen benutzte er nicht gern. Wanderungen in die Berge oder die Ebene waren ſein Ferienvergnügen. Jedes Jahr unternahm er mindeſtens viermal Wanderungen auf die Biſchofkoppe bei Wildgrund. Einmal ſoll er von Tempelfeld bis nach Berlin gewandert ſein. Die Art ſeines Sprechens verriet Schonung des Kehlkopfes. Seine ganze Perſönlichkeit atmete abgeklärte Ruhe und freudige Lebensſtimmung. Die Trauer war nicht gering, als Wernicke Neuſtadt verließ. In ſeinem 60. Lebensjahre ergriff ihn die Sehnſucht nach „ſeinem Berlin“ abermals. Hier wirkte er zunächſt als Hausgeiſtlicher in Friedrichsfelde und ſeit dem 1. Oktober 1911 als Hausgeiſtlicher im Knabenwaiſenhaus zu Moabit in der Turmſtraße 44. Hier erreichte ihn am 28. Mai 1929 der Glückwunſch ſeines Diözeſanbiſchofs und die Ernennung zum Geiſtlichen Rat. Schon über 80 Jahre alt, konnte Wernicke doch noch vertretungsweiſe die Arbeit des Krankenhausſeelſorgers in Neuſtadt übernehmen. Als er faſt das 90. Lebensjahr erreicht hatte, zwang ihn ein ſchweres rheumatiſches Leiden, ſeine raſtloſe Tätigkeit einzuſtellen. Er blieb aber im Knabenwaiſenhaus, betreut und gepflegt von der Liebe und Sorgfalt derjenigen, denen er ſo lange prieſterlicher Beirat geweſen war. Zum 65jährigen Prieſterjubiläum am 18. Juli 1935 ſandte ihm der Hl. Vater durch Vermittlung des Apoſtoliſchen Nuntius Ceſare Orſenigo den apoſtoliſchen Segen. Das biſchöfliche Ordinariat Berlin ſchrieb ihm folgende ehrenden Zeilen:

„93 Lebensjahre und 65 Prieſterjahre ſind ein ſo ſeltenes Geſchenk der göttlichen Vorſehung, daß wir alle mit Ihnen an dieſem Tage aus ganzer

Seele das Tedeum anſtimmen wollen. Daß Ew. Hochwürden in den erſten Jahrzehnten Ihres Prieſterlebens als Rektor der St. Hedwigſchule ungemein ſegensreich wirkten, beweiſt die Dankbarkeit Ihrer nach Hunderten zählenden Schüler, die ihrem verehrten Lehrer meiſt ſchon in die Ewigkeit vorangegangen ſind, und daß Sie, Hochwürdigſter Herr Jubilar, jetzt ſchon wieder mehr als 25 Jahre Ihre unverwüſtliche Kraft den Zöglingen der Franziskanerbrüder und der dortigen Kloſtergemeinde widmeten, iſt ein Zeichen vorbildlichen Seeleneifers, den wir Jüngeren uns zu Herzen nehmen wollen."

Zum 95. Geburtstage am 25. Mai 1937 beehrte Biſchof Graf Preyſing von Berlin ihn mit ſeinem Beſuche. Kardinal Bertram überſandte ihm ein Wort aufrichtiger oberhirtlicher Anerkennung nebſt herzlichſten Glück- und Segenswünſchen.

Wernickes erſtaunliche körperliche und geiſtige Rüſtigkeit dauerte fort bis in ſeine letzten Lebenstage. Noch am Todestage ſtand er zur gewohnten frühen Stunde auf, um ſich anzukleiden und das Brevier zu beten, und äußerte ſeine große Freude über das ſchöne Wetter. Als man ihm kurz darauf das Frühſtück in das Zimmer brachte, war er bereits verſchieden. Ein Schlaganfall hatte ſeinem frommen Leben ein Ende gemacht. Es war am 24. Juli 1937. Ein Mitglied des Hoſpitalordens der Barmherzigen Brüder bemerkt, daß der Verſtorbene „Ehrenmitglied" des genannten Ordens, bei ſeinem Tode der *älteſte Prieſter im Bistum Berlin* war und es wohl auch in Deutſchland überhaupt geweſen ſein dürfte.

CLEMENS VEITH

(1847 — 1921)

Clemens Veith hat durch volle 40 Jahre ſeine Kräfte in den Dienſt der Kongregation der Armen Schulſchweſtern geſtellt durch die geiſtliche Leitung der Schweſtern, die wiſſenſchaftliche und aſzetiſche Ausbildung der Novizinnen, durch ſeinen auf übernatürliche Lebensauffaſſung und reiche Erfahrung gegründeten Rat in allen Schwierigkeiten und durch ſeinen Eifer für die Zierde des Gotteshauſes. Seine Heimat war Oppeln, ſein Geburtstag der 23. November 1847. Der Vater, Joſeph Veith, ein gebürtiger Grafſchafter, hatte ſich in den Freiheitskriegen von 1813/15 das Eiſerne Kreuz und den ruſſiſchen Georgsorden erworben, dann als Unteroffizier und Feldwebel im preußiſchen Militär gedient und ſchließlich eine Kanzleidienerſtellung bei der Oppelner Regierung erhalten. Die Mutter Auguſte, geborene Schenk, hatte die Freude, drei aus der Ehe hervorgehende Kinder dem geiſtlichen Stande ſich widmen zu ſehen, unſern Clemens, Pius, Pfarrer in Klopſchen, und Antonie, die als Schweſter Klothilde Schulſchweſter wurde. Clemens beſuchte das Oppelner Gymnaſium, das er im Jahre 1868 mit dem Reifezeugnis verließ, ſtudierte in Breslau und trat am 8. Oktober 1871 in das Alumnat ein, in welchem Lic. Storch Rektor, Dr. Krawutzcki Subregens und Dr. Speil Spiritual war. Am 23. März 1872 empfing er durch Weihbiſchof Adrian Wlodarſki die Subdiakonatsweihe, am 25. Mai 1872 durch den Fürſtbiſchof Heinrich die Diakonatsweihe und am 28. Juni 1872 von demſelben die Prieſterweihe. Der Vater und Schweſter Klothilde erlebten nicht mehr die feierliche Primiz in Oppeln. Der Vater war im Alter von 81 Jahren im Jahre vorher, die Schweſter zwei Jahre vorher während der Fronleichnamsprozeſſion am Blutbrechen geſtorben. Die erſte Anſtellung erhielt Clemens, nachdem er ein Jahr lang Senior im Alumnat geweſen war, in Schmitſch bei Neuſtadt OS. (heut Lößtal), deſſen Bewohner teils deutſch, teils polniſch ſprachen. Durch das bekannte Kulturkampfgeſetz war die Meldung der neu anzuſtellenden Prieſter beim Oberpräſidenten und die Genehmigung der Regierung vorgeſchrieben, alle prieſterlichen Funktionen, die ein nicht ſtaatlich genehmigter Geiſtlicher vornahm, waren als geſetzwidrig verboten und ſtrafwürdig erklärt worden. Zwei Bauern, die ſich durch eine Predigt Veiths perſönlich getroffen und verletzt fühlten, zeigten den Kaplan bei der weltlichen Behörde an. Veith wurde am 17. März 1874 zu einer Geldſtrafe

von 150 Talern oder vier Monaten Gefängnis verurteilt wegen Vornahme von Amtshandlungen in einem ihm gesetzwidrig übertragenen geistlichen Amte und wegen Vergehen gegen die öffentliche Ordnung (Erteilung des Religionsunterrichts in den öffentlichen Schulen). Weil er trotzdem fortfuhr, in der Pfarrkirche die hl. Messe zu lesen, zu predigen und Sakramente zu spenden, wurde er zu einem neuen Termin von der Gerichtsbehörde nach Neustadt vorgeladen. Nach dem Beispiele seiner Confratres erschien er bei dem Termin nicht und wurde durch Erkenntnis vom 7. Mai 1874 zu einer Geldstrafe von 100 Talern oder im Unvermögensfalle zu zwei Monaten Gefängnis und zur Tragung der Untersuchungskosten verurteilt. Ende des Monats erfolgte eine neue Verurteilung zu 25 Talern oder einer Woche Gefängnis. Da dem Pater Veith die Geldmittel fehlten, machte er sich schon auf den Kerker gefaßt, da erschienen plötzlich in der dritten Morgenstunde des Pfingstsonnabends, den 23. Mai 1874, Polizisten aus Neustadt auf der Pfarrei und fragten nach Kaplan Veith, der noch ruhig im Bette lag. Man weckte ihn aus dem Schlafe, stellte sich als Posten vor das Schlafzimmer und führte ihn dann, nachdem er sich angekleidet hatte, im Namen des Gesetzes als gefangen ab. Dies alles in nächtlicher Stille. Nach der Pfarrmesse um 6 Uhr verkündete der greise Pfarrer Josef Gitzler mit tränenerstickter Stimme den Gläubigen, man habe in dieser Nacht seinen Kaplan gefangen abgeführt. Veith wurde, nachdem ihm seine Taschenuhr und Bücher abgenommen waren, in einer Zelle des alten, feuchten Gerichtsgefängnisses in Neustadt, Baderstraße, wie ein gewöhnlicher Sträfling behandelt. Während der Mittagstunde hätte er sich in dem Gefängnishofe im Kreise der Mitgefangenen ergehen können; eine Erholung, auf die er lieber verzichtete; so blieb er den ganzen Tag in seiner feuchten Zelle; weder Briefverkehr noch Besuche waren ihm erlaubt. Empfindlicher als alle diese Tribulationen war ihm der Verzicht auf die tägliche hl. Messe. Im Gefängnisse wurde auch durch die feuchten Mauern sein erstes Augenübel verursacht. Sechs Monate und sechs Tage war Veith im Gefängnis gewesen. Er begab sich nachher zu seinem Bruder Joseph nach Krieblowitz bei Kanth. Veith sprach sehr selten und sehr wenig über seine Bekennerzeit im Gefängnis von Neustadt. Mehr erfuhr man durch seine Mutter und eine Nichte.

Da der Fürstbischof dem treuen Kaplan eine Seelsorgsstelle jetzt nicht geben konnte, beschäftigte er ihn als Hilfsarbeiter in der Kurialkanzlei und in der Registratur so lange, bis der Bischof, der selbst nach Johannesberg in die

Verbannung gegangen war, die Kanzlei auflöſte. Veith ſehnte ſich nach Seelſorge und wurde vom Erzbiſchof Gregorius Scherer von München-Freiſing in deſſen Diözeſe aufgenommen. Veith wirkte vom 22. November 1875 bis zum Jahre 1881 als Kooperator zu Mammendorf in Oberbayern und fühlte ſich hier recht glücklich. Die Parochianen liebten ihn, zumal da er als bekannter Homöopath vielen Leuten Linderung und Heilung brachte. Im Jahre 1881 vom Breslauer Biſchof aufgefordert, in die Heimatdiözeſe zurückzukehren, erhielt er hier ein reiches Arbeitsfeld. Da die Armen Schulſchweſtern von Breslau nach Weißwaſſer (Schleſien) übergeſiedelt waren und einen ſeelſorglichen Betreuer brauchten, ernannte ihn Fürſtbiſchof Förſter zum Spiritual der Armen Schulſchweſtern daſelbſt. Weißwaſſer beſaß eine große Wallfahrtskirche und ein berühmtes Kollegienſtift der Patres Piariſten, in dem damals nach der Auflöſung des Gymnaſiums nur noch Pater Jäckel wohnte, und die Schulſchweſtern hatten einen Teil des Kollegiengebäudes gepachtet. Am 14. Juli 1881 zog er in Weißwaſſer ein. Spiritual Veith hatte die Verpflichtung übernommen, täglich das hl. Meßopfer in der Hauskapelle darzubringen, an den Sonn- und Feſttagen eine kurze Predigt zu halten, in den Erziehungsanſtalten der Schweſtern den Religionsunterricht zu erteilen und den Schweſtern, Kandidatinnen, Penſionärinnen und ſonſtigen Schülern das hl. Bußſakrament zu ſpenden. Veith erfüllte in peinlich-gewiſſenhafter Weiſe ſeine Obliegenheiten. Von ihm gilt, was Kardinal Bertram von dem verſtorbenen Waiſenhausinſpektor Pfarrer Pape bei deſſen Beerdigung rühmend hervorhob: „Wie in den koſtbarſten Handſchriften des Mittelalters jedes Blatt oben mit einer koſtbaren, in Gold und Purpur gemalten Initiale anfängt, ſo ſieht es auch im Lebensbuche des Verſtorbenen aus. Jedes Blatt fängt oben an mit der koſtbaren Initiale eines gut vorbereiteten und andächtig gefeierten hl. Meßopfers. Und dieſe Initialen leuchten im Purpurglanze des Blutes des Gotteslammes und ſtrahlen im Goldglanz der Gnaden. Und nach den Initialen folgen, ſauber und korrekt geſchrieben, alle die Pflichten, die das Tagewerk des Prieſters mit ſich brachte. So vom erſten Blatte bis zur letzten Seite. Welch koſtbares Lebensbuch, ſein Buch droben im Himmel!“ In Veiths Predigten war die Gliederung des Stoffes durchſichtig; am Schluß faßte er das Geſagte kurz zuſammen, um es dem Gedächtnis feſt einzuprägen. Seine Predigten machten, von der Gnade betaut, immer tiefen Eindruck auf die Zuhörerinnen. Wie gut und praktiſch Veith den Religionsunterricht in der Schule erteilte, beweiſt nicht nur der

ſehr gute Erfolg der alljährlich durch den Erzprieſter veranſtalteten Religionsprüfung, ſondern auch die Freude, mit der zumal die Schülerinnen der oberen Klaſſen ſeinem Unterricht beiwohnten und unmittelbar nach demſelben ihre Bewunderung über die erhaltenen Lehren ausdrückten. Herzensſache war ihm beſonders die Vorbereitung der Kinder auf die erſte hl. Kommunion. Zu den Pflichten des Kuratus Veith gehörte auch die Mitwirkung bei Heranbildung des Ordensnachwuchſes. Außer den Religionsſtunden bei den Aſpirantinnen übernahm er auch den Unterricht in der Pädagogik, nachdem Dr. Mich in Troppau, Direktor der Staatl. Lehrerbildungsanſtalt, geraten hatte, dieſes Fach in die Hände einer männlichen Lehrkraft zu legen. Im pflichtmäßigen Verkehr mit den Ordenslehrerinnen, Zöglingen und Schulkindern bewahrte er eine weiſe Zurückhaltung. Bei den Schulfeſten, zu denen er mit dem ſehr lebhaften, humorvollen Piariſtenpater Jäckel erſchien, konnte er auch ſehr heiter ſein. Um den Kandidatinnen eine den Anforderungen des Troppauer Zeichenprofeſſors genügende Ausbildung im Zeichnen zu verſchaffen, ließ er zwei Aſpirantinnen an dem Zeichenkurſus, der mit der Königl. Kunſtſchule in Breslau verbunden war, teilnehmen und nahm alle Bemühungen bezüglich der Unterbringung auf ſich. Als im Jahre 1888 Lehrkurſe zur Heranbildung preußiſcher Lehrerinnen in der Kandidatur zu Weißwaſſer eingerichtet wurden, paßte ſich Veith den in Preußen beſtehenden Prüfungsvorſchriften und eingeführten Lehrbüchern an. Bei den Parochianen in Markt und Dorf Weißwaſſer genoß Kuratus Veith hohe Achtung und Verehrung, zumal da ſeine vielgeſtaltige caritative Betätigung ſich im Dorfe bald herumſprach. Als ihm am Morgen eines trüben Herbſttages 1889 gemeldet wurde, der Bauer Werner habe ſich im Walde erhängt, eilte Veith ſofort in den Wald. Er fand niemanden. Die Meldung war unwahr. Als er nun in Schweiß gebadet ſich auf den Rückweg begab, erhob ſich plötzlich ein ſo ſcharfer und heftiger Wind, daß er ſogleich an ſeinen Augen üble Folgen verſpürte. Das war der Anfang ſeiner ſchweren Augenkrankheit, die ihm ſchon in Weißwaſſer und ſpäter in Breslau das Leſen der hl. Meſſe und das Breviergebet erſchwerte und ſchließlich ganz unmöglich machte. Prof. Förſter, der bekannte Breslauer Augenarzt, erklärte, es ſei in der Netzhaut des Auges ein Äderchen geſprungen, ſo daß ſich zwei ſchwarze Punkte auf der Netzhaut bildeten, die ihm das Sehen ungemein erſchwerten. Eine Kur in Wörishofen blieb ohne Erfolg. In heldenmütiger Ergebung in den Willen Gottes ertrug er das Schickſal. Nie kam eine Klage über ſeine Lippen. Als der Kultur-

kampf im großen und ganzen beendet war, wurde das ſchleſiſche Provinzialmutterhaus der Armen Schulſchweſtern im Jahre 1896 nach Breslau zurückverlegt. Am 6. Oktober 1894 ſiedelte Kuratus Veith nebſt ſeiner Mutter und der Provinzialoberin M. Michaela nach Breslau, in das käuflich erworbene ehemalige theologiſche Konvikt, über. Was Veith in Breslau im Mutterhauſe ſehr vermißte, war eine Schule, da die miniſterielle Genehmigung für eine ſolche nicht erreicht werden konnte. Um ſo mehr widmete er ſich nun der Ausbildung des Ordensnachwuchſes in der Kandidatur und im Noviziate. Er übernahm zu den bisherigen Stunden den Unterricht in der Pädagogik bei den Nadelarbeit-Lehrerinnen und erteilte den Novizinnen Unterricht in Latein zum Verſtändnis des Offiziums. Als das Univerſitätsſtudium für die Schweſtern zur unerläßlichen Notwendigkeit geworden war, da half er an allen Ecken und Enden, die Vorbedingungen zu ſchaffen, und war unermüdlich tätig in der Herbeiſchaffung von Büchern aus allen möglichen Univerſitätsbibliotheken. 1897 ernannte Kardinal Kopp Veith zum Benefiziaten bei der Eliſabethkapelle im Dom und 1902 zum Geiſtlichen Rat. Im Juni feierte Veith das ſilberne Prieſterjubiläum. Generalvikar Dr. Speil überreichte dem aus dem Beichtſtuhl herbeigeholten Kuratus in ehrender Anrede die Ernennungsurkunde zum Geiſtlichen Rat. Das Jahr 1903 brachte dem Pater Veith zwei ſchmerzliche Todesfälle. Am 21. Juli 1903 ſtarb ſein Bruder, P. Pius Veith, Pfarrer in Klopſchen. Im Dezember 1903 raffte der Tod ſeinen jüngſten Bruder, der in Italien Heilung ſuchte, in Rom dahin. Was P. Veith durch Hinterlaſſenſchaft ſeiner Brüder gewonnen hatte, benützte er zur Verſchönerung der Kapelle des Mutterhauſes, die ihm außerordentlich viel verdankt, z. B. zwei bunte Fenſter neben den Seitenaltären, Altarleuchter, Reliquienbehälter und eine ſchöne Monſtranz. Im Juni 1902 wurden die im weſtlichen Deutſchland liegenden Ordenshäuſer der Schulſchweſtern der Breslauer Provinzialoberin M. Michaela unterſtellt. Das bot ihm Veranlaſſung, mit ſeinem Freunde Prof. Dittrich dahin zu reiſen. Beſonderes Intereſſe bekundete er für die im Jahre 1905 gegründete Niederlaſſung in Elberfeld. Als die Provinzialoberin M. Michaela im Jahre 1909 das ſilberne Amtsjubiläum feierte, bereitete er ihr eine große Überraſchung. Es erſchienen nämlich mit Genehmigung der Frau Generaloberin M. Thoma 22 Oberinnen im Mutterhauſe. In ſeiner gemütlichen Glückwunſchrede erwähnte er das ſtrenge Regiment der Jubilarin und fügte hinzu, wenn ſie auch zuweilen genötigt war, mit eiſerner Hand zuzugreifen, ſo trug ſie doch

einen Handſchuh darüber, damit es nicht allzu wehe tue. Als die Provinzialoberin im Juli 1914 ſchwerkrank nach Garmiſch auf Einladung der Generaloberin reiſte und den Aſſiſtentinnen des Mutterhauſes in den kritiſchen Wirren die Leitung der Provinz allein oblag, erwies ſich Rat Veith als treuer Vater ſeiner Ordenskinder. Schon ſein ruhiges Weſen, ſeine gemäßigte Rede, ſeine ganze begütigende Art – alles dies nicht in den Schoß gefallene Naturanlage, ſondern die Frucht ſtändigen Kampfes mit ſeinem zu Heftigkeit neigenden Temperament – glättete raſch die wegen der Kriegsangſt oft aufgeregten Gemüter. Als am 19. März 1915 die Kunde von dem Tode der Provinzialoberin in Breslau eintraf, nahm Rat Veith innigen Anteil. Er tröſtete, richtete auf und half, wo er nur konnte. Große Freude bereitete ihm die Errichtung einer höheren Mädchenſchule im Mutterhauſe, zu der die miniſterielle Genehmigung im November 1916 eintraf. Er übernahm bald den Religionsunterricht an der 1917 eröffneten St. Anna-Schule. Im Jahre 1918 befiel unſeren Rat Veith ein ſehr ſchmerzliches Unterleibsleiden. Er begab ſich in die Privatklinik eines Spezialiſten in Breslau und ließ den Schweſtern ſagen, ſie ſollten nicht um Geſundheit für ihn beten, ſondern in der Meinung, daß Gottes Wille in Erfüllung gehe. Im Januar 1919 erbat er ſich vom Fürſtbiſchof Kardinal Bertram die Enthebung von ſeinem Amt als Spiritual. Als ſeinen Nachfolger empfahl er den Geheimſekretär Dr. Johannes Pinſk. Ein Troſt war für ihn noch die Möglichkeit, Beichte hören zu können, und die Verkündigung des Wortes Gottes. Er konnte kein Buch mehr leſen und war auf die Vorleſung anderer und die eigene geiſtige Verarbeitung des Stoffes angewieſen, nicht zum Schaden der Zuhörer. Alles, was er ſagte, war womöglich noch innerlicher als je, zumal da er die in den Konventen von Glatz, Kreidel, Krelkau, Leobſchütz gehaltenen Exerzitienvorträge dabei verwendete. Die beiden letzten Sommerferien brachte er in Weißwaſſer zu, wohin er auch ſeinen treuen Miniſtranten mitnahm. Sonntag, den 3. Juli 1921, wurde das 49jährige Prieſterjubiläum des Rates Veith im Schulſchweſterkloſter begangen, wobei Kurator Kanonikus Dr. Buchwald ein feierliches Hochamt hielt. Seine Hoffnung, im folgenden Jahre das goldene Prieſterjubiläum zu feiern, wurde durch ſeine immer mehr zunehmende Schwäche und krampfartige Anfälle vereitelt. Clemens Veith ergab ſich ganz in den Willen Gottes. Während es ihm anfänglich nicht recht in den Sinn wollte, ſich mit dem Gedanken eines längeren Siechtums und allmählichen Abſterbens – er hielt dies für eine Sache der Frauen – ver-

traut zu machen, ſprach er doch Gottes Gnade ſein herzhaftes Fiat und ſchleppte ſich, ſolange es ging, in die Kapelle, ſei es zur Meſſe oder zur Abhaltung von Betſtunden. Am 18. Auguſt 1921 konnte er ſich infolge ſeiner Schwäche von der Kniebeugung unmittelbar nach der Konſekration der hl. Hoſtie nicht mehr erheben. Am 21. Auguſt brachen ſeine Kräfte vollſtändig zuſammen. Ganz erſchöpft und vor Schwäche ſchwitzend, kehrte er nach der hl. Meſſe in die Sakriſtei zurück und ſagte, auf einem Stuhle ſitzend: „Heute habe ich das letztemal zelebriert.“ Am ſelben Tage empfing er durch Kuratus Pinſk die hl. Ölung. Als der Arzt ihm vollſtändige Ruhe verordnete und klar ſagte, daß er nicht mehr lange leben werde, hörte der Patient dies zur Verwunderung des Arztes mit der allergrößten Ruhe an. Sonntag, den 18. September nahm die Schwäche überhand, er konnte ſchwer ſprechen, das Augenlicht erloſch gänzlich. Nachmittags erſuchte er um das Vorbeten des Tedeum laudamus. Dann ſprach der Sterbende noch ein lateiniſches Gebet zum Schutzengel, den er in ſeinem Leben ſtets treu verehrt hatte. Darauf trat Pulsſchwäche ein. Um 6 Uhr abends, da der Konvent in der Kapelle für ihn betete, erloſch langſam das Leben dieſes vorbildlichen Prieſters. Kardinal Bertram äußerte ſich über den Verſtorbenen mit den Worten: „Sein vorbildlicher, prieſterlicher Wandel und ſeine Treue in der ihm übertragenen Vertrauensſtellung haben mir ſtets zur Freude gereicht.“ Pater Allardus, der wiederholt im Mutterhauſe Exerzitien gegeben hat, ſchrieb: „Der liebe Verſtorbene, den ich wegen ſeiner gediegenen Tugend und vorbildlichen Beſcheidenheit hoch verehrte, war ein Mann des Gebetes, der Liebe, der Demut, der Arbeit, ein Prieſter nach dem Herzen Gottes. Dieſe Tugenden ſuchte er auch den Schulſchweſtern einzuimpfen. Nächſt Gott und der ehrwürdigen M. Michaela iſt es ihm zuzuſchreiben, daß ein ſo guter, gediegener Geiſt in den Schweſtern hervorleuchtet. Sein Beiſpiel und die vielen Gebete in den nächtlichen Gebetsſtunden vor dem Tabernakel haben dieſen Geiſt gefeſtigt.“[1]

Geiſtlicher Rat Clemens Veith wurde in der Nähe des großen Kreuzes auf dem neuen Laurentiusfriedhof beigeſetzt. Ein Marmorkreuz mit dem Monogramm Chriſti bezeichnet ſeine letzte Ruheſtätte.

[1] Meiſt wörtlich nach der von der verſtorbenen Schulſchweſter M. Angela-Michaela verfaßten handſchriftlichen Biographie Veiths, die M. Mercedes, Gleiwitz, überarbeitete und uns zur Verfügung ſtellte.

DR. JOHANNES CHRZĄSZCZ

(1857 — 1928)

Gern hätten wir ihn noch länger unter uns behalten, den verdienten Mitbegründer des Oberſchleſiſchen Geſchichtsvereins, der ſtets Anregung und Sonnenſchein in die Vereinsverſammlungen brachte, den unermüdlichen Erforſcher der Heimatgeſchichte, den wackeren und treuherzigen Oberſchleſier, der kurz vor ſeinem Tode, bei der Feier ſeines ſiebzigſten Geburtstages in Gleiwitz, ſeiner ſtarken Liebe zur oberſchleſiſchen Heimat Ausdruck verlieh durch das Bekenntnis: „Für Oberſchleſien wollen wir leben und ſterben!“ Gott hat es anders gewollt. Am 26. Februar 1928 iſt Johannes Chrząſzcz heimgegangen.

Die Heimat unſeres Johannes Chrząſzcz war das von fruchtbaren Saatfeldern umgebene, freundliche Blicke auf die blauen Berge des Mähriſchen Geſenkes gewährende Dorf Müllmen – früher Polniſch Müllmen – bei Oberglogau. Hier erblickte er am 27. April 1857 als Sohn des Bauerngutsbeſitzers Joſeph Chrząſzcz und ſeiner Ehefrau Marianna, geb. Hupka, das Licht der Welt. Der geweckte Knabe beſuchte ſeit 1863 die Elementarſchule in Deutſch Müllmen. Gegenüber dem Hauſe ſeiner Eltern wohnte der im Rufe eines gelehrten Mannes ſtehende Bauer Ignaz Dziadek, der eine Reihe von Schriften, z. B. Fabeln und Theaterſtücke, herausgab und als Abgeordneter des Kreiſes Neuſtadt 1848 im Parlament energiſch für die Rechte des unterdrückten Bauernſtandes ſeine Stimme erhob. Dieſer in der ganzen Gegend hochangeſehene Mann fand an dem kleinen wißbegierigen Johannes Gefallen und verſah ihn mit Leſeſtoff. Bei der Schulprüfung, die 1866 der Kreisſchulinſpektor Kadlubetz aus Deutſch Probnitz in Gegenwart des Ortspfarrers Maſſorz in Deutſch Müllmen abhielt, ſchnitt der kleine Johannes ſehr gut ab. Der Ortspfarrer rief die Mutter des Knaben zu ſich und riet ihr, den Sohn ſtudieren zu laſſen. Johannes beſuchte nun die höhere Knabenklaſſe, die ſog. Präfektenklaſſe, in Oberglogau und ſiedelte 1871 nach Leobſchütz über, nachdem er zuſammen mit Paul Prohaſel, dem ſpäteren Provinzialſchulrat, und Karl Tſchauner die Aufnahmeprüfung für die Untertertia des dortigen Gymnaſiums beſtanden hatte. 1873 fand er durch Verwendung ſeines Ortspfarrers Aufnahme im Breslauer Knabenſeminar, das unter Leitung des Domherrn Dr. Künzer ſtand, und beſuchte das Matthiasgymnaſium. Infolge des Kulturkampfes wurde am 15. Auguſt 1875 das

Knabenſeminar geſchloſſen. Sämtliche Seminariſten mußten das liebgewordene Heim verlaſſen. Unauslöſchlich blieben unſerem Chrząſzcz in Erinnerung die Eindrücke, die er damals, beim Heraufziehen des Kulturkampfes, in ſich aufnahm. Noch kurz vor ſeinem Tode ſchrieb er in ſeinen kurzen „Lebenserinnerungen“: „Der Fürſtbiſchof (Heinrich Förſter) verſammelte eines Tages ſämtliche Knabenſeminariſten, hundert an der Zahl, in ſeiner Privatkapelle und brachte inmitten dieſer Schar das Meßopfer dar. Ich weiß noch ganz genau, daß die beiden Oberprimaner Max Sdralek und Richard Keil, die vor dem Abiturientenexamen ſtanden, miniſtrierten. Der Oberhirt hielt eine ergreifende Abſchiedsrede, in welcher er ſeinem namenloſen Schmerz, das Knabenſeminar und Breslau verlaſſen zu müſſen, Ausdruck gab. Freilich waren uns nicht alle Worte gleich verſtändlich. Wir fanden erſt die Erklärung, als es bald darauf hieß: ‚Seine Fürſtliche Gnaden haben Breslau verlaſſen.‘ Alle waren wir erſtaunt. Ganz Breslau, auch die Andersgläubigen, nahmen mit tiefſter Betrübnis die Kunde entgegen.“ Der Fürſtbiſchof flüchtete nach ſeinem Schloß Johannesberg, um der drohenden Verhaftung wegen ſeines Widerſtandes gegen die berüchtigten „Maigeſetze“ zu entgehen. Nach der Schließung des Breslauer Knabenſeminars bezog Chrząſzcz das Gymnaſium zu Oppeln und erwarb ſich hier 1877 das Zeugnis der Reife für das Univerſitätsſtudium. Es folgte ein dreijähriges Studium der Theologie an der Breslauer Hochſchule. Die Konkursprüfung fand infolge der anormalen kirchenpolitiſchen Verhältniſſe nur privatim vor den einzelnen Profeſſoren ſtatt. Da auch infolge des Kulturkampfes das Alumnat geſchloſſen war, trat er am 5. Oktober 1880 in das Prieſterſeminar in Prag ein. Fürſterzbiſchof Kardinal Schwarzenberg nahm die ihm vom Fürſtbiſchof Heinrich Förſter überwieſenen Kandidaten liebevoll auf. Er erteilte ihnen auch die niederen Weihen. Das Verhältnis zwiſchen den preußiſchen Verbannten und den tſchechiſchen Mitalumnen blieb durchweg ungetrübt, trotz der damals ſchon in Böhmen zwiſchen Deutſchen und Tſchechen beſtehenden Spannung. Am 15. Juli 1881 empfing Chrząſzcz im St. Veitsdom vom Weihbiſchof Prucha die Prieſterweihe.

Eine Anſtellung der neugeweihten ſchleſiſchen Prieſter war wegen des Kulturkampfes in ihrer Heimatdiözeſe zunächſt nicht möglich. So übernahm denn Chrząſzcz auf Veranlaſſung des in der Verbannung zu Johannesberg lebenden Fürſtbiſchofs Heinrich Förſter die Stelle eines Hauslehrers beim Grafen Bernhard von Strachwitz in Chroſczinna bei Oppeln und konnte auch noch die Seelſorge in der dortigen verwaiſten Pfarrei wahrnehmen. Als

dann aber infolge der Milderung der Kulturkampfgeſetze die verwaiſten Pfarreien wieder regulär beſetzt werden konnten und Chroſczinna einen Pfarrer erhielt, gab Chrząſzcz ſeine Hauslehrerſtelle auf und ging als Nachfolger des Religionslehrers Sockel, der als Pfarrer an die St. Mauritiuskirche nach Breslau berufen worden war, an das Königliche Katholiſche Gymnaſium nach Gleiwitz. Chrząſzcz und Buchwald waren die erſten nach Eindämmung des Kulturkampfes in Schleſien neu angeſtellten Gymnaſiallehrer, erſterer in Gleiwitz, letzterer in Groß Strehlitz. Bevor übrigens Chrząſzcz — im Januar 1883 — ſeine Stelle in Gleiwitz antrat, hatte er noch mehrere Monate Gelegenheit, in Ruda, wo bis zum Kulturkampfe die Jeſuiten ſegensreich gewirkt hatten, an der Seite des Kuratus Schöneich eine eifrige paſtorale Tätigkeit zu entfalten. Hier lernte er die Größen des damaligen oberſchleſiſchen Klerus kennen, den von glühendem Seeleneifer erfüllten Volksapoſtel Erzprieſter Michalſki in Lipine, Erzprieſter Deloch in Königshütte, die Pfarrer Bonczek und Schirmeiſen in Beuthen, Pfarrer Philippi in Lonkau und Biernacki in Gleiwitz.

Sieben Jahre lang war Chrząſzcz als Religions- und Oberlehrer in Gleiwitz mit Eifer tätig. Auf Anregung der Profeſſoren Lämmer und Friedlieb promovierte er 1888 zum Doktor der Theologie auf Grund ſeiner Diſſertation „De evangelio secundum Hebraeos“. Es war dies die erſte ſeitens der katholiſch-theologiſchen Fakultät Breslau vorgenommene Promotion, ſeitdem die Fakultät das verlorene Promotionsrecht durch Vermittlung des Fürſtbiſchofs Georg Kopp wiedererlangt hatte. Ein beſonderes Verdienſt erwarb ſich Chrząſzcz in Gleiwitz durch die innere Renovation der Gymnaſialkirche ad S. Crucem.

Als im Herbſt 1890 Pfarrer Zwirzina die Pfarrei Peiskretſcham aufgab, um die Pfarrei Lohnau zu übernehmen, bewarb ſich Chrząſzcz, der durch ſein ganzes Weſen zum praktiſchen Seelſorger prädeſtiniert ſchien, um die erledigte Pfarrei und erhielt vom Patronatsherrn Hugo Guradze auf Toſt die Präſente. Obwohl am 25. November 1890 die Übergabe der Pfarrei Peiskretſcham erfolgte, mußte Chrząſzcz doch noch über ein Vierteljahr, bis zum 1. April 1891, die arbeitsreiche Religionslehrerſtelle in Gleiwitz verwalten; eine Leiſtung, die eben nur Chrząſzcz bei ſeiner erſtaunlichen Vielſeitigkeit, unverwüſtlichen Arbeitskraft und damals noch ungebrochenen Geſundheit fertigbrachte. 37 Jahre hindurch wirkte er in dieſer rund 5000 Seelen zählenden, doppelſprachigen Pfarrgemeinde mit unermüdlichem Eifer und trug,

abgeſehen von den letzten vier Jahren, die Bürde der Seelſorge faſt ganz allein. Sein Werk iſt die Gründung des Katholiſchen Männer- und Arbeitervereins, der ſich ſpäter in zwei Vereine ſpaltete, des religiöſen Vereins für die eben aus der Schule entlaſſenen Kinder, der St. Vinzenz-Konferenz und des Parochial- und Darlehnskaſſenvereins. Im Intereſſe der armen Waiſenkinder unterzog er ſich gern den Mühen, die ihm die Verwaltung des St. Joſephs-Waiſenhauſes bereitete. Sehr lag dem kunſtſinnigen Pfarrer die Zierde des Hauſes Gottes am Herzen. Faſt jedes Jahr ließ er koſtſpielige Arbeiten zur Verſchönerung ſeiner Gotteshäuſer ausführen und verſtand es, die erforderlichen Mittel hierfür zu beſchaffen, ohne den wenig begüterten Gemeindemitgliedern Laſten aufzubürden. Die ſchönen Glasgemäldefenſter, die neuen Kreuzwegſtationen, die neue Orgel in der Pfarrkirche und die Lourdesgrotte neben der Pfarrkirche werden noch lange an den eifrigen Pfarrer erinnern. Chrząſzcz war ein echter Volksſeelſorger, zu jedem Opfer für ſeine Pfarrkinder bereit, Freud und Leid mit ihnen gern teilend. Seine ergreifende Schilderung der Schickſale der Stadt und Gemeinde Peiskretſcham (in der Geſchichte von Peiskretſcham) während des Weltkrieges und in der noch ſchlimmeren Nachkriegszeit läßt ahnen, was das empfindſame Gemüt des Seelſorgers damals mit ſeinen Pfarrkindern gelitten. Abgeſehen von ſeiner ſeelſorglichen Wirkſamkeit war Chrząſzcz als Mitglied des Kreistages, der Schuldeputation, der Prüfungskommiſſion an dem dortigen Seminar, als Vorſitzender des Aufſichtsrates der Darlehnskaſſe in Peiskretſcham tätig. Bei der Reichstagswahl im Jahre 1907 war er vom Zentrum als Kandidat aufgeſtellt und hielt an mehreren Orten des Wahlkreiſes Gleiwitz-Lublinitz Wahlreden. Er unterlag in der Stichwahl gegen den polniſchen Kandidaten.

Trotz ſeiner großen Inanſpruchnahme innerhalb ſeiner Parochie entfaltete Chrząſzcz weit über die Grenzen ſeines Sprengels hinaus eine ſehr erfolgreiche Tätigkeit in kultureller und ſozialer Beziehung. Die Erinnerung an ſeinen, wenn auch nur kurzen Aufenthalt im Fürſtbiſchöflichen Knabenſeminar zu Breslau und die Überzeugung von dem Segen, den ein Knabenkonvikt in Oberſchleſien ſtiften könnte, brachte in ihm den Entſchluß zur Reife, die Gründung eines katholiſchen Knabenkonvikts in Oberſchleſien anzuregen. Er entwarf Statuten für einen Sammelverein zur Errichtung eines Konvikts für arme katholiſche Gymnaſiaſten in Gleiwitz, die auf einer Verſammlung von Geiſtlichen und Laien in Gleiwitz angenommen und am 31. Auguſt 1893 kirchlicherſeits genehmigt wurden. Erzprieſter Ruſſek in

Rochowitz übernahm den Vorsitz im Sammelverein. Chrząszcz hatte inzwischen schon 2000 Mark gesammelt. Zehn Jahre später, am 16. April 1903, konnte das unter den Schutz des hl. Joseph gestellte Konvikt in Gleiwitz eingeweiht und eröffnet werden. Welche Wohltat dieses Institut für Oberschlesiens Katholiken war, kann man daraus ersehen, daß zuweilen 115 Zöglinge in diesem Hause Aufnahme fanden.

Wesentlichen Anteil hat Chrząszcz auch an der Gründung des Oberschlesischen Museums in Gleiwitz. Als Geheimrat Schiller seinerzeit sich mit dem Plane trug, in Gleiwitz ein Kriegermuseum zu gründen und den Bürgermeister Menzel um Überlassung eines Raumes hierfür im Rathause bat, meinte dieser: „Bringen Sie mir lieber Steuerzahler! Aber wenn Sie durchaus gründen wollen, so wenden Sie sich doch an den Pfarrer mit dem ‚unaussprechlichen Namen'. Der geht mit der Idee um, uns mit einem ‚allgemeinen' Museum zu beglücken." Chrząszcz und Schiller arbeiteten nun Hand in Hand an der Ausführung der Museumsidee. Keiner hätte wohl ohne den anderen das Ziel erreicht. In einer Versammlung von Interessenten am 22. März 1905 fanden die von Chrząszcz entworfenen Statuten mit geringen Abänderungen Annahme. Damit war der Oberschlesische Museumsverein begründet, der sich, ebenso wie das Museum, zunächst unter Leitung des Geheimrats Schiller in erfreulicher Weise entwickelte.

Um dieselbe Zeit reifte bereits ein für das wissenschaftliche Leben Oberschlesiens bedeutsames Unternehmen heran, an dem unser Chrząszcz den hervorragendsten Anteil hat. Seinen regen Geist beschäftigte schon seit einiger Zeit der Gedanke, ob sich nicht eine Zeitschrift begründen ließe, die sich ausschließlich der Erforschung der Geschichte unserer oberschlesischen Heimat widmete. Auf seine Einladung hin fanden sich am Weißen Sonntage 1904 Oberlehrer Dr. Wilpert aus Oppeln und der Verfasser dieser Skizze auf der Pfarrei in Peiskretscham ein und berieten, wie sich dieser Gedanke in erfolgreicher Weise verwirklichen ließe. Man war sich von vornherein darüber klar, daß man keine neue Zeitschrift in buchhändlerischer Weise herausgeben dürfe, daß sich diese Zeitschrift vielmehr auf einen zu gründenden Verein stützen müsse. Man entwarf in gemeinsamer Tätigkeit die Satzungen für einen „Oberschlesischen Geschichtsverein" und einigte sich nach längerer Beratung, die neue Zeitschrift auf den Namen „Oberschlesische Heimat" zu taufen. Der Plan fand in Oberschlesien fast allenthalben lebhafte Zustimmung. Am 12. Dezember 1904 erfolgte in einer in Oppeln abgehaltenen Versammlung die

Gründung des „Oberſchleſiſchen Geſchichtsvereins“. Es wurden die Statuten durchberaten und angenommen. Oberlehrer Dr. Oskar Wilpert in Oppeln wurde erſter Vorſitzender, Dr. Chrząſzcz ſein Stellvertreter. Am 1. April 1905 kam das erſte Heft des Vereinsorgans, die „Oberſchleſiſche Heimat“, heraus, die jetzt in zwölf Heften vorliegt und 1924 durch das „Oberſchleſiſche Jahrbuch für Heimatgeſchichte und Volkskunde“ abgelöſt wurde. Nach Wilperts Tode im Jahre 1913 übernahm Chrząſzcz das Amt des Vorſitzenden und führte es fort, bis Alter und Krankheit ihn zur Niederlegung zwangen (April 1927). In edler Selbſtloſigkeit verſtand er ſich auch dazu, die Redaktion der „Oberſchleſiſchen Heimat“ zu übernehmen. Die drei bis 1928 erſchienenen Bände des „Oberſchleſiſchen Jahrbuchs“ gab er in Verbindung mit Dr. Ernſt Laslowſki heraus.

Es iſt erſtaunlich, daß Chrząſzcz bei der Paſtoration einer großen, doppelſprachigen Stadtgemeinde, in der ſonſt zwei Seelſorgerkräfte ausreichend Beſchäftigung finden, noch eine reiche literariſche Wirkſamkeit entfalten konnte. Nur ſein unermüdlicher Arbeitsdrang, peinlichſte Ausnutzung der Zeit und die Gabe, ſich in einem Gegenſtande verhältnismäßig ſchnell zurechtzufinden, machen dies erklärlich. Außer ſchier zahlloſen Aufſätzen und Artikeln in Zeitungen und Zeitſchriften (Zeitſchrift des Vereins für Geſchichte Schleſiens, Oberſchleſiſche Heimat, Oberſchleſien, Der Oberſchleſier) gab er folgende Schriften heraus: Drei ſchleſiſche Landesheilige (St. Hyazinth, der ſel. Ceslaus, die ſel. Bronislawa) (1897), der hl. Adalbert, Biſchof und Martyrer (1897), Geſchichte der Städte Peiskretſcham und Toſt ſowie des Toſter Kreiſes (1900), Feſtſchrift zum fünfzigjährigen Jubiläum der St. Barbaragemeinde in Königshütte (1902), Geſchichte von Rachowitz (1904), Kirchengeſchichte Schleſiens, Für Schule und Haus (1908), Geſchichte der Stadt Neuſtadt OS. (1912), Geſchichte des Kloſters Pilchowitz (1914), Geſchichte der Stadt Zülz (1926), Geſchichte der Städte Peiskretſcham und Toſt ſowie des Kreiſes Toſt-Gleiwitz, zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage (1927). Außerdem verfaßte er noch etliche Schriften aſzetiſchen Inhalts und 1888 eine Geſchichte des Wallfahrtsortes Lourdes. Im Manuſkript lag die Geſchichte der Stadt Krappitz bis 1914 vor, deren Erſcheinen ſich erſt 1932 ermöglichen ließ[1]. Seine vielfachen Beziehungen zu dem mächtig aufſtrebenden Gleiwitz veranlaßten ihn noch in letzter Zeit, ſich mit der geſchichtlichen Vergangenheit dieſer Stadt zu beſchäftigen, die ſchon 1886 Gegenſtand einer

[1] Fortgeſetzt von Bürgermeiſter Baron, gedruckt von E. Niſchkowsky, Breslau 1932.

über 800 Seiten umfaſſenden Darſtellung von Bruno Nietſche geweſen war. Die Arbeit von Chrząſzcz iſt bis zum Übergang Oberſchleſiens an Preußen gediehen, bedarf aber der Überarbeitung. Anläßlich ſeines 70. Geburtstages veröffentlichte er im Gleiwitzer Jahrbuch 1927 ſeine intereſſanten Lebenserinnerungen.

Die Schriften unſeres Chrząſzcz enthalten ein ungemein reiches Material zur Geſchichte Oberſchleſiens, das meiſt aus primären Quellen geſchöpft iſt. In ſeinen lokalgeſchichtlichen Arbeiten hat er manches Dunkel, das über der Vergangenheit lagerte, durch glückliche Kombination erhellt. Die Stadtgemeinden und Kirchen, deren Geſchichte Chrząſzcz geſchrieben, ſind dem bienenfleißigen, gewandten Verfaſſer zum größten Danke verpflichtet. Sehr zuſtatten kam ihm bei der Ausſchöpfung ſeiner Quellen die volle Beherrſchung des polniſchen und böhmiſchen Idioms. Allen oberſchleſiſchen Geſchichtsforſchern erwies er einen nicht hoch genug einzuſchätzenden Dienſt durch ſeine in der „Oberſchleſiſchen Heimat" veröffentlichten Regeſten aus den tſchechiſch geſchriebenen Landbüchern von Oppeln-Ratibor („Oberſchleſiſche Heimat", Band 10 (S. 24–34, 123–132, 174—182), Band 11 (S. 76 bis 84), Band 12 (S. 97—102). Allerdings halten ſeine hiſtoriſchen Arbeiten nicht immer den Forderungen berechtigter Kritik ſtand. Das gilt namentlich von ſeiner „für Schule und Haus" beſtimmten Kirchengeſchichte Schleſiens, die an P. Lambert Schulte, der in ſeiner 18 Seiten umfaſſenden Kritik etwa das erſte Drittel des Buches beſprach, einen ſtreng nachprüfenden Cenſor fand. Die Darſtellung iſt immer lebendig und impulſiv. Anſchaulicher und packender als in der trefflichen Geſchichte von Peiskretſcham und Toſt konnten die unſäglich traurigen Verhältniſſe in dieſen Städten während des Weltkrieges und in der Nachkriegszeit kaum geſchildert werden. Schade, daß in dieſem Werke — wie auch in der Stadtgeſchichte von Neuſtadt und Zülz – ein Namensverzeichnis fehlt.

In ſeinen letzten Lebensjahren wurden dem weit über die Grenzen Oberſchleſiens hinaus bekannten Prieſter und Hiſtoriker mancherlei Ehrungen zuteil, die Ernennung zum Erzprieſter, zum Geiſtlichen Rat und die Ovation, die ihm anläßlich ſeines 70. Geburtstages (geb. 27. April 1857) der Oberſchleſiſche Geſchichtsverein in Gleiwitz darbrachte. Dieſe Gleiwitzer Verſammlung, die auf den Ton ſeltener Herzlichkeit geſtimmt war, wird allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben. Als bisheriger erſter Vorſitzender eröffnete Chrząſzcz die Verſammlung mit einem treuen Bekenntnis zur oberſchleſiſchen

Heimat, auf die er das Wort des Horaz: Ille mihi angulus praeter omnes ridet anwandte, forderte alle Anweſenden auf, ſich der Kulturarbeit für Oberſchleſien anzunehmen, bat, ihm mit Rückſicht auf ſein Alter die Bürde des erſten Vorſitzenden abzunehmen und ſchlug den Studiendirektor Dr. Athanaſius Burda O. F. M. in Neiſſe als ſeinen Nachfolger vor. Nach einem Vortrage des letzteren über die „ſchleſiſche Agrarverfaſſung im Mittelalter“ nahm der Geſchäftsführer des Vereins, Dr. Laslowſki, das Wort zu einer Anſprache, in der er zum Ausdruck brachte, wie ungern der Verein den bisherigen erſten Vorſitzenden, der gleichſam die Heimatliebe und Tradition des Geſchichtsvereins verkörpere, aus ſeinem Amte ſcheiden ſehe. Nach der nunmehr erfolgten Wahl Burdas zum erſten Vorſitzenden begann die offizielle Gratulationskur zum 70. Geburtstage unſeres Chrząſzcz. Archivdirektor Prof. Dr. Nowack überbrachte ihm die herzlichen Glückwünſche des Kardinals, der dem Gefeierten zugleich die vollſte Anerkennung ſeiner Beſtrebungen ausſprechen laſſe. Sodann gratulierten Vizepräſident Dr. Berger namens der Staatsregierung, Prälat Ulitzka, Provinzialkonſervator Pfarrer Hadelt namens des Landeshauptmanns und Stadtrat Dr. Warlo namens des Magiſtrats Gleiwitz. Prälat Ulitzka gedachte der hervorragenden hiſtoriſchen Leiſtungen des Jubilars, die man jetzt, nachdem die Provinz Oberſchleſien aufgebaut ſei, erſt voll zu würdigen wiſſe, und wies ſodann auf die ſympathiſchen menſchlichen Eigenſchaften desſelben hin, auf ſein ſonniges, ſtets freundliches Gemüt und auf die kindliche Demut und Dankbarkeit des Gefeierten. „Wie ein Kind ſchüttete er Dank und Anerkennung auf andere aus und will nichts für ſeine Perſon.“ Hocherfreut war der Jubilar über die Geſchenke, die ihm im Auftrage des Landeshauptmanns (1000 RM. für die Zwecke der oberſchleſiſchen Geſchichtsforſchung) und der Stadt Gleiwitz (ein gutes Ölgemälde des Jubilars von Lukas Mrzyglod) überreicht wurden. Er überwies ſofort die Geldſumme dem oberſchleſiſchen Geſchichtsverein, das Gemälde dem Gleiwitzer Muſeum. Ein vom Oberpräſidenten angewieſener anſehnlicher Geldbetrag ſollte der Herausgabe des neuen „Oberſchleſiſchen Jahrbuchs“ zugute kommen. Es braucht wohl nicht erſt verſichert zu werden, daß auch die Parochianen von Peiskretſcham den 70. Geburtstag ihres vortrefflichen, außerordentlich beliebten Pfarrers in geziemender Weiſe feierten. Er ſchrieb mir im letzten Briefe: „Das Jubiläum hat auch in Peiskretſcham glänzend geendet.“

Auf dieſe ſonnigen, von Freude verklärten Tage folgte für Chrząſzcz nur

zu bald eine Zeit ſchwerſter Heimſuchung. Seit dem Dreifaltigkeitsſonntage (12. Juni) 1927 ſetzte ihm ein Nieren- und Herzleiden arg zu. Anfang Auguſt erlitt er einen ſchweren Schlaganfall, der ihm die Ausübung ſeiner kirchlichen Amtsverrichtungen unmöglich machte und ihn Anfang Oktober veranlaßte, ſeine Penſionierung zu beantragen. Seiner Bitte wurde vom Fürſtbiſchof Kardinal Bertram unter vollſter Anerkennung ſeines „muſterhaften, vorbildlichen Wirkens" durch Schreiben vom 27. November mit Wirkung vom 1. Januar 1928 entſprochen. Doch nur wenige Wochen währte der „Ruheſtand" — beſſer geſagt „Leidensſtand" — unſeres Chrząszcz. Nach qualvollen Leiden gab er Sonntag, den 26. Februar 1928, nachmittags 1½ Uhr ſeine Seele in die Hände des Schöpfers zurück. Seine letzten Worte waren: „Mein Jeſus, Barmherzigkeit."

Am 1. März, einem ſonnigen Vorfrühlingstage, trat der Verewigte von ſeiner ehrwürdigen St. Nikolauspfarrkirche aus, wo das Requiem mit deutſcher und polniſcher Leichenrede abgehalten worden war, unter dem Trauergeläut der Glocken ſeinen letzten Gang nach dem Friedhofe bei der St. Stanislauskirche an. Das unzählbare Trauergefolge — die Pfarrgemeinde, Vertreter hoher geiſtlicher und weltlicher Behörden, gegen 80 Prieſter, Abgeordnete jener Städte, deren Chronik ſeiner fleißigen Feder entfloſſen war, Mitglieder des Oberſchleſiſchen Geſchichtsvereins — legte Zeugnis ab von der außerordentlichen Verehrung und Liebe, deren ſich der ſeeleneifrige, demütige, liebenswürdige Prieſter, der unermüdliche gelehrte Forſcher, der treue Oberſchleſier in allen Schichten der Bevölkerung erfreut hatte.

GEORG MÜLLER

(1865 — 1922)

Kardinal Bertram ſagte in ſeiner Neujahrsanſprache 1923 gelegentlich des Empfanges der Gratulanten in der Erzbiſchöflichen Kurie, die zwei jüngſt verſtorbenen Prieſter Rat Georg Müller und Profeſſor Dr. Karge gehörten zu den idealſten Prieſtergeſtalten der Diözeſe.

Georg Adolf Franz Müller wurde als Sohn des Freiſcholtiſeibeſitzers Eduard Müller und deſſen Ehefrau Agnes, geb. Mehlich, zu Falkowitz OS. (Falkendorf) am 28. April 1865 geboren. Nach dem frühen Tode der Mutter kam er zu ſeinen Großeltern nach Grottkau. In der katholiſchen Stadtſchule daſelbſt erhielt er den erſten Unterricht und wurde von dem damaligen Kaplan Dr. Grundey für die Quarta vorbereitet. Mit 14 Jahren bezog er das Patſchkauer Gymnaſium. Sechs Jahre darauf wurde er beim Abiturium von der mündlichen Prüfung wegen ſeiner tüchtigen Leiſtungen befreit. Das Abgangszeugnis bemerkt: „Innerhalb und außerhalb der Schule bekundete ſein Betragen ſittliche Tüchtigkeit und Charakterreife. Bei regelmäßigem Schulbeſuch, reger Teilnahme am Unterricht, muſterhaftem Fleiße und anerkennenswerter Selbſttätigkeit iſt es ihm gelungen, die Zufriedenheit aller ſeiner Lehrer in hohem Grade zu erwerben. Da außerdem ſeine ſchriftlichen Prüfungsarbeiten ſämtlich gut ausgefallen waren, ſo wurde er von der Ablegung der mündlichen Prüfung entbunden."

Müller wandte ſich zunächſt dem Poſtdienſte zu und war vom 6. Juni 1885 bis Ende Auguſt 1886 Poſteleve in Breslau, fühlte ſich aber in dieſem Fach nicht befriedigt. Seine Führung war nach dem Zeugnis des kaiſerlichen Oberpoſtdirektors ſtets tadelfrei und ſeine Leiſtungen haben voll befriedigt. In ſeinem ſpäteren Leben gedachte er oft dankend der göttlichen Führung, die ihn aus dem Poſtdienſte heraus zur Theologie, zum eigentlichen Berufe, geführt hatte. Von Herbſt 1886 bis Herbſt 1889 ſtudierte er Theologie, anfangs außerhalb des Konviktes, ſpäter im Konvikt. Er war Mitglied des katholiſchen Studentenvereins „Unitas". Ins Alumnat kam er im Herbſt 1890 und empfing am 23. Juni 1890 durch Kardinal Kopp die Prieſterweihe. Auf Wunſch des Pfarrers Anton Hein wurde er Kaplan in Grottkau, wo er ſich beſonders glücklich fühlte, dann bei St. Dorothea in Breslau und im folgenden Jahre in Lauban (Michaelis 1892). Der Pfarrer von Lauban, Erzprieſter Anter, zugleich Propſt des Magdalenerinnenkloſters, bemerkt:

„Kaplan Müller hat seine priesterlichen Funktionen in Kirche, Schule wie auch bei Krankenprovisionen mit größter Treue und Gewissenhaftigkeit erfüllt und auch einen guten Erfolg erzielt. Durch seine erbaulichen Predigten, sowie durch seinen sorgfältigen katechetischen Unterricht in Verbindung mit einer liebevollen Behandlung der Kinder und durch seinen musterhaften Wandel hat er sich die Liebe und das Vertrauen der Kirchengemeinde in hohem Grade erworben. Mit seiner Umgebung hat er stets in Frieden und Eintracht gelebt." Kardinal Kopp ernannte den bewährten Kaplan am 14. Juli 1894 zum Missionspfarrer von Neu Ruppin. Doch kam es auf Wunsch Anters nicht zur Versetzung nach der Diaspora. Er blieb zunächst in Lauban und erhielt laut Verordnung vom 3. September 1895 vom Kardinal Kopp die Ernennung zum Präfekten des theologischen Konviktes in Breslau. Am 15. Juli 1897 wurde er Kuratus bei St. Ursula in Breslau. Hier hat er nun den größten Teil seines priesterlichen Lebens – 23 Jahre lang – gewirkt. Unermüdlich arbeitete er in selbstloser Weise im Kloster, im Oberlyzeum, im Marienverein und erwarb sich durch sein frommes Beispiel die größte Verehrung und Dankbarkeit seiner Schutzbefohlenen. Dabei wurde er als Seelenführer, Beichtvater und geistlicher Beirat von Priestern und Laien auch außerhalb des Klosters in Anspruch genommen und übernahm die Stelle eines Präses im Abstinentenverein. Er sagte: „Ein Priester muß die Leitung übernehmen, und ich werde es tun." Die zermürbende Arbeit, die ihm kaum Zeit zu einem Spaziergang ließ, legte den Grund zu seiner späteren Krankheit. Mit großer Freude begrüßte er den Anbruch der Ferien, um seinen „Lufthunger" zu stillen. Er unternahm größere Reisen nach Rom, Lourdes und Palästina. Schon im Jahre 1915 hatte er Todesahnungen; als der Arzt in Oberschreiberhau seinen hohen Blutdruck feststellte und ihm einen frühen Tod voraussagte, blieb er ganz ruhig, ja er freute sich, das „besondere Gericht" bald hinter sich zu haben. Am 1. November 1915 nahm er vom Kloster und dessen Oberin in Ahnung seines, glücklicherweise nicht unmittelbar bevorstehenden Todes in einem Schreiben an die Oberin M. Aloysia v. Gilgenheimb Abschied: „Da ich fühle, daß mir der Tod – wahrscheinlich ein plötzlicher – nahe ist, nehme ich auf diesem Wege Abschied von Ihnen und dem Hause, in dem ich mich so glücklich gefühlt habe. Möge Ihnen, hochverehrte würdige Mutter, der liebe Gott vergelten, was Sie mir Gutes getan, alle Nachsicht und Geduld, alle mütterliche Fürsorge und Aufmerksamkeit, das Vertrauen, das Sie mir geschenkt, und Ihr Gebet, durch das Sie mir geholfen

haben. Ich bitte nochmals herzlich um Verzeihung für alle Fehler, die ich gemacht. Auch den ehrwürdigen Schwestern danke ich herzlich für alle Güte, die ſie mir erwieſen, für das gute Beiſpiel, an dem ich mich erbaut, und für das Gebet und die Arbeit, durch die ſie mein Wirken unterſtützt haben. Von Herzen Dank ſage ich auch den Kindern für alle Freude, die ſie mir in der Schule bereitet haben, und knüpfe daran die Bitte, daß ſie auch im Leben draußen dem Heiland und ſeiner hl. Kirche treu bleiben und ſich als dankbare Kloſterkinder beweiſen, damit ich ſie im Himmel alle wiederfinde. Auch den Marienkindern danke ich für den Eifer und die Treue im Dienſte der lieben Muttergottes und empfehle ſie ihrem Schutze. Die Regelung meiner zeitlichen Angelegenheiten habe ich meinem Freunde, Herrn Erzprieſter Kuhnert, übertragen, damit dem Kloſter keine Unannehmlichkeiten erwachſen. Nun ſehe ich ruhig dem Tode entgegen im Vertrauen auf die Barmherzigkeit meines Heilandes und auf die Fürbitte der hl. Jungfrau und der hl. Mutter Anna. Ich will auch im Fegfeuer weiter für mein Kloſter beten und hoffe, daß ich dort nicht verlaſſen und vergeſſen ſein werde."

Am 1. Februar 1920 berief ihn das Vertrauen ſeines Oberhirten in die Stellung eines Direktors des theologiſchen Studentenkonvikts. Bevor die Stelle beſetzt wurde, fragte Müller einen Confrater öfters und zwar mit auffallender, geradezu nervöſer Unruhe, ob der Poſten nicht ſchon beſetzt ſei, oder wer dafür benannt werde. Nach ſeiner Überſiedlung ins Konvikt gab er dazu die Erklärung. Sie lautete: Gleich nach Freiwerden des Poſtens habe ihm eine innere Stimme geſagt: „Jetzt biſt du dran." Und er habe gefürchtet, daß das womöglich eintreten könnte. Daher ſeine Unruhe. Die Annahme des biſchöflichen Rufes war für Müller, abgeſehen von finanzieller Einbuße, ein Opfer. Bei St. Urſula war er ganz eingelebt und hatte noch in höheren Jahren ſtaatliche Examina nachgemacht, um der Schule und dem Kloſter alles werden zu können. Andererſeits war es gut, daß mit Müller ein hauptamtlicher Direktor ins Konvikt kam. Herzliche Brüderlichkeit verband ihn mit ſeinen geiſtlichen Mitarbeitern im Konvikt. Bald beſaß er auch das Vertrauen der Studenten, denen er durch ſeine Tüchtigkeit und ſein energiſches Weſen Reſpekt einflößte. Die Ausſchmückung der Treppen und Korridore geht auf ihn zurück. Sein angeborener Takt und ſein freundliches Weſen, von dem ſchon ſein Äußeres kündete, wie auch ſeine Klugheit machte ihm die Unterſcheidung der Geiſter leicht. Aber manchmal ſtritt doch ſein verſtandesmäßiges Urteil hart mit der Güte ſeines Herzens. Er folgte bei ſeinen Entſcheidungen dem manchmal hart erſcheinenden Urteil ſeines Verſtandes.

Natürlich drückte unseren Müller die Verantwortung für die Priesterkandidaten, wie jeden Leiter dieser Anstalt. Dazu kam die furchtbare Zeit der Inflation, und endlich die starke Arterienverkalkung, die ihm besonders in der letzten Lebenszeit sehr zusetzte und seinen frühen Tod herbeiführte. Mittwoch, den 1. November 1922 empfing er noch die bei Beginn des Semesters einrückenden Theologen und speiste mit ihnen an der Konviktstafel. An demselben Abend überkam ihn eine große Angst, so daß eine barmherzige Schwester bis 1 Uhr bei ihm wachte. Er wollte „nicht so allein sterben", verlangte auch die hl. Ölung, die aber von der Pflegerin nicht für notwendig erachtet wurde. Am folgenden Tage wurde er in das Kloster der Barmherzigen Brüder überführt. Er erkannte den ganzen Ernst seiner Lage. Er sei auf alles gefaßt, hier sterbe er nicht allein, sagte er zu einem geistlichen Besuch. Sonntag, den 5. November früh rief er den Barmherzigen Bruder, da ihn eine plötzliche Schwäche überfallen hatte, und verlangte etwas Wein. P. Clemens erteilte ihm die hl. Ölung. Dann verschied er sanft im Herrn um 10¼ Uhr vormittags.

Am Mittwoch, dem 8. November, fand die Beerdigung statt. Am Abend vorher war die Leiche aus dem Sterbehause, dem Kloster der Barmherzigen Brüder, in das Theologenkonvikt überführt worden. Die Nacht hindurch hielten die Konviktoren die Totenwacht. Am folgenden Morgen zelebrierte Kanonikus Kuhnert ein Requiem mit Assistenz in der Konviktshalle. Kardinal Bertram erteilte die Absolution. Dann wurde die entseelte Hülle des Konviktsdirektors durch das Riesenspalier der zuschauenden Volksmenge unter Begleitung zahlreicher Leidtragenden, unter denen sich 60 Priester befanden, darunter Mitglieder des Domkapitels und der Theologischen Fakultät, nach der Ursulinerkirche überführt, wo er, da sein Wunsch, auf dem Laurentiusfriedhofe neben seinem Freunde Pater Theophil Mertz S. J. bestattet zu werden, nicht gut erfüllt werden konnte, seine letzte Ruhestätte finden sollte.

In der inneren Ursulinenkirche hielt ihm Kanonikus Kuhnert einen ergreifenden Nachruf, in dem er auf die Quelle hinwies, aus der das gottinnige Wirken des Entschlafenen entsprang. „Nicht die irdische Pilgerschaft des Heimgegangenen", sagte er, „will ich schildern – sie ist Ihnen allen bekannt –, auch nicht eine Lobrede auf ihn halten, denn das entspräche nicht der heiligen Einfalt und Schlichtheit seines Charakters, der allem eitlen Selbstruhm abhold war, aber zeigen will ich die Quelle, aus der er schöpfte, um zu jener

wahren Größe zu gelangen, die die Kraft verleiht, ſich ſelbſt zu vergeſſen, um Gott und den Menſchen in heiliger Liebe zu dienen. Dieſe Quelle iſt keine andere als Gott ſelbſt. Von ſeiner Gnade angetrieben, ſuchte er immer mehr und mehr im Gebet und durch Betrachtung ſeine Hoheit und Güte zu erkennen und gelangte ſo zu jener Innerlichkeit, die alles, auch das Kleinſte, auf Gott bezieht und die Kraft verleiht, unverdroſſen und ohne Grenzen jeden auch noch ſo beſchwerlichen Weg zu gehen, den Gottes heiliger Finger zeigt. Nur ſo iſt es erklärlich, daß er während ſeines ganzen Prieſterlebens in ſtiller, unverdroſſener Arbeit, gleich als wäre er ein durch heilige Gelübde gebundener Kloſterbruder, vom früheſten Morgen bis zum ſpäten Abend ſeine Kräfte Tag für Tag buchſtäblich aufrieb. Für ihn war jeder Tag der Woche, auch der Sonntag, ein Arbeitstag im Weinberge des Herrn. Selbſt als ſeine Kräfte ſichtlich nachließen, kannte ſein Eifer keine Grenzen, und wiederholte Mahnungen, ſich zu ſchonen, blieben fruchtlos. Sein auf Gott allein gerichteter Sinn befähigte ihn, das öffentliche Lob und die Anerkennung der Welt zu verachten. Darum fand er ſeine Freude in ſtiller Wirkſamkeit in Schule, Beichtſtuhl und im engen Kreiſe dieſer ehrwürdigen Jungfrauen des Kloſters und ſeiner lieben Marienkinder. Der in Gott geſtählte Entſchluß, jedes Opfer zu bringen, das der Herr von ihm fordern würde, machte ihn mutig und ſtark, als er, obwohl bereits krank, vor drei Jahren die Bande löſen mußte, die in 23 Jahren ſeiner überaus ſegensreichen Wirkſamkeit an dieſer heiligen Stätte ſo feſt geworden waren, daß es einer faſt übermenſchlichen Kraft bedurfte, um ſie zu durchſchneiden. Was für ein ſchwerer ſeeliſcher Kampf dieſem Opfer voranging, weiß Gott allein. Ihn lockte nicht der Ruhm der hohen Vertrauensſtellung, der manchem anderen, weniger abgeklärten Prieſter den Kampf erleichtert hätte, ihm ſchwebte lediglich die Frage vor: Iſt es Gottes heiliger Wille, daß ich dem Rufe meines Oberhirten folge? Und als er dieſe Frage nach reifer Überlegung bejaht hatte, da gab es kein Zaudern mehr, ſondern nur die Antwort: Herr, dein Wille iſt auch der meinige. Und wie in allen früheren Wirkungskreiſen, ſo war auch in dem neuen und letzten ſein Sinnen und Trachten eiſerner Pflichterfüllung gewidmet. Die Perſonen, die ihm zur Leitung anvertraut waren, hatten gewechſelt, die Aufgaben waren noch höher geworden, allein er ſelbſt war ſich treu geblieben, der einfache, ſelbſtloſe, unermüdlich tätige Prieſter, der ſich verzehrte im Eifer für die Heranbildung ideal veranlagter Theologen, auf daß ſie taugliche Werkzeuge ſeien in der Hand des Herrn. In den Nachrufen

wird mit Recht seine väterliche Liebe und Herzensgüte hervorgehoben. Diese konnte ihn jedoch nicht abhalten, seine Pflicht zu erfüllen, wenn es galt, für das sacerdotium ungeeignete Kandidaten von der Schwelle des Heiligtums fernzuhalten. Ein solches selbstloses und rastloses Schaffen in allen Wirkungskreisen, die Gottes heilige Vorsehung ihm anwies, mußte die edelsten Früchte tragen, zumal seine eindringlichen Worte unterstützt wurden durch sein herrliches Tugendbeispiel. Wie groß wird darum auch seine Ernte sein! Sagt doch der Heiland: ‚Wer reichlich sät, wird reichlich ernten.' Doch schon auf Erden ist er nicht leer ausgegangen. Verlangen Sie Beweise? Schauen Sie um sich! Wie viele Herzen hat er gewonnen. Unser aller Herzen hat er erobert. Das Scheingold eitlen Weltruhmes wies er weit von sich und tauschte dafür ein das echte Gold der Liebe. Die Liebe zu ihm und die Verehrung für ihn hat Sie zum Teil aus weiter Ferne hierher geführt. Viele andere, welche die Pflichterfüllung fernhält, weilen im Geiste hier, und nachdem der Tod die Schranken niedergerissen, welche seiner Wiedervereinigung mit dieser Stätte seiner segensreichen Tätigkeit entgegenstanden, hat dankbare Liebe seiner sterbliche Hülle hierher geführt, um sie im Schoße des Heiligtums zur letzten Ruhe zu bringen, sie zu bewahren und an seiner Gruft unverwesliche Kränze christlicher Fürbitte niederzulegen. Und wenn die ehrwürdigen Schwestern, seine zahlreichen Marienkinder, seine lieben Freunde an seiner Gruft knien und beten werden, dann wird sein Bild, werden seine herrlichen Worte und sein Tugendbeispiel wieder aufleben und reiche Früchte tragen, auch über das Grab hinaus."

Nach diesem Nachruf wurde die Leiche in der Priestergruft der äußeren Kirche beigesetzt in unmittelbarer Nähe der alten Piastengräber. Seit mehreren Jahren hält eine Gedächtnistafel in der äußeren Kirche, gewidmet von den Marienkindern, das Andenken an Pater Georg Müller aufrecht.

Überaus zahlreich waren die Kondolenzschreiben, die anläßlich seines Todes eingingen. Geheimrat Provinzialschulrat Stein, der als pädagogischer Fachmann die Prüfungen am Oberlyzeum leitete, schrieb der Oberin der Ursulinen, er habe den Geistlichen Rat Müller als Priester bewundert und als Lehrer und Erzieher sehr hochgeschätzt. Gott möge ihm reichen Lohn gewähren für seine Arbeit im Weinberg des Herrn!

5.1.61
23.1.61
7/10.39
19/5.42
20/1.45.
10/4.48.

16/11.51
6.7.52
28.4.53

IN BUCHFORM SIND VOM VERFASSER ERSCHIENEN:

Studien zur Geschichte der Neustädter Gegend. Neustadt OS. 1910, 1912, 1915. Verlag der „Neustädter Zeitung".

Die Reichsgrafen Colonna, Freiherren von Fels, auf Groß Strehlitz, Tost und Tworog. Groß Strehlitz 1912.

Lubowitzer Tagebuchblätter Josef von Eichendorffs. Groß Strehlitz 1907. Erster Abdruck des auf Lubowitz bezüglichen Tagebuchs Eichendorffs, mit Erläuterungen, die von Kosch in seinem Werke ausgiebigst benutzt wurden.

Fahrten und Wanderungen der Freiherren Josef und Wilhelm von Eichendorff. Oppeln 1907.

Geschichte der Landpfarreien des Archipresbyterats Sohrau OS. Oppeln 1912. Herausgegeben vom Oberschlesischen Geschichtsverein.

Geschichte des Klosters der Barmherzigen Brüder in Neustadt OS. Neustadt OS. 1916.

Die Pfarrkirche zur Allerheiligsten Dreifaltigkeit in Birawa OS. Breslau 1920. Vom Klerus des Dekanats Cosel dem zum Kardinal ernannten Fürstbischof Bertram gewidmet.

Franziskanerkloster Sankt Joseph im Walde bei Neustadt OS. Neustadt OS. 1920.

Bergkapelle zur Schmerzhaften Muttergottes bei Neustadt OS. Neustadt OS. 1924.

Geschichte der Pfarrei Groß Strehlitz in Oberschlesien. Groß Strehlitz 1925.

Burgen und Kapellen, Berge und Wälder der Neustädter und Zuckmanteler Gegend. Verlag „Neustädter Zeitung" 1928.

Lebensbilder schlesischer Priester. Teil I. Breslau 1928, Borgmeyer.

Ungedruckte Briefe von und an Kardinal Melchior von Diepenbrock. Nach dem im Erzbischöflichen Diözesanarchiv in Breslau vorhandenen Material. Breslau 1931, Aderholz. Mit einem Geleitwort von Erzbischof Kardinal Bertram.

Briefwechsel des Kardinals Diepenbrock mit Gräfin Ida Hahn-Hahn vor und nach ihrer Konversion. München 1931, Kösel & Pustet.

Fürstbischof Heinrich Förster und Karl von Holtei. Breslau 1932, Aderholz.

Führer durch das Erzb. Diözesanmusum in Breslau. Breslau 1932, Borgmeyer.

Brieven van Hendrik Conscience aan Melchior Baron von Diepenbrock, prinsbischop van Breslau, nit het Erzbischöfliches Diözesan-Archiv te Breslau. Gent 1933.

Dichtungen des Karl Ignatius Lorinser auf seine verstorbene Gemahlin. Breslau 1934, Borgmeyer.

Gedenkblätter an Kardinal Diepenbrock. Nach archivalischen Quellen. Breslau 1934, Borgmeyer.

Nüchternheitsbestrebungen in Oberschlesien bis zu Fietzeks Eingreifen im Februar 1844. 1937.

Die Priester der Zisterzienserabtei Rauden OS. 1682–1810 (1856). Breslau 1935, Ostdeutsche Buchhandlung.

Schlesische Wallfahrtsorte älterer und neuerer Zeit im Erzbistum Breslau (40 Wallfahrtsorte). Breslau 1937, Borgmeyer.

Durch die Geschäftsstelle der Jaegen-Gesellschaft können bezogen werden:

1. Vorliegendes Jaegen-Bildchen
10 Stück 25 Pfg; 100 Stück 2 RM.

2. H. Jaegen, ein heiligmäßiger Bankdirektor.
Ein Lebensbild, 48 Seiten. 1 Stück 25 Pfg; 10 Stück 2 RM.

3. Das mystische Gnadenleben
Von H. Jaegen. XXXVII und 220 Seiten. Kartoniert 1.20 RM; Leinenband 1.80 RM.

4. Der Kampf um das höchste Gut
Anleitung zur Vollkommenheit in der Welt. Von H. Jaegen. XXVIII und 270 Seiten. Kartoniert 2.25 RM; Leinenband 3.50 RM.

Gebetserhörungen, die man der Fürbitte H. Jaegens zuzuschreiben glaubt, berichte man bitte unverzüglich an die

Geschäftsstelle der Jaegen-Gesellschaft
Trier, Bergstr. 61

Mit kirchlicher Gutheißung

Hieronymus Jaegen
(Nur zum Privatgebrauch)

H. Jaegen.

Hieronymus Jaegen, ein Kämpfer um das höchste Gut. Geboren in Trier am 23. August 1841. Die ersten 19 Jahre unter Leitung seiner gut katholischen Eltern, einer Lehrerfamilie. Von 1860 bis 1863 am Königl. Gewerbeinstitut Berlin; von 1864 bis 1865 in Trier als Einjährig-Freiwilliger. Nach der Schlacht bei Königgrätz durch Patent vom 6. Sept. 1866 zum Sekondeleutnant befördert. Gründete 1867 den kath. kaufm. Verein „Harmonia", Trier. Im Kulturkampf wurde das Patent zurückgenommen. 11 Jahre in der Maschinenfabrik Laeis in Trier; 19 Jahre Direktor der Trierischen Volksbank; 1899 zum Landtagsabgeordneten für Wittlich-Bernkastel gewählt. Von Jugend an in religiösen Vereinen, kirchlichen Organisationen und Prozessionen unermüdlich tätig bis zu körperlicher Erschöpfung im höchsten Alter. H. Jaegen, stets in katholischer Aktion, war immer um die Vertiefung des religiösen Lebens seiner Mitbrüder bemüht. Am 26. Januar 1919 verschied sein selten begnadetes, aber auch selten mitwirkendes Leben! — Möge Gott dem „deutschen Manne" recht bald die Ehre der Altäre zuerkennen!

Gebet um Jaegens Verehrung.

O Gott, unser höchstes Gut! Unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in Dir. Du hast Deinem treuen Diener Hieronymus Jaegen eingegeben, Dich mitten in der Welt zu suchen und zu erstreben; Du hast sein Streben hochherzig belohnt und ihn mit Deiner innigsten Freundschaft begnadet.

Siehe herab auf die Gefahren und Anfeindungen Deiner Kirche, der Braut Deines vielgeliebten Sohnes. Sie bedarf mitten in der Welt Männer, die für sie einstehen in allen Berufen und Ständen.

Unsere Päpste und Bischöfe rufen uns auf zum Schutze und Streite für Dich, das höchste Gut, und Deine Gnadenspenderin auf Erden, die heilige Kirche.

Laß offenbar werden, wie sehr Dein Diener um Dich, das höchste Gut, kämpfte, wie er immer höher strebte und stieg, unbekannt und unbekümmert im Treiben der Umwelt.

Erfasse uns mit Deinem Streben und laß ihn uns Lehrmeister, Vorbild und Fürbitter werden zur Heiligung des inneren und somit des öffentlichen Lebens.

Segne daher die Bestrebungen der Männer, die Dich durch ihre Bemühungen um die Erhebung Deines Dieners zur Ehre der Altäre verherrlichen wollen. Amen.

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu
7539/II Ś
001-008088-02-0